Drittes Lesebuch

für

Evangelisch-Lutherische Schulen.

Neue Serie.

Carl Quever

Clara Quever New Berlin
Feb. 14 1913 Ill.

Drittes Lesebuch

für

Evangelisch-Lutherische Schulen.



St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1906.

Vorwort.

Mit dem vorliegenden dritten Lesebuche gelangt „die Neue Serie deutscher Lesebücher für evangelisch-lutherische Schulen" zum Abschluß. Das „Lesebuch für Oberklassen", welchem grundsätzlich keine Stücke entnommen sind, kann der Serie angefügt werden, im Fall der in diesen drei Büchern gebotene Lesestoff nicht ausreicht.

Über Auswahl des Lesestoffs sei nur bemerkt, daß dabei nach denselben Grundsätzen verfahren und dieselbe Sorgfalt angewandt worden ist, wie bei den vorhergehenden Büchern.

Was Einteilung und Anordnung des Stoffes betrifft, so schließt sich das Buch den bekanntesten und bewährtesten Lesebüchern für diese Stufe an. Während der Stoff der beiden ersten Bücher progressiv geordnet und es deshalb geraten ist, die Reihenfolge inne zu halten, so wird der Lehrer in diesem Buche behufs Abwechselung vielfach eine passende Auswahl zu treffen haben, weil die Natur des Stoffes eine durchgehende Anordnung vom Leichtern zum Schwerern nicht wohl zuläßt, dieselbe auch nicht durchaus nötig ist.

Daß in diesem Buche dem berechtigten Verlangen nach amerikanischem Lesestoff entsprochen und dasselbe ein deutsch-amerikanisches Gepräge hat, wird jeder auf den ersten Blick erkennen.

Allen denen, die das Werk fördern und vollenden halfen, sei es durch Beiträge, sei es durch Winke über Auswahl des Stoffes, zollen wir hiemit unsere Anerkennung.

Der HErr segne das Buch zu seines Namens Ehre.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Abschnitt.

Spiegelbilder aus dem Menschenleben.

Zweiter Abschnitt.

Bilder aus der Naturkunde.

Dritter Abschnitt.

Bilder aus der Geschichte.

Vierter Abschnitt.

Bilder aus der Länder- und Völkerkunde.

Fünfter Abschnitt.



1. Alles mit Gott!

Mit dem HErrn fang' alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen,
Darfst auf eigne Kraft nicht bauen,
Demut schützt vor stolzem Wahn.
Mit dem HErrn fang' alles an!

Mit dem HErrn fang' alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
Können nie das Ziel verfehlen,
Sie nur geh'n auf sichrer Bahn.
Mit dem HErrn fang' alles an!

Mit dem HErrn fang' alles an!
Mut wird dir dein Helfer senden,
Froh wirst du dein Werk vollenden,
Denn es ist in Gott gethan.
Mit dem HErrn fang' alles an!

2. Mit JEsu fang' ich an.

Mit JEsu fang' ich an,
Mit JEsu will ich enden;
Was ich nur immer thu',
Wohin ich mich mag wenden,
Soll meiner Augen Ziel
Nur einzig JEsus sein.
In meinem Herzen nichts
Als JEsus wohn' allein.

3. Welches Herz Gott gefällt.

Zu Wittenberg besuchte der Herr Lutherus einen sehr kranken Studenten und fragte, was er Gott wollte mitbringen, wenn er würde von dieser Welt abfahren? Der junge Mensch sagte: „Alles Gutes, lieber Herr Vater, alles Gutes." Lutherus gab zur Antwort: „Wie kannst du ihm 'was Gutes bringen, bist du doch ein armer Sünder?" Da spricht der fromme Student: „Lieber Herr Vater, ich will Gott, dem himmlischen Vater, ein bußfertiges, demütiges Herz bringen, das mit den teuren Blutströpflein JEsu Christi besprenget ist." Darauf sagte der Herr Lutherus: „So fahre hin, lieber Sohn, du wirst wohl ankommen und Gott, dem himmlischen Vater, ein willkommener Gast im Himmel sein."

4. Glaube.

1. Mein Glaube ist nicht Tand,
Der vor dem Feind erblasset;
Mein Glaube ist die Hand,
Die ihren Heiland fasset.

2. Mein Glaube ist kein Wahn,
Wie sonst ein Mensch sich dichtet,
Wenn er nach eignem Plan
Den Weg zum Himmel richtet.

3. Mein Glaube ist ein Licht
Von tröstlich hellem Strahle,
Das durch die Schrecken bricht
Im finstern Todesthale.

4. Mein Glaube ist nicht mein
Verdienst und eigne Gabe;
Gott ist es, Gott allein,
Dem ich's zu danken habe.

5. Sein Brünnlein liegt im Wort,
In zweien Sakramenten,
Draus quillt ihm fort und fort
Das Wollen und Vollenden.

6. Mein Glaube kleidet sich
In rot' und weiße Seide,
Und pranget ewiglich
In diesem Ehrenkleide.

7. Von Christi Unschuld weiß,
Von seinem Blute rot,
Behält dies Kleid den Preis,
Ist teuerwert vor Gott.

5. Kurze Rede — gute Rede.

1. Gottesfurcht ist der Weisheit Anfang.
2. Der gerade Weg ist der beste.
3. Liebe hat ein gut Gedächtnis.
4. Böse Saat trägt böse Früchte.
5. Im Fluge wachsen die Schwingen.
6. Gemalte Blumen riechen nicht.
7. Wer viel schwatzt, viel lügt.
8. Der Schein trügt.
9. Wer an den Weg baut, hat viel Meister.

6. Freuet euch.

Freuet euch der schönen Erde,
Denn sie ist wohl wert der Freud';
O, was hat für Herrlichkeiten
Unser Gott da ausgestreut!

Und doch ist sie seiner Füße
Reich geschmückter Schemel nur.
Ist nur eine schön begabte,
Wunderreiche Kreatur.

Freuet euch an Mond und Sonne,
Und den Sternen allzumal,
Wie sie wandeln, wie sie leuchten
Über unserm Erdenthal.

Und doch sind sie nur Geschöpfe,
Von des höchsten Gottes Hand
Hingesä't auf seines Thrones
Weites, glänzendes Gewand.

Wenn am Schemel seiner Füße
Und am Throne solcher Schein,
O, was muß an seinem Herzen
Erst für Glanz und Wonne sein!

7. Übung macht den Meister.

Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, ist auch noch kein Meister geboren worden, sondern die Meisterschaft kommt allemal nach und nach, leis und langsam, nicht von selbst, sondern durch Übung. Wer noch so viele Gaben und Anlagen besitzt und bildet sie nicht aus, sondern legt sich auf die Bärenhaut, der kann wohl ein ausgezeichneter — Nichtsnutz werden, aber ein Meister nimmermehr. Wissen, Können und Wollen, das ist's, was einer besitzen muß, um in einem Fach Meister zu werden. Vor allem

aber das Wollen. Denn wer nicht will, der lernt nichts und weiß nichts und kann nichts — wird kein Meister, sondern bleibt stets ein fauler Gesell oder ein dummer Junge.

8. Der Rätselmann.

Die Rätsel, mit denen das Volk sich neckt,
Hab' ich in meinen Sack gesteckt.
Heran, ihr Kinder, alle heran,
Es rate, wer da raten kann!

Wer baut uns Brücken und braucht kein Holz?
Der Winter ist der Baumeister stolz.
Wer kennt den schwersten Stab im Land?
Der Stecken ist's in des Bettlers Hand.
Wie lange schläft der Esel zur Nacht?
Nicht länger, als bis er aufgewacht.
Wann wird der Reiche zum Bettelmann?
Wenn er Schulden macht und nicht zahlen kann.
Wie lange trägt man Wasser im Sieb?
So lang nur, als es gefroren blieb.
Wie tief ist das Meer? weißt du's vielleicht?
Das weiß der Stein, der den Grund erreicht.
Wann ist die beste Essenszeit?
Wenn für den Hunger ein Mahl bereit.
Mit welchen Augen kann man nicht seh'n?
Mit Hühneraugen an den Zeh'n.
Was geht durch Hecken und raschelt nicht?
Das thut der Sonne gold'nes Licht.
Rat', welches Tier wird schöner im Tod?
Der braune Krebs, der färbt sich rot.
Wer hat sein Haus auf Felsen gebaut?
Der Bauherr, der auf Gott vertraut.

Wann steht der Kaiser auf einem Fuß?
Wenn er sein Roß besteigen muß.
Nun sag', wann der Narr dem Weisen gleicht?
Dann, wenn er statt zu reden schweigt.

Für heut' ist nun mein Säcklein leer,
Doch bring' ich bald der Rätsel mehr.
Lebt wohl und haltet zu rechter Zeit
Zum Nüsseknacken die Zähne bereit.

9. Wer hängt die Schelle an?

Einst war eine große Not unter den Mäusen; denn die Katze war schlau, und es schien, als habe sie ihnen allen den Tod geschworen. Da kamen die Mäuse zusammen und hielten einen Rat. „Was fangen wir an?" sprach die älteste unter ihnen, „unsere Zahl wird täglich kleiner. Bald werden wir von der Erde verschwunden sein. Wie retten wir uns vor der Katze?" „Nichts ist leichter als das", sprach ein kleines Spitznäschen; „ich wüßte wohl zu helfen. Wir hängen der Katze eine Schelle an, dann mag sie kommen. Wir haben alle feine Ohren, und ehe sie uns erblickt, haben wir uns schnell verkrochen."

„Ja wohl!" riefen alle Mäuse, setzten sich auf die Hinterfüße und blickten keck und mutig umher.

„Nun gut!" sprach die alte zu der kleinen; „du hast so schön geraten, so magst du der Katze die Schelle anhängen."

„Ich?" sprach die junge Maus, „nein, das kann ich doch nicht wagen!" „Und ich auch nicht, und ich auch nicht!" riefen die andern. Schnell lief die ganze Versammlung auseinander. Die Katze aber geht noch ohne Schelle umher bis auf den heutigen Tag.

10. Trau', schau', wem?

Ein Fuchs verkündete den Hennen und Hähnen, die auf einem Baume saßen, einen ewigen Frieden, der da wäre angestellt mit allen Tieren, also daß fürderhin Wolf und Schaf, Fuchs und

Hühner ewige Freundschaft mit einander haben sollten. Damit hätte er gerne die Hennen vom Baume geschwätzt. Aber der Hahn sagt: Das hör' ich gern! und reckt dabei den Kopf auf. Der Fuchs sagt: Was siehst du? Der Hahn antwortet: Ich sehe einen Jäger mit Hunden von ferne. Der Fuchs spricht: Da bleib' ich nicht. Antwortet der Hahn: Harre, so wollen wir auch mit dir hinab, wenn wir sehen, daß die Hunde mit dir Friede haben. Der Fuchs sagte: Ei, er möchte ihnen noch nicht verkündigt sein; ich fahre dahin!

11. Sprüche.

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Sei die Gabe noch so klein,
Dankbar mußt du immer sein.

Hast du genug und Überfluß,
Denk' auch an den, der darben muß.

Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr,
Zerbrich den Willen, das ist mehr.

Häng' an die große Glocke nicht,
Was jemand im Vertrauen spricht.

Frage nicht, was andre machen,
Acht' auf deine eignen Sachen.

12. Die Ulmer Spatzen.

Es ist schon lange her, da hatten die Ulmer einmal einen sehr großen Balken in die Stadt zu bringen. Da sie den Balken aber der Breite nach trugen, so konnten sie mit demselben nicht durch

das Thor kommen, und beratschlagten nun, wie diese Schwierigkeit zu beseitigen sei. Nach vielen vergeblichen Vorschlägen stritt man zuletzt nur noch darüber, was vorzuziehen sei, entweder den Balken schmäler, oder aber das Thor breiter zu machen.

Da kam endlich durch das Thor ein Spatz geflogen, der trug einen langen Strohhalm zu seinem Neste. Selbiger Spatz nun trug aber den Strohhalm der Länge und nicht der Breite nach. „Halt!" rief da ein aufmerksamer Ulmer, „mir geht da ein Licht auf!". Und sofort machte er den Vorschlag, dem Beispiele des Spatzen zu folgen. Das soll denn auch allgemeinen Anklang bei den anwesenden Bürgern gefunden haben, so daß sie den Balken auf gute Weise in die Stadt brachten.

13. Der Adler, die Katze und das wilde Schwein.

Auf einer Eiche im Walde lebten ein Adler, ein Schwein und eine Katze. Der Adler nistete auf dem Wipfel, die Katze in der Mitte des Baumes, und das Schwein hatte unten am Fuße desselben sein Lager. Das bösartigste Geschöpf unter allen dreien war die Katze. Sie sann unaufhörlich auf das Verderben der andern und wandte sich zuerst an den Adler.

„Sei auf deiner Hut, König der Vögel", sprach sie. „Es ist ein verräterischer Anschlag gegen dich und nebenbei auch gegen mich armes Tier im Werke. Unaufhörlich wühlt das Schwein da unten an den Wurzeln des Baumes. Sicherlich wird es nicht eher nachlassen, bis die Eiche stürzt, und dann ist es um deine und meine Jungen geschehen."

Kaum war es ihr auf diese Weise gelungen, den Adler mißtrauisch zu machen, als sie sich zu dem Schweine verfügte. „Du träumst dir wohl kaum", sprach sie, „die Gefahr, in welcher du dich befindest? Da oben auf dem Wipfel des Baumes lauert ein Adler; raubgieriger als er war gewiß noch keiner. Nur allzugern möchte er unsere Jungen erbeuten. Entferne dich nur ein einziges Mal, und er hat sie." Von Stund an wich der Adler nicht mehr von seinem Neste und das Schwein nicht mehr von seinem Lager.

Jedes fürchtete sich vor dem andern. Die anscheinende Sorgfalt der Katze, die nur des Nachts ausschlich, um sich Futter zu holen, vergrößerte die Besorgnis ihrer Nachbarn. Beide waren so lange auf ihrer Hut, bis sie endlich verhungerten und ihre Jungen nun eine Beute der räuberischen Katze wurden.

Hüte dich, auf Zwischenträger und Verleumder zu hören.

14. Kutschpferd und Ackergaul.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Felde zieh'n,
Und wiehert' stolz herab auf ihn.
Wann, sprach es, und begann sich schön zu heben,
Wann kannst du dir ein solches Anseh'n geben?
Und wann bewundert dich die Welt?
Schweig', rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen!
Denn baut' ich nicht mit Fleiß das Feld,
Wie würdest du den Hafer kriegen,
Der dich so frisch und schön erhält?

15. Wolf und Lämmlein.

Ein Wolf und ein Lämmlein kamen ungefähr beide an einen Bach, um zu trinken; der Wolf trank oben am Bach, das Lämmlein aber fern unten. Da der Wolf des Lämmleins gewahr ward, lief er zu ihm und sprach: „Warum trübst du mir das Wasser, daß ich nicht trinken kann?" Das Lämmlein antwortete: „Wie kann ich dir das Wasser trüben? trinkst du doch über mir und möchtest es mir wohl trüben." Der Wolf sprach: „Wie, fluchst du mir noch dazu?" Das Lämmlein antwortete: „Ich fluche dir nicht." Der Wolf sprach: „Ja, dein Vater that mir vor sechs Monaten auch ein solches, du willst dich vätern."*) Das Lämmlein antwortete: „Bin ich doch dazumal noch nicht geboren gewesen; wie soll ich meines Vaters entgelten?" Der Wolf sprach:

*) d. h. nach deinem Vater arten.

„So hast du mir aber meine Wiesen und Äcker abgenagt und verderbet.“ Das Lämmlein antwortete: „Wie ist das möglich? hab' ich doch noch keine Zähne.“ „Ei“, sprach der Wolf, „und wenn du gleich viel ausreden und schwätzen kannst, will ich dennoch heunt nicht ungefressen bleiben.“ Und würgte also das unschuldige Lämmlein und fraß es.

Der Welt Lauf ist: Wer fromm sein will, der muß leiden, sollte man auch eine Sache vom alten Zaun brechen; denn Gewalt geht vor Recht. Wenn man dem Hunde zu Leibe will, so hat er das Leder gefressen; wenn der Wolf will, so ist das Lamm unrecht.

16. Der Zaunkönig und der Bär.

Zur Sommerzeit ging einmal der Bär und der Wolf im Wald spazieren, da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?“ „Das ist der König der Vögel“, sagte der Wolf, „vor dem müssen wir uns neigen“; es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist“, sagte der Bär, „möcht' ich auch gern seinen königlichen Palast sehen, komm und führ' mich hin.“ „Das geht nicht so, wie du meinst“, sprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt.“ Bald darauf kam die Frau Königin, und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen ätzen. Der Bär wäre gerne nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Ärmel und sagte: „Nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind.“ Also nahmen sie das Loch in acht, wo das Nest stund, und gingen wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen, und ging nach einer kurzen Weile wieder fort. Da waren König und Königin wieder ausgeflogen, er guckte hinein, und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin.

,,Ist das der königliche Palast?" rief der Bär, ,,das ist ein elender Palast, ihr seid auch keine Königskinder, ihr seid unehrliche Kinder." Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig bös und schrieen: ,,Nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute; Bär, das soll ausgemacht werden mit dir." Dem Bären und dem Wolf ward angst, sie kehrten um, und setzten sich in ihre Löcher. Die jungen Zaunkönige aber schrieen und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: ,,Sind wir ehrliche Kinder, oder nicht? Der Bär ist dagewesen, und hat uns gescholten." Da sagte der alte König: ,,Seid nur ruhig, das soll ausgemacht werden." Flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor seine Höhle, und rief hinein: ,,Alter Brummbär, du hast meine Kinder gescholten, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen." Also war dem Bären der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Getier berufen, Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh, und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel gross und klein, sondern auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der kommandierende General des Feindes wäre. Die Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stund der Bär, rief den Fuchs vor sich, und sprach: ,,Fuchs, du bist der schlaueste unter allem Getier, du sollst General sein und uns anführen; was für Zeichen wollen wir verabreden?" Da sprach der Fuchs: ,,Ich hab einen schönen langen buschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein roter Federbusch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, so

geht die Sache gut, und ihr müßt darauf los marschieren; laß ich ihn aber herunterhängen, so fangt an und lauft.“ Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim, und verriet dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu, da kam das vierfüßige Getier dahergerannt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem angst wurde, und gingen sie da von beiden Seiten aneinander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug er's und ließ den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten mußte er ihn einen Augenblick herunterlassen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Tiere sahen, meinten sie, alles wäre verloren, und fingen an zu laufen, jeder in seine Höhle; und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern, und riefen: „Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.“ Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Der Bär soll nun vors Nest kommen und Abbitte thun, und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte thun, und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind.“ Da kroch der Bär in der größten Angst hin und that Abbitte, und darauf setzten sich die Zaunkönige zusammen, aßen und tranken, und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

17. Sprichwort — wahr Wort.

1. Faulheit lohnt mit Armut.
2. Keine Regel ohne Ausnahme.
3. Wo Rauch aufgeht, muß Feuer sein.
4. Womit einer umgeht, das hängt ihm an.
5. Die Sünde kehrt lachend ein, und weinend aus.
6. Was Gott spart in die Länge, das straft er mit Strenge.
7. Kinder lernen reden in kurzer Zeit, schweigen lernt mancher sein Lebtage nicht.
8. Den Freund erkennt man in der Not.
9. Besser arm mit Ehren, als reich mit Schanden.
10. Man kann am Neste sehen, was für ein Vogel darin ist.
11. Ungeschliffen schneidet nicht.
12. Allzuscharf macht schartig.

18. Guten Morgen.

1. Nun reibet euch die Äuglein wach!
Die Schwalben zwitschern schon am Dach,
Die Lerche singt schon in der Luft,
Die Blume prangt im Tau und Duft.
Guten Morgen.

2. Die Sonn' ist längst auf ihrer Bahn,
Auf seinem Posten kräht der Hahn,
Die Tauben flattern aus dem Schlag
Und sonnen sich im ros'gen Tag.
Guten Morgen.

3. Schon tönen Lieder und Schalmei'n,
Der Herde Glöcklein klingen drein,
Und seinen Morgengruß entbeut
Vom Turme weithin das Geläut'.
Guten Morgen.

4. Was nur die Hände rühren kann,
Das schickt sich jetzt zur Arbeit an,
Die Nachbarsleut' in Stadt und Land,
Sie drücken sich zum Gruß die Hand:
Guten Morgen.

5. Und alles regt sich nah und fern,
Und rüstet sich und preist den HErrn;
Ihr wollt doch nicht die letzten sein?
Drum stehet auf und stimmt mit ein:
Guten Morgen.

19. Windesseufzer.

Wie soll ich doch, ich armer Wind, recht weh'n jedwedem Menschenkind?
Wenn ich im Sommer komm' aus Süd, so heißt's gar bald: „O weh, wie's glüht!"
Wend' ich darauf mich schnell nach West, schreit jeder, daß ich ihn durchnäßt'.
Spring' ich hinüber in den Ost, klagt man mich an, ich bringe Frost.
Und blas' ich endlich gar aus Nord, so eilt gar alles von mir fort.
Wie soll ich nun, ich armer Wind, recht weh'n jedwedem Menschenkind?

20. Henne und Küchlein.

Ein Beispiel, wie die Vögel ihre Jungen sorgfältig warten und pflegen, kannst du besonders am Haushuhn sehen. Die Jungen der Henne nennt man Küchlein. Sobald die Küchlein aus den Eiern gekrochen sind, versammelt die Mutter ihre ganze Schar um sich, ruft sie mit einem eigenen Lockton und führt sie an einen Ort, wo es etwas zu fressen giebt, etwa auf den Düngerhaufen. Da fängt sie an mit beiden Füßen eifrig zu scharren, während sich die Küchlein um sie herumdrängen und mit Begier nach den Körnlein

oder Würmlein haschen, welche zum Vorschein kommen. Jedes Küchlein kennt den Lockton der Mutter genau, sowie auch die Mutter die Stimme ihrer Küchlein kennt. Hat sich ein Küchlein verlaufen, so schreit es ängstlich, und die Mutter lockt und sucht es ängstlich, bis beide wieder beisammen sind; dann geht es friedlich weiter. Kommt aber ein Hund oder gar ein Raubvogel den Küchlein zu nahe, so sträubt die sonst so furchtsame Henne ihre Federn, geht wütend auf den Gegner los, beißt und haut nach ihm mit Schnabel und Krallen. Am größten wird ihre Sorge, wenn sie hoch in der Luft den Habicht erblickt. Da verdoppelt sie ihre Lockstimme und eilt mit den Küchlein an einen sichern Ort. Doch wird ihr gar oft eins von diesem Räuber entrissen. — Kommt nun der Abend, so breitet sie ihr Gefieder aus und sammelt die ganze Schar unter ihre Flügel. Eins nach dem andern schlüpft hinunter, bis sie alle unter den Flügeln der Mutter einen sichern und warmen Platz gefunden haben.

Das sieht jedermann gerne und freut sich darüber, und du weißt ja, daß die Henne mit ihren Küchlein ein Bild der sorgenden und bewahrenden Heilandsliebe ist, welche dich und alle Menschen unter die Flügel ihrer Barmherzigkeit versammeln möchte. Folge nur dieser süßen Lockstimme, so wird dir ewig wohl sein.

21. Wunderbare Rettung.

In London lebte im vorigen Jahrhundert ein Offizier, der in seiner Jugend in Gefahr war, in den Rachen eines Tigers zu geraten, aber durch ein Wunder der Erbarmung Gottes errettet wurde. Es ging aber also zu:

Sein Vater hielt sich längere Zeit an der Küste Malabar in Vorderindien auf. Eines Tages saß er bei offenen Thüren im Saale und schrieb, während in dem Nebenzimmer sein einjähriger Sohn in der Wiege lag und schlief. Plötzlich vernahm der Vater ein Geräusch, sah sich um und bemerkte zu seinem großen Schrecken einen Tiger ganz bedächtig auf die Wiege seines Kindes zuschreiten. Man kann sich die Angst des bekümmerten Vaters denken. Ent-

blößt von allen Waffen stand er, vor Schrecken an allen Gliedern gelähmt, dem Ungeheuer gegenüber. Menschenhilfe schien hier unmöglich zu sein, und schon sah er sein geliebtes Kind dem Rachen des blutgierigen Tigers preisgegeben.

„Mein Gott, mein Gott", stammelte er in seiner Herzensangst, „errette mein Kind! Du allein kannst helfen!" Und siehe, Gott erhörte das Gebet. Als das grimmige Raubtier auf seine Beute zuspringen wollte, erblickte es sich in dem großen Wandspiegel und meinte wohl, einen andern Tiger zu sehen, der ihm den Fang streitig machen wolle. So that denn der Tiger einen Satz und sprang wütend auf den vermeintlichen Gegner zu. Anstatt aber einen solchen zu erfassen, fiel der zertrümmerte Spiegel unter lautem Krachen über ihm zusammen. Dies setzte den Tiger in eine solche Furcht, daß er von der wirklichen Beute abließ und erschreckt das Weite suchte.

22. Wie oft Gott zu danken.

Wie viel Sandkorn in dem Meer,
Wie viel Sternlein obenher,
Wie viel Tierlein in der Welt,
Wie viel Heller unterm Geld,
In den Adern wie viel Blut,
In dem Feuer wie viel Glut,
Wie viel Blätter in den Wäldern,
Wie viel Gräslein in den Feldern,
In den Hecken wie viel Dörner,
Auf dem Acker wie viel Körner,
Auf den Wiesen wie viel Klee,
Wie viel Stäublein in der Höh',
In den Flüssen wie viel Fischlein,
In dem Meere wie viel Müschlein,
Wie viel Tropfen in der See,
Wie viel Flocken in dem Schnee,
Wie viel lebendig weit und breit:
So viel Dank sei Gott in Ewigkeit.

23. Rätsel.

Man läßt ihn sprechen,
Man läßt ihn stechen;
Es ist ein Vogel
Und ein Gebrechen.

In geschickter Künstlerhand
Macht er schöne bunte Sachen;
Als ein ungeschickter Mensch
Läßt er alles mit sich machen.

24. Gottes Lob in Wald und Flur.

Was rauschen doch die Bäume im Walde alle so?
Sie loben Gott, den HErren; drum rauschen sie so froh!
Was blühen doch die Blumen so lieblich in dem Thal?
Sie danken ihrem Schöpfer; drum blüh'n sie allzumal!
Was springen doch die Bächlein so lustig hier vorbei?
Sie preisen Gott im Himmel; drum springen sie so frei!
Was singen doch die Vöglein so fröhlich in dem Wald?
Sie rühmen Gott, den HErren; drum sing'n sie, daß es schallt!
Und wenn die Bäum' und Blumen, die Bäch' und Vögelein
Den lieben Gott so preisen: wie sollt' ich stille sein?
Nein, HErr, ich will dich loben mit frohem Sang und Klang,
Will singen und dir danken voll Freud' mein Leben lang.

25. Der Fuchs und der Storch.

Der böse Fuchs schickte einmal seinen Bedienten zu dem Herrn Storch und ließ ihn zum Mittagessen einladen. Der Storch ließ einen guten Morgen ausrichten, und er werde sich mit Vergnügen einfinden. Weil nun der Storch dachte: Der Fuchs ist ein reicher Herr, der wird gewiß etwas Gutes auftischen, so frühstückte er gar nicht, um am Mittag desto besser essen zu können. — Aber was

geschah? Als der Storch ankam, wurde er mit großer Höflichkeit und vielen Komplimenten empfangen und an den schön gedeckten Tisch geführt. Darauf stand eine sehr kostbare Krebssuppe, ein Brei mit Zucker und Zimmet bestreut. Aber diese guten Sachen waren nicht in Schüsseln, sondern auf ganz flachen Tellern. Auch war weder Fleisch, noch Brot, noch Löffel zu sehen. Das wollte dem Storch gar nicht gefallen; denn mit seinem langen Schnabel konnte er nichts schlürfen, und mit seiner kurzen Zunge nichts lecken. Jetzt fing der Fuchs an, ihn zum Essen zu bitten und zu nötigen, und lachte heimlich über die Verdrießlichkeit des hungrigen Storches. Und um ihn noch mehr zu ärgern, nahm er selbst einen Teller nach dem andern vor sich und schlürfte und leckte alles rein auf. Und dazwischen sagte er zu seinem Gast: „Ei, ei, Herr Vetter, ist Ihnen denn gar nichts gefällig? Haben Sie denn keinen Appetit? Machen Sie es doch wie ich, und greifen Sie zu!“ Der Storch, welcher wohl sah, daß er angeführt war, schwieg still und ging nach Hause, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Allein nach einigen Tagen schickte der Storch seinen Bedienten ebenfalls zu dem Herrn Fuchs und ließ diesen zum Abendessen einladen. Der Fuchs dachte: Was für ein einfältiger Storch! der hat noch nicht einmal gemerkt, wie ich ihn zum Narren gehabt habe! Und er ließ ein Kompliment sagen, und er wolle kommen. Als er nun in des Herrn Storchs Wohnung kam, fand er alles schön eingerichtet. Der Tisch war zierlich gedeckt, und aus der Küche roch es so gut, daß einem der Mund wässerte. Gewiß, dachte er, hat der Storch Froschschenkel braten und Goldfische backen lassen, weil er weiß, daß das mein Leibessen ist. Und er konnte die Zeit gar nicht erwarten, bis die guten Speisen kamen. Endlich wurde aufgetragen. Allein da war kein Teller und keine Schüssel zu sehen. Alles war in Flaschen und Krügen mit engem Halse gesteckt. Da wurde es dem Fuchs sehr bedenklich; denn er sah, daß er mit seinem Kopfe in diese Flaschen und Krüge nicht hinein könne, und daß er nichts habe, womit er die guten Speisen herauslangen könne. Der Storch aber sprach: „Nun, Herr Vetter, langen Sie gefälligst zu! Ich gebe es Ihnen gerne.“ Und zu-

gleich steckte er seinen Schnabel in einen Krug und holte sich ein Stück Gebratenes und Gebackenes heraus, und es schmeckte ihm vortrefflich. Der Fuchs aber hatte das Zusehen und mußte hungrig und beschämt nach Hause gehen.

26. Der große Hund.

Unten in der Wirtsstube einer kleinen Stadt saß der Bärenführer und verzehrte sein Abendbrot; der Petz stand draußen hinter dem Holzstoße angebunden, der arme Petz, der keiner Seele etwas zu Leide that, wenn er auch grimmig genug aussah. Oben im Erkerzimmer spielten beim Mondschein drei kleine Kinder; das älteste war wohl sechs Jahre alt, das jüngste nicht mehr denn zwei. — Klatsch, klatsch! kommt es die Treppe hinauf; wer mochte das sein? Die Thür sprang auf — es war der Petz, der zottige Bär! Er hatte sich gelangweilt, da unten im Hofe zu stehen, und nun den Weg zur Treppe hinauf gefunden. Die Kinder erschraken heftig über das große, zottige Tier und krochen jedes in seinen Winkel; aber er fand sie alle drei, berührte sie mit der Schnauze, that ihnen aber nichts. Das ist sicher ein großer Hund, dachten sie, und dann streichelten sie ihn. Er legte sich auf den Fußboden, der kleine Knabe wälzte sich oben drauf und spielte Versteck mit seinem goldgelockten Köpfchen in dessen dickem, schwarzen Pelz. Nun nahm der älteste Knabe seine Trommel, schlug, daß es nur so donnerte, und der Bär erhob sich auf seine beiden Hinterfüße und begann zu tanzen; das war allerliebst! Jeder Knabe nahm sein Gewehr, der Bär mußte auch eins haben, und er hielt es ordentlich fest; das war ein prächtiger Kamerad, den sie erhalten hatten, und nun gingen sie: „Eins, zwei, eins, zwei!" — Da faßte es an die Thür, sie ging auf, es war die Mutter der Kinder. Ihr hättet sie sehen sollen, ihren sprachlosen Schreck sehen sollen, das kreideweiße Antlitz, den halbgeöffneten Mund, die stieren Augen! Aber der kleinste der Knaben nickte so vergnügt und rief ganz laut in seiner Sprache: „Wir spielen nur Soldaten!" — und da kam der Bärenführer.

27. Narrenstreit.

1. Ochs und Esel zankten sich
Beim Spaziergang um die Wette,
Wer am meisten Weisheit hätte.
Keiner siegte, keiner wich.

2. Endlich kam man überein,
Daß der Löwe, wenn er wollte,
Diesen Streit entscheiden sollte.
Und was konnte klüger sein?

3. Beide stehen tief gebückt
Vor des Tierbeherrschers Throne,
Der mit einem edlen Hohne
Auf das Paar hernieder blickt.

4. Endlich spricht die Majestät
Zu dem Esel und dem Farren:
„Ihr seid alle beide — Narren."
Jeder gafft ihn an und — geht.

28. Maiblumen.

Die Luft ist lau, das Thal ist grün,
die kleinen Maienglocken blüh'n
und Schlüsselblumen drunter;
der Wiesengrund
ist schon so bunt,
und malt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
und freue sich der schönen Welt
und Gottes Vatergüte,
die solche Pracht
hervorgebracht,
den Baum und seine Blüte.

29. Etwas aus der guten alten Zeit.

Wenn unsere frommen Voreltern jemand grüßten, so sagten sie: „Gott grüße Dich!“ und fingen sie etwas an, so sagten sie: „Mit Gott!“ Gedachten sie in Zukunft etwas zu thun, so sprachen sie: „Will's Gott!“ und nahmen sie Abschied von einem Freunde, so hieß es: „Behüt' Euch Gott!“ Hatten sie ein Werk vollbracht, so war's nur „mit Gottes Hilfe“ geschehen, und hatten sie eine Wohlthat empfangen, so hieß es: „Vergelt's Gott!“ Sie aßen und tranken nicht, ohne JEsum zu Gaste zu laden und zu bitten: „Komm', HErr JEsu, sei unser Gast.“ Sie schliefen nicht ein, ohne den Abendseufzer: „Das walte Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist“, und am Morgen begannen sie: „All' was mein Thun und Anfang ist, das gescheh' im Namen JEsu Christ.“ So war ihr ganzes Leben ein Gottesdienst.

30. Gute Sprüche, weise Lehren muss man üben, nicht bloss hören.

1. Weis' ist der und wohlgelehrt,
der alle Ding' zum besten kehrt.

2. Vorgethan und nachbedacht
hat manchen in groß Leid gebracht.

3. Was du nicht willst, das dir geschicht,
das thu' auch einem andern nicht.

4. Befiehl dich Gott;
sei stark in Not;
bedenk' den Tod;
gieb Armen Brot.

5. Sag' nicht alles, was du weißt; aber
wisse immer, was du sagst.

31. Ein Empfehlungsbrief.

Auf die Annonce eines Kaufmanns, durch welche ein Komtoirknabe gesucht wurde, meldeten sich fünfzig Knaben. Der Kaufmann wählte sehr rasch einen unter denselben und verabschiedete die andern.

„Ich möchte wohl wissen", sagte ein Freund, „warum du gerade diesen Knaben, der doch keinen einzigen Empfehlungsbrief hatte, bevorzugtest?" „Du irrst", lautete die Antwort, „dieser Knabe hatte viele Empfehlungen. Er putzte seine Füße ab, ehe er ins Zimmer trat, und machte die Thür zu; er ist daher sorgfältig. Er gab ohne Besinnen seinen Stuhl jenem alten, lahmen Manne, das zeigt seine Ehrfurcht vor dem Alter. Er nahm seine Mütze ab, als er hereinkam, und antwortete auf meine Fragen schnell und sicher; er ist also höflich und hat Manieren. Er hob das Buch auf, welches ich absichtlich auf den Boden gelegt hatte, während alle übrigen dasselbe zur Seite stießen oder darüber stolperten. Er wartete ruhig und drängte sich nicht heran — ein gutes Zeugnis für sein anständiges Benehmen. Ich bemerkte ferner, daß sein Rock gut ausgebürstet und seine Hände und sein Gesicht rein waren. Nennst du das alles keinen Empfehlungsbrief?"

32. Der sprechende Bär.

In einem dicken Walde hielt sich ein großer Bär auf. Zwei reisende Jägerburschen hörten davon und sagten: „Den wollen wir bald haben." Sie gingen nun alle Tage in den Wald, dem Bären aufzulauern. Am Abend kamen sie dann, wiewohl sie kein Geld hatten, ins Wirtshaus und tranken vom besten Wein. „Der Bär", sagten sie zum Wirte, „wird die Zeche mit seinem Fell bezahlen." Eines Tages, als sie wieder den Wald durchstrichen, kam endlich das Untier, fürchterlich brummend, auf sie zu. Der eine schoß vor Schrecken fehl und kletterte eilends auf einen Baum; der andere, dessen Gewehr gar nicht los ging, streckte sich schnell auf den Boden und stellte sich tot, weil er wußte, daß die Bären nichts

fressen, was sie tot finden. Der Bär beroch ihn an Mund, Nase und Ohren und trabte wieder weiter.

Der erste Jägerbursche stieg nun vom Baume wieder herab und sagte scherzend zum zweiten: „Du, was hat dir der Bär denn ins Ohr gesagt?" — „Er hat gesagt", erwiderte der andere, „wir sollten künftig die Bärenhaut nicht verkaufen, bevor wir den Bären haben."

33. Auch eine Frucht des Katechismusunterrichts.

Unlängst stellte man einen kleinen Knaben in einem gerichtlichen Prozeß in Chicago als Zeugen auf. Der Advokat, welcher den Gegner verteidigte, bestand darauf, daß dieses Kind die Bedeutung eines Eides nicht auffassen könne. Advokaten haben das Recht, Einwände zu erheben; wenn sie jedoch vom Richter nicht anerkannt werden, so muß sich der Herr Advokat einstweilen zufrieden geben. So war es auch in diesem Fall. Nachdem der Advokat seine Unzufriedenheit ausgesprochen hatte, wandte sich der Richter freundlich an den kleinen Knaben und fragte ihn: „Karl, weißt du, was ein Eid bedeutet?"

„Ja, mein Herr", antwortete Karl freudig, „es heißt, Gott zum Zeugen der Wahrheit und zum Rächer der Unwahrheit anrufen."

„Wo hast du dieses gelernt?" fragte nun der unfreundliche Advokat.

„In dem Katechismus", erwiderte Karl fest und mutig.

„In dem Katechismus?" fragte nun der Advokat schnippisch. „In welchem Katechismus?"

„In dem Schul-Katechismus, mein Herr", lautete die klare, bestimmte Antwort.

„Hast du deinen Katechismus bei dir?" forschte nun der Advokat weiter.

„Ja, mein Herr, hier ist er", lautete die Antwort, indem Karl das gutbenutzte Buch aus der Tasche hervorzog.

„Sie sehen nun", wandte sich der Richter lächelnd an den Advokaten, „der Knabe führt seine Dokumente bei sich", und als die Zuschauer merkten, daß der Advokat durch ein Kind geschlagen

war, gab's ein leises Kichern unter denselben. „Hm, laß mich das Buch sehen", sagte der Advokat dann. „Mich wundert, ob du noch mehr weißt, was in dem Buch steht. Nun denn: Wer hat dich geschaffen?"

„Ei, der liebe Gott", antwortete Karl, als sei er mit dieser einfachen Frage getäuscht und als habe er eine viel schwierigere erwartet.

Nun wurden mehrere Fragen an Karl gestellt, welche er ohne Ausnahme prompt und richtig beantwortete. Der Advokat merkte, daß ihm sein kleiner Gegner mehr als gewachsen war. Sich an den Richter wendend, sagte er in freundlichem Ton:

„Herr Richter, ich denke, wir nehmen den Zeugen an."

34. Die Bibel.

Wo keine Bibel ist im Haus,
Da sieht's gar öd' und traurig aus,
Da kehrt der böse Feind gern ein,
Da mag der liebe Gott nicht sein.
Drum Menschenkind, drum Menschenkind,
Daß nicht der Böse Raum gewinnt,
Gieb deinen blanksten Thaler aus
Und kauf' ein Bibelbuch ins Haus,
Schlag's mit dem frühsten Morgen auf,
Hab' all dein Sehnen und Sinnen drauf,
Fang' drin die ABC=Schul an
Und buchstabier und lies sodann,
Und lies dich immer mehr hinein.
Aufschlag' darin dein Kämmerlein,
Und pflanze still hoch oben drauf
Die allerschönsten Sprüchlein auf,
Hell laß sie flattern, mutig weh'n,
Als deine Banner laß sie seh'n;
Als deinen Schild drück's an dein Herz
Und halt' dich dran in Freud und Schmerz.

O du mein liebes Menschenkind,
Hast du noch keins, so kauf's geschwind,
Und ging dein letzter Groschen drauf.
Geh', eile, flieg' und schlag' es auf,
Lies mit Gebet und schlag' es du
Nur mit des Sarges Deckel zu.
Des Lesens und des Lebens Lauf
Beginn' und höre mit ihm auf.

35. Spruch.

Bei deiner Bibel sitze gern!
Sie ist der Weisheit Kern und Stern.
Die schlage auf, die schlage du
erst mit des Sarges Deckel zu.

36. Der Vöglein Dank.

1. O sagt, ihr lieben Vögelein,
Wer ist's, der euch erhält?
Wo fliegt ihr hin, wo kehrt ihr ein,
Wenn Schnee im Winter fällt?
Wo nehmt ihr eure Nahrung her,
So viel als ihr begehrt?
„Uns ist das Leben gar nicht schwer,
Gott ist es, der uns nährt.“

2. Ihr habt nicht Koch noch Keller,
Ihr seid so wohlgemut;
Ihr trinkt nicht Muskateller
Und habt doch freudig Blut.
Ei, sagt mir, wem ihr dienet,
Wer alles schafft herbei!
„Wenn's schneit und wenn es grünet,
Hält Gott uns immer frei.“

3. Ihr habt kein Feld, kein'n Heller Geld,
Nichts, was die Tasche füllt.
Der Tannenbaum ist euer Zelt,
Warm seid ihr eingehüllt.
Stets könnt ihr sorglos singen.
Wie dankt ihr Gott dem HErrn?
„Die Töne thun wir schwingen
Bis zu dem Abendstern."

37. Dr. Luther im Garten.

Es war in lust'ger Maienzeit,
Wenn Feld und Au sich weit und breit
Mit jungem Grüne zieren:
Da fiel dem Doktor Luther ein
Mit seinen lieben Kinderlein
Im Garten zu spazieren.

Wie er da wandelt auf und ab,
Da sieh', in atemlosem Trab,
Als trieben ihn die Winde,
Kam Hänschen durch die Gänge her:
„Ich bring' Euch gute neue Mär,
Herr Vater, kommt geschwinde."

„Zwei Vöglein ziehen bei uns ein,
Sie bauen sich ein Nestelein
In unserm Apfelbaume.
Sie tragen Hälmchen her im Mund,
Sie flechten es so fein und rund
Und füllen es mit Flaume."

„Ei wohl, mein Kind! das säh' ich gern!
Groß sind die Werke Gott's des HErrn
Und mächtig in den Schwachen.
Ruf' Martin auch und Magdalen',
So woll'n wir aus der Ferne späh'n,
Wie sie es thun und machen."

Nun standen sie dort unterm Baum,
Getrauten sich zu atmen kaum
Vor lauschendem Erwarten.
Da horch! Husch, husch! Nun aufgepaßt!
Der Vogel flog heran in Hast
Und schwang sich in den Garten.

Und als er sah das Publikum
Versammelt um den Baum herum,
Lenkt er den Flug zurücke,
Wollt weiter nicht am Nestchen bau'n,
Er hockte schüchtern auf dem Zaun
Und warf verstohl'ne Blicke.

Bekümmert nahm die Kinderschar
Den Kleinmut des Gesellen wahr,
Sie lockten, baten, flehten;
Doch blöde blieb der arme Gauch,
Umsonst versucht's der Vater auch
Ihm gütlich zuzureden:

„Du herzeliebes Vögelein,
Was stellst du deine Arbeit ein
Und wagst dich nicht zum Neste?
Laß uns doch still bei Seite stehn,
Es soll dir ja kein Leid geschehn,
Wir gönnen dir das Beste.

Doch — auch der Mensch ist solch ein Thor,
Meint oft, Gott hab' es böse vor,
Statt Gutes ihm zu schenken,
Und greift sein Werk mit Zagen an;
Da bleibt das Beste ungethan
Vor Zweifeln und Bedenken.

So kommt! macht ihn der Sorgen frei!
In Frieden lassen wir die zwei

Hier, wie sie wollen, schalten.
Herr Fink, ihr bleibt in unsrer Gunst,
Wiewohl ihr heut' uns eure Kunst
Habt spröde vorenthalten.

38. Luther vor der Wiege.

Es war am Abend des Tages, den wir den „heiligen Abend" nennen, da steckte Doktor Luthers liebe Hausfrau, die Käthe, den Kopf in die Studierstube ihres Mannes hinein. Sie war ein wenig erhitzt und fast außer Atem. „Herr Doktor", sagte sie, „ich kann die Arbeit nicht zwingen und ist noch gar viel zu rüsten; thut mir die Liebe und setzet Euch an die Wiege des kleinen Paul, daß Ihr sein hütet und ich freie Hand bekomme!" Und der große Doktor, ob er gleich auf's Fest studieren mußte, hat sich mit seiner Biblia ganz geduldig an des Kindes Wiege gesetzt, wie die Frau Käthe gesagt hatte. Und wie er so hineinlugt und sein kleines, geringes, ohnmächtiges, schlafendes Kind angeschaut hat, da ist's ihm schier übermächtig geworden im Herzensgrund. Und bald hat er nicht anders können, er hat die Laute von der Wand genommen und gestimmt und schnell hat's fein geklungen. Denn aller Christenheit zugute hat er das herrliche Lied gesungen:

Vom Himmel hoch da komm' ich her.

39. Ehre Vater und Mutter.

Georg Washington wäre gerne ein Seemann geworden. Sein älterer Bruder, Lawrence, der Kapitän eines Kriegsschiffes war, hatte ihm auch bereits eine Anstellung gesichert. Das Kriegsschiff, auf dem Georg als Seekadett angestellt werden sollte, ankerte nicht weit von seinem Hause und war zur Abfahrt bereit. Sein Koffer war gepackt und schon fortgesandt, und am Ufer harrte der Kahn, um auch Georg hinüber zu bringen. Als er endlich zu seiner Mutter trat, um ihr Lebewohl zu sagen, bemerkte er auf ihrem Antlitz großen Kummer. Das Mutterherz konnte sich kaum von ihm trennen. Auch sah sie es sehr ungerne, daß er zur See ginge,

hatte es ihm jedoch nie ausdrücklich verboten. Da nun Georg den Schmerz und die Thränen seiner Mutter sah, wandte er sich kurz entschlossen zu dem Diener und sagte: „Gehe hin und lasse meinen Koffer zurückbringen. Ich kann und will nicht gehen und meiner Mutter das Herz brechen."

Tief gerührt über die Liebe ihres Sohnes, blickte die Mutter zu ihm auf. Lange umarmte sie ihn, und Freudenthränen benetzten seine Wangen. Endlich sagte sie zu ihm: „Georg, Gott hat verheißen, die Kinder zu segnen, welche ihre Eltern ehren; er wird auch dich segnen." Und Gott hat ihn gesegnet. Seiner Mutter Segen begleitete ihn, Gottes Segen ruhte auf ihm, und das ganze amerikanische Volk feiert ihn als einen seiner größten Männer.

Als man seiner frommen Mutter in ihren alten Tagen die Nachricht brachte, ihr Georg sei der höchste Beamte der Vereinigten Staaten geworden, entgegnete sie ruhig: „Nun, mein Georg ist immer ein gehorsamer Sohn gewesen." Damit wollte sie sagen, daß an ihm die Verheißung des vierten Gebots: „Auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden", recht in Erfüllung gegangen sei.

40. Gold'ne Worte.

1. Was Gott thut, das ist wohlgethan.
2. Reich ist, wer einen gnädigen Gott hat.
3. Was du thust, so bedenke das Ende.
4. Je größer Not, je näher Gott.
5. Wo man Liebe säet, da wächst Freude.
6. Gut Gewissen, ein sanftes Ruhekissen.
7. Gute Sache befiehlt Gott die Rache.
8. Mit Gott den Anfang, sonst geht's den Krebsgang.
9. Wer sich auf Menschen verläßt, ist verlassen genug.

41. Sei mit deinem Stande zufrieden.

Ein Esel war bei einem Kohlgärtner in Dienst. Er meinte, der Dienst wäre ihm zu schlecht; Kohlgärtner wären geringe Leute.

So begab er sich denn bei einem Töpfer in Dienst. Da wollte es ihm aber auch nicht gefallen, denn er mußte in Thon und Leimen schwere Arbeit thun und hatte keine so gute Kräuter zu fressen, wie bei dem Kohlgärtner. Eilends machte er sich auf, bei einem reichen Gerber unterzukommen. Da ging aber erst seine Not an. Hier mußte er nicht nur blutsaure Arbeit thun, sondern auch zusehen, wie die Häute seiner Brüder und anderer Tiere gegerbt wurden. Er erschrak und wünschte, daß er in seinem ersten Dienste geblieben wäre, denn hier war er seines Lebens nicht sicher, sondern mußte alle Tage in Furcht stehen, er würde endlich auch die Haut im Stiche lassen müssen. So kommt mancher Unzufriedene oft aus dem Rauch in das Feuer und aus dem Regen in die Traufe.

42. Die sieben Stäbe.

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die öfter mit einander uneins waren. Über dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Einige böse Menschen wollten sich diese Uneinigkeit zu nutze machen; sie trachteten danach, die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbteil zu bringen. — Eines Tages ließ der Vater alle sieben Söhne zusammenkommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren, und sagte: „Dem, der dieses Bündel zerbricht, zahle ich hundert große Thaler bar.“ — Einer nach dem andern strengte seine Kräfte an, und jeder sagte am Ende: „Es ist gar nicht möglich!“ — „Und doch“, sprach der Vater, „ist nichts leichter!“ Er löste das Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei“, riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht; so könnte es ein kleiner Knabe!“

Der Vater sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es auch mit euch, meine Söhne! So lange ihr fest zusammenhaltet, werdet ihr bestehen, und eure Feinde werden euch nicht überwältigen können. Seid ihr aber uneinig, so wird es euch gehen wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen.“

Einigkeit macht stark.

43. Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Die Glieder des menschlichen Körpers wurden einmal überdrüssig, einander zu dienen, und wollten es auch nicht mehr thun. Die Füße sagten: „Warum sollen wir allein euch andern alle tragen und fortschleppen? Schafft euch selbst Füße, wenn ihr gehen wollt!" — Die Hände sagten: „Warum sollen wir allein für euch andere arbeiten? Schafft euch selbst Hände, wenn ihr sie braucht!" Der Mund brummte: „Ich müßte wohl ein großer Narr sein, wenn ich immer für den Magen Speise kauen wollte, damit er nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge! Schaffe sich selbst einen Mund, wer einen nötig hat!" Die Augen fanden es gleichfalls sonderbar, daß sie allein für den ganzen Leib Wache halten und für ihn sehen sollten. Und so sprachen auch alle übrigen Glieder des Leibes, und eines kündigte dem andern den Dienst auf.

Was geschah aber? — Da die Füße nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr essen, die Augen nicht mehr sehen wollten, so fing der ganze Leib in allen seinen Gliedern an zu welken und nach und nach abzusterben. Da sahen sie ein, daß sie thöricht gehandelt hatten, und wurden einig, daß es künftig nicht mehr geschehen solle. Ein Glied diente dem andern, und alle gelangten wieder zu ihrer früheren Gesundheit und Stärke.

44. Der Milchtopf.

Gehörig aufgeschürzt, mit muntern, flinken Schritten,
den Milchtopf auf dem Kopf, ging Martha nach der Stadt,
um ihre Sahne feilzubieten.
Weil doch nun beim Verkauf ein jeder Sorge hat,
so überdachte sie, was, wenn's das Glück ihr gönnte,
sie wohl damit gewinnen könnte.
Sechs Groschen, dachte sie, giebt mir doch jedermann —
denn in der Stadt ist alles teuer —
die streich' ich also ein und lege sie mir an
und kaufe mir, so weit sie reichen, Eier.

Die bring' ich wieder in die Stadt.
Das Glück hat oft sein Spiel. Für das, was ich gewänne,
kauft' ich mir lauter Hühner ein.
Dann legt mir eine jede Henne;
ich zieh' auch dreimal Brut. Wie wird es mich erfreuen,
wenn so viel Hühner um mich flattern!
Die soll gewiß kein Fuchs ergattern.
Sind sie dann groß genug, kauf' ich ein junges Schwein.
Aus Kälbern, sagt man, werden Kühe,
so wird das Ferklein groß — ich spar' auch keine Mühe —
die Kleie hab' ich schon dazu.
Wenn ich das Schwein verkauft, kauf' ich mir eine Kuh;
die wirft ein Kalb, ein Ding voll Mut und Feuer —
hei, wie es springt! Hopp, Anna Marthe, hopp!
Hoch springt sie — gute Nacht, Kalb, Kuh, Schwein, Hühner, Eier!
Da lag der Topf.

45. Rätsel.

In meinem Ersten lebt die ganze Welt;
In meinem Letzten wohnen große Herren,
Auch kann man Haus und Hof damit versperren.
Mein Ganzes ist leicht aufgestellt,
Doch schnell es auch zusammenfällt.

Die erste Silbe frißt,
Die andre Silbe ißt,
Die dritte wird gefressen.
Das Ganze wird gegessen.

Der Reiche, dem es fehlt, erhält
Es nicht um noch so vieles Geld;
Der Arme hat's und weiß oft nicht,
Womit er es zufriedenstellt.

46. Sprüche.

1. Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

2. Bedenke, daß, wo du auch bist,
Doch Gott in deiner Nähe ist.

3. Geh' ohne Stab nie durch den Schnee!
Geh' ohne Steuer nicht zur See!
Geh' ohn' Gebet und Gottes Wort
Niemals aus deinem Hause fort.

4. Alte soll man ehren,
Junge soll man lehren,
Weise soll man fragen,
Und Narren vertragen.

47. Im Grünen.

Willkommen im Grünen!
Der Himmel ist blau
Und blumig die Au,
Der Lenz ist erschienen!
Er spiegelt sich hell
Am luftigen Quell,
Im Grünen!

Willkommen im Grünen!
Aus knorrigem Spalt
Der Eichen erschallt
Das Summsen der Bienen;
Flink tragen sie heim
Den würzigen Seim
Im Grünen.

Willkommen im Grünen!
Das Vögelchen springt
Auf Sprossen und singt:
Der Lenz ist erschienen!
Ihm säuselt der West
Ums heimliche Nest
Im Grünen.

Willkommen im Grünen!
Es blöket im Thal
Das Lämmchen, vom Strahl
Der Sonne beschienen;
Das fleckige Reh
Durchhüpfet den Klee
Im Grünen.

48. Wolf, Ziege und Kohl.

Ein Mann sollte in einem Kahn einen Wolf, eine Ziege und einen Haufen Kohl über den Fluß bringen. Der Kahn war aber so klein und enge, daß er nur immer einen von diesen Gegenständen aufnehmen konnte. Es entstand nun die Frage, welchen der Mann zuerst überschiffen sollte, ohne fürchten zu müssen, daß während der Überfahrt der Wolf die Ziege, oder die Ziege den Kohl fresse. Je nun, versetzte Hermann, ich hätte zuerst den Wolf übergesetzt.

Der Vater. Aber dann hätte ja unterdes die Ziege den Kohl aufgefressen.

Bertha. Nein, ich würde zuerst die Ziege übersetzen; denn der Wolf kann ja doch den Kohl nicht fressen.

Der Vater. Recht gut! Das würde das erste Mal wohl gehen, aber was soll er nun zur zweiten Überfahrt nehmen? Den Wolf? — so würde dieser während der dritten Überfahrt die Ziege zerreißen. Den Kohl? dann würde dieser eine Beute der Ziege.

Bertha. Ja, da weiß ich wirklich dem armen Mann keinen Rat zu geben.

Hermann. Ich ebensowenig; denn wollte er auch zuerst den Kohl einschiffen, so würde die arme Ziege von dem grausamen Wolfe zerrissen werden. — Ist denn aber der Kahn wirklich so schmal und klein, daß er den Wolf und den Kohl nicht zugleich aufnehmen könnte?

Der Vater. Wenn dies anginge, so wäre in der That alles gerettet. Aber du hast gehört, daß dies nicht geschehen kann.

Hermann. Nun, da kann ich weder raten noch helfen. Da muß der Mann eins von den Sachen verlieren.

Bertha. Ich ließe die Ziege immer etwas an dem Kohl naschen. In der kurzen Zeit wird sie doch so viel nicht fressen. Wenn ich dann den Wolf zuerst übergesetzt hätte, so holte ich den Kohl und zuletzt die Ziege.

Der Vater. Das könnte dem armen Manne aber doch Verdruß zuziehen, wenn er seinem Herrn den abgenagten Kohl überbrächte.

Hermann. Ei, Vater, nun weiß ich, wie er's machen muß. Unterdes er den Wolf übersetzt, muß er die Ziege anbinden, daß sie den Kohl nicht erreichen kann.

Der Vater. Dein Vorschlag ist nicht übel; aber es fehlt sowohl an einem Stricke, als auch an einem Baume.

Hermann. Schlimm, daß auch alles so unglücklich zusammentreffen muß.

Bertha. Konnte aber auch der Mann nicht vorher daran denken und sich mit einem Knüppel und Strick versehen?

Der Vater. Daran hatte er wirklich nicht gedacht. Da er aber einmal in der Verlegenheit ist, so möcht' ich ihn doch gern daraus gerettet sehen.

Ich hab's! rief endlich Wilhelm, der lange in tiefem Nachdenken gesessen hatte.

Der Vater. Ei, vortrefflich! So giebt es also wirklich ein Mittel, die Ziege und den Kohl zu retten. Laß doch hören!

Wilhelm. Beim ersten Überfahren nimmt der Mann die Ziege, der Kohl bleibt beim Wolf, der ihn gewiß nicht anrührt. Das zweite Mal nimmt er den Kohl, bringt ihn an das jenseitige Ufer und nimmt bei der Rückfahrt die Ziege wieder mit. Diese führt er dann aus dem Schiff und schifft nun den Wolf über, der dann wieder zu dem Kohl kommt. Zuletzt holt er die Ziege, und so ist alles in Sicherheit.

Der Vater. Bravo, Wilhelm! Richtig gedacht! Der Mann machte es ebenso, wie du geraten hast.

49. Bequeme Schiffahrt, wer's dafür halten will.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen*) und einem Paar heraushängender Stiefelschuhe ein Handwerksbursche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte? Was muß ich geben?" Der Schiffmeister, welcher ein gar lustiger

*) Felleisen, ein ledernes Behältnis, allerlei Sachen auf der Reise darin fortzubringen.

Kumpan*) war, sagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn Ihr ins Schiff wollt sitzen. Wollt Ihr aber helfen ziehen, nur sechs. Das Felleisen könnt Ihr mir in das Schiff werfen, es hindert Euch sonst nur." Der Handwerksbursche fing an zu rechnen. „Fünfzehn Kreuzer — sechs Kreuzer — sechs von fünfzehn bleibt neun." Die neun Kreuzer, dachte er, kann ich verdienen. „Wenn's denn erlaubt ist", sagte er und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eines von den Seilen über die Achsel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle", dachte er, „wenn ich nicht laß bin." In Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreuzer Fährgeld — für die Erlaubnis, mit zu ziehen, und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

50. Der Blinde und der Lahme.

1. Von ungefähr muß einen Blinden ein Lahmer auf der Straße finden, und jener hofft schon freudenvoll, daß ihn der andre leiten soll.

2. „Dir", spricht der Lahme, „beizustehen? Ich armer Mann kann selbst nicht gehen; doch scheint's, daß du zu einer Last noch sehr gesunde Schultern hast.

3. Entschließe dich, mich fortzutragen, so will ich dir die Stege sagen; so wird dein starker Fuß mein Bein, mein helles Auge deines sein."

4. Der Lahme hängt mit seinen Krücken sich auf des Blinden breiten Rücken; vereint wirkt also dieses Paar, was einzeln keinem möglich war.

51. So deinen Feind dürstet, so tränke ihn. Röm. 12, 20.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts diente ein Kaufmann aus Flensburg als gemeiner Soldat im dänischen Heere und machte als solcher einen der damals zwischen Schweden und Dänemark häufigen Kriege mit. Nach einem Siege, welchen die Dänen

*) Kumpan, Gefährte, Genoß, Geselle.

über die Schweden erfochten hatten, wurde er auf einen Wachtposten gestellt. Von brennendem Durste gequält, gelang es ihm erst nach längerer Zeit mit vieler Mühe, eine Flasche Bier zu erhalten.

Als er sie eben an den Mund setzen will, ertönt nicht weit von ihm der bittende Ruf eines Schweden, der, beider Beine beraubt, sehnsüchtig um einen Trunk bittet. Mitleidig beugt sich der Däne über den Flehenden hin und reicht ihm, seinen eigenen Durst vergessend, die volle Flasche.

Aber in demselben Augenblicke feuert der heimtückische Schwede, um noch einmal seinen Volkshaß gegen die Dänen zu befriedigen, eine Pistole auf den milden Geber ab; doch Gott der HErr ist dessen Schild — der Schuß geht fehl. Ruhig ergriff der Däne die Flasche, trank sie halb aus und reichte sie dann dem waffenlos Daliegenden mit den Worten: „Nun erhältst du nur die Hälfte."

52. Sorget nicht.

Ein Pastor in einem Seestädtchen fuhr auf einem kleinen Schifflein vom Ufer nach der gegenüberliegenden Insel. Am Hinterteile des Schiffes stand der Steuermann, vorn saßen zwei Matrosen, Vater und Sohn, und handhabten die Ruder. „Ihr seid heute wieder traurig, Jack", sagte der Pastor zu dem Vater. „Freilich", antwortete der Matrose, „der Winter ist vor der Thüre, und wie wird's werden mit meinen fünf Kindern? Ich bin den ganzen Tag voller Sorge!" — „Das sollt Ihr aber nicht sein, denn der Heiland sagt: Sorget nicht!" — „Den Spruch versteh' ich nimmer und nimmer. Also soll ich mich jetzt auf die faule Haut legen, von meinen paar ersparten Groschen mir einige gute Tage machen und es darauf ankommen lassen, ob der liebe Gott etwas beschert für Weib und Kind, oder ob sie hungern und frieren müssen?"

„Das nicht, aber — holla, Jack! was ist denn das?" rief plötzlich der Pastor, wir fahren eben durch die Klippen, und Ihr schaut Euch nicht einmal um darnach? Thut Eure Schuldigkeit!" — „Ei", sagte der Matrose gleichgiltig, „das ist die Sache des

Steuermannes." — „Thut Eure Schuldigkeit, Jack! sage ich noch einmal, und dämmert nicht so vor Euch hin, seht Ihr denn die Klippen nicht? Wir gehen zu Grunde, wenn Ihr's so leicht mit Eurer Arbeit nehmt." — „Schuldigkeit thun — leicht nehmen?" erwiderte der Matrose, „Herr, wie kommt Ihr mir vor? Arbeit' ich nicht aus Leibeskräften, soll ich vielleicht mit steuern helfen?" — „Freilich, freilich", sagte der Pastor, „damit es glücklich vorwärts geht." — „Ach, das wäre ja ein unnützes Geschäft. Jeder thut eben das Seine, dann wird schon alles recht werden, — der Steuermann steuert, und ich führe das Ruder. So ist's Schiffsbrauch." — „Nun, nehmt's nur nicht übel, Jack!" erwiderte lächelnd der Pastor, „im Reiche Gottes ist's eben auch so Brauch. Das Arbeiten ist Eure Sache, das thut aus Leibeskräften und seht dabei nicht rechts und nicht links! — Die Sorge aber, ob Ihr bei Eurer Arbeit nicht zu Grunde gehen, sondern vorwärts kommen möchtet, die erspart Euch und laßt sie dem, der am Steuer sitzt, und von dem geschrieben steht: „All' eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch."

53. Lied.

Nimm Christum in dein Lebensschiff
Mit gläubigem Vertrauen!
Stoß' ab vom Strand und laß vor Riff
Und Klippe dir nicht grauen;
Und flög' auf wilder Wogenbahn
Dein Schifflein auch hinab, hinan,
Und schlügen selbst die Wellen
Ins Schiff hinein:
Kannst ruhig sein,
Er läßt es nicht zerschellen.

Und sollt' er bei des Sturmes Wut
Das Steuer nicht gleich fassen,
Nur Mut! nur Mut! Mußt seiner Hut
Dich gläubig überlassen.

Wie mächtig auch die Woge grollt,
Die Blitze sprüh'n, der Donner rollt,
Dein Schifflein ist geborgen;
Trägt's doch den HErrn,
Dem treu und gern
So Wind wie Meer gehorchen.

Drum sei nur wach und sei bereit,
Und laß nicht ab zu beten,
So wird der HErr zu seiner Zeit
Gewiß ans Steuer treten.
Dann schweigt der Sturm, von ihm bedroht,
Dann legen sich auf sein Gebot
Die wild empörten Wogen;
Und ausgespannt
Von seiner Hand
Wölbt sich der Friedensbogen.

54. Sprüche.

1. Es scheint ein Mann oft sehr gering,
   Durch den Gott doch schafft große Ding'.
2. Gott läßt die Seinen sinken,
   Und doch nicht gar ertrinken;
   Er läßt die Seinen drücken,
   Aber nicht gar ersticken.
3. Des Christen Herz auf Rosen geht,
   Wenn's mitten unterm Kreuze steht.
4. Ist Gottes Wort dein Stab und Licht,
   So gleiten deine Tritte nicht.

55. Die Ameisen.

Die Ameisen sind ein gar sinniges Tiervölklein. — Der berühmte Franklin hatte ein irdenes Gefäß mit Sirup in einem Schranke stehen. Eine Menge Ameisen waren hineingeschlichen und

verzehrten den Sirup; denn Süßigkeiten lieben sie ganz besonders. Sobald er dies wahrnahm, schüttelte er sie heraus und band den Topf mit einer Schnur an einen Nagel, den er in die Decke des Zimmers schlug, so daß das Gefäß an der Schnur herunterhing. Zufällig war eine Ameise darin zurückgeblieben. Diese fraß sich satt; da sie aber weg wollte, befand sie sich in einer nicht geringen Verlegenheit. Sie lief lange unten am Boden des Gefäßes und sonst überall herum; allein vergebens. Endlich fand sie doch nach vielen Versuchen den rechten Weg an der Schnur hinauf bis an die Decke. Nachdem sie diese erreicht hatte, lief sie längs derselben hin und so weiter die Wand hinunter bis auf den Boden. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so zog ein ganzer Schwarm Ameisen die Decke hinauf und gerade auf die Schnur zu. An selbiger krochen sie weiter in das Geschirr und fingen wieder an zu fressen: Dies setzten sie so lange fort, als noch etwas vom Sirup da war. Dabei lief der eine Haufe an der Schnur hinauf und der andere hinunter, und dies währte den ganzen Tag.

56. Die Biene.

Da steht das kleine Bienenhaus,
die Bienchen ziehen ein und aus,
die kleinen muntern Leute.
Sie fliegen nach den Blumen hin
und suchen süßen Honig drin
mit rechter Lust und Freude.

Schmeckt's ihnen gut, so summen sie,
ist's Blümlein leer, so brummen sie
und fliegen fort im Jagen;
und haben sie sich satt geleckt,
dann wird noch Honig eingesteckt,
so viel sie können tragen.

Sie schleppen ihn zu ihrem Haus
und packen ihn dort eilig aus

und ruhen eine Weile;
dann putzen von den Flügelein
den Staub sie ab gar fein und rein
und fliegen fort in Eile.

So geht es wohl den ganzen Tag,
bis kühl der Abend kommen mag,
es sind gar fleiß'ge Leute;
und ist ihr Haus auch nur von Stroh,
so sind sie dennoch immer froh
und summen stets voll Freude.

Sie machen kleine Fäßlein sich
von weißem Wachs gar säuberlich,
die sie voll Honig tragen;
und kommt der rauhe Winter dann,
so zapfen sie die Fäßlein an
und trinken mit Behagen.

Doch, wenn der Winter kaum vergeht,
die Frühlingsluft erst linde weht
und Veilchen blühen wieder,
da kommt aus seinem kleinen Haus
das Bienchen auch geschwind heraus,
fliegt emsig auf und nieder.

57. Des Elefanten Rache.

Auf dem Landsitze eines Gouverneurs in Ostindien befand sich ein kleiner, sehr zahmer Elefant, welcher der Liebling aller war. Er hatte die Freiheit, im ganzen Hause umherzugehen, und war gewohnt, nach dem Essen in den Speisesaal zu kommen, um von den Gästen seinen Tribut an Leckerbissen in Empfang zu nehmen. Eines Tages, als eine große Gesellschaft eben beim Nachtisch saß, kam der Elefant pünktlich wieder herein, machte seine Runde um

den Tisch, steckte seinen Rüssel zwischen die Gäste und bettelte um Früchte und Süßigkeiten. Einer der Herren aber will dem Tiere nichts geben, und da dasselbe nicht von der Stelle geht, nimmt er im Ärger die Gabel und versetzt dem zudringlichen Bettler einen Stich in den Rüssel. Etwas verblüfft zwar, doch ruhig geht das Tier weiter zu den übrigen Gästen und vollendet seine Runde um den Tisch; darauf geht es hinaus in den Garten, bricht einen Baumzweig ab, der von Scharen schwarzer, großer Ameisen wimmelt, kehrt in den Saal zurück und schüttelt nun den Zweig über des Herrn Haupt ab. In kürzester Zeit war jener mit den bissigen Ameisen bedeckt, die ihm schnell genug in die Haare, am Nacken hinab und in die Ärmel krochen. Er schüttelte sich, bürstete, stampfte — umsonst; unter dem lauten Gelächter der Mitgäste mußte er eilends entfliehen, und nur ein alsbald genommenes Bad konnte ihn von den schlimmen Gästen befreien.

58. Der Junker und der Bauer.

Ein Bauer trat mit dieser Klage
Vor Junker Alexander hin:
„Vernehmt, Herr, daß ich heut' am Tage
Recht übel angekommen bin.
Mein Hund hat Eure Kuh gebissen;
Wer wird den Schaden tragen müssen?"
„„Schelm, das sollst Du!"" fuhr hier der Junker auf.
„„Für dreißig Thaler war die Kuh mir nicht zu Kauf;
Die sollst Du diesen Augenblick erlegen.
Das sei hiermit erkannt von Rechtes wegen.""
„Ach nein! Gestrenger Herr, ich bitte, hört!"
Rief ihm der Bauer wieder zu,
„Ich hab' es in der Angst verkehrt,
Nein, Euer Hund biß meine Kuh."
Und wie hieß nun das Urteil Alexanders?
„„Ja Bauer, das ist ganz was anders.""

59. Vom Mäuslein.

Die Köchin spricht zum Koch:
„Fang mir das Mäuslein doch!
Es ist nichts sicher in Küch' und Keller,
nicht in der Schüssel, nicht auf dem Teller.
Wo's was riecht,
da ist es gleich;
wo's was kriegt,
da frißt es gleich;
wo ein Braten dampft,
kommt das Mäuslein und mampft.
Unter der Bank,
in den Küchenschrank
hat es gebissen ein Loch.
Koch, fang' mir das Mäuslein doch
und jag' es wieder aus dem Haus
in das freie Feld hinaus!" —
Da macht der Koch ein Gesicht
und spricht:
„Mäuslein, Mäuslein,
bleib' in deinem Häuslein!
Nimm dich in acht
heut' Nacht;
mach' auch kein Geräusch
und stiehl nicht mehr das Fleisch,
sonst wirst du gefangen
und aufgehangen!"
Der Koch aber deckt zu alle
Schüsseln und stellt auf die Falle
hinten im Eck
und thut hinein den Speck,
sperrt die Küche zu,
geht und legt sich zur Ruh';

das Mäuslein aber ist ruhig
und wispert leis: „Das thu' ich!" —
Aber es hat nicht lang gedauert,
so kommt schon das Mäuslein und lauert
und sagt: „Wie riecht der Speck so gut!
Wer weiß, ob's was thut?
Nur ein wenig möcht' ich beißen,
nur ein wenig möcht' ich speisen.
Einmal
ist keinmal!"
So spricht fein Mäuslein und schleicht
bis es die Falle erreicht,
duckt sich
und buckt sich,
schmiegt sich
und biegt sich,
ringelt das Schwänzlein
wie ein Kränzlein,
setzt sich
ins Eck
und ergötzt sich
am Speck,
reißt,
beißt
und speist.
Platsch, thut's einen Knall,
und — zu ist die Fall'!
Das Mäuslein zittert vor Schrecken
und möcht' sich verstecken.
Aber, wo es will hinaus,
ist zugesperrt das Haus.
Es pfeift
und zappelt,
es kneift
und krabbelt.

Überall ist ein Gitter,
und das ist bitter;
überall ist ein Draht
und das ist schad'!
Leider, leider
kann's Mäuslein nimmer weiter;
wär's nur gewesen gescheiter! —
Unterdessen wird es Morgen,
da kommt die Köchin und will besorgen
den Kaffee
und den Thee.
Da sieht sie dann, was vorgegangen,
und wie das Mäuslein ist gefangen.
Ganz sacht
schleicht sie hin und lacht:
„Haben wir endlich doch erhascht
das Mäuslein, das immer von allem genascht?
Siehst du: Einmal
ist nicht keinmal.
Wärst du geblieben in deinem Loch,
gefangen hätte dich nicht der Koch!"

60. Sprüche.

1. Je höher das Gras, je näher die Sense.
2. Wahrheit macht kurzen Bescheid, Lüge macht viel Redens.
3. Wer viel anfängt, endigt wenig.
4. Ein Wolf im Schlaf fängt nie ein Schaf.
5. Ist der Baum gesund, trägt er Blätter und Früchte.
6. Man sieht manchen lachen, der weinen sollte.
7. Wer bald giebt, giebt doppelt.
8. Wenn man Scheltworte auslegt, werden sie ärger.
9. Feuer fängt mit Funken an.

61. Rätsel.

Mit A beschwerlich,
mit I gefährlich,
mit U begehrlich,
mit A so drückend,
mit U berückend.

Nun versuche kecke, wie dieses schmecke;
Mit M umschließt es manchen Garten,
Mit D trotzt es der Zeiten Lauf,
Mit B muß es des Feldes warten,
Mit L stehn Jäger oft darauf.

62. Sparsam ist nicht geizig.

Zwei Einwohner eines abgebrannten Dorfes gingen von Ort zu Ort, um milde Gaben für dasselbe einzusammeln. Da kamen sie zu einem großen Bauernhofe, wo der Bauer eben vor der Thür stand. Er verwies es einem Knechte ernsthaft, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt waren, über nacht im Regen gelassen habe und die Sachen nicht besser verwahre. Da sie dies von weitem hörten, sagte einer zum andern: „O weh, dieser Mann ist geizig, da wird's nicht viel geben!" Als sie näher kamen, wurden sie von dem Bauern ganz freundlich empfangen und ins Haus geführt. Sie erzählten ihm nun ihr Unglück. Der Bauer ließ ihnen darauf zu essen geben, schenkte ihnen ein schönes Stück Geld und versprach, noch zwei Malter Saatkorn in das verunglückte Dorf zu schicken. Die Männer verwunderten sich sehr über seine Wohlthätigkeit. Sie gestanden während des Essens freimütig, daß sie ihn im Anfange für geizig gehalten, weil er dem Knechte wegen einer solchen Kleinigkeit einen harten Verweis gegeben hätte.

„Lieben Freunde", antwortete der Bauer, „eben deswegen, weil ich sparsam bin, bleibt mir so viel übrig, daß ich Notleidenden helfen kann."

63. Die sonderbare Mauer.

Die Bewohner eines einsamen Bauernhofes waren während eines Krieges in großen Ängsten. Besonders war eine Nacht für sie sehr fürchterlich. Der Feind nahte sich der Gegend. Der nächtliche Himmel war bald da, bald dort von Feuersbrünsten rot wie Blut. Zudem war es Winter, und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die lieben Leute waren keinen Augenblick sicher, ausgeplündert und jetzt, zur rauhesten Jahreszeit, von Haus und Hof verjagt zu werden. Großeltern, Eltern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch in der Stube bei einander auf und beteten beständig. Die Großmutter las aus einem alten Gebetbuche vor. In einem „Gebet zur Zeit des Krieges" kamen die Worte vor: „Gott wolle eine feste Mauer aufführen, um die Feinde von dieser Wohnung abzuhalten." Der junge Bauer, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer sei gar zu viel von dem lieben Gott verlangt. Indessen ging die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat in das Haus kam. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie aber morgens sich vor die Thür wagten, siehe, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde standen, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgetürmt, so daß man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: Sehet, so hat Gott eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Ich bleibe dabei:

„Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf keinen Sand gebaut."

64. Hier ist gegipst.

Benjamin Franklin ist seinen Landsleuten nicht nur als Staatsmann, sondern auch in mancher andern Weise nützlich geworden. Er war z. B. ein vorzüglicher Landwirt. Weil er den Gips auf seinem Acker benützte, so hatte er viel schönere Kleefelder als seine Nachbarn. Franklin forderte dieselben auf, das Mittel doch auch

anzuwenden. Aber niemand glaubte, daß das Gipsen die Ursache des schönen Klees sei, und niemand folgte seinem Beispiele. —

Da hätte ein anderer sicher gedacht: Nun, wenn ihr es nicht besser haben wollt, so lasset euren Klee ungegipst. Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen. Aber was that Franklin? Im Frühjahr wählte er einen Kleeacker an der Straße aus und streute in aller Stille die Worte: „Hier ist gegipst" in mannsgroßen Buchstaben mit Gips auf den Klee. Den andern Teil des Kleestücks ließ er ungegipst. Als nun später die Leute vorbei kamen, sahen sie die dunkeln, fetten Streifen im Klee. Sie fingen an zu buchstabieren und brachten bald die drei Worte heraus: Hier ist gegipst. Nun wanderte alles zu dem Acker hin, sah und las. Natürlich wirkte von jetzt an die Belehrung, welche Franklin gab.

65. Böse Gesellschaft.

Ein Vater hatte mit Betrübnis gesehen, daß sein Sohn Karl in schlechte Gesellschaft geraten war. Er warnte ihn wiederholt. Karl aber hielt die Gefahr für nicht so groß und achtete daher nicht sonderlich auf die Ermahnungen des Vaters.

Als die ersten Äpfel reif waren, führte der Vater ihn in den Garten. Er pflückte fünf der größten und schönsten Äpfel ab. Diese gab er seinem Sohne und sagte zu ihm: „Lege sie auf einen Teller und stelle sie in den Schrank. Wenn sie weich und mürbe geworden sind, darfst du sie essen." Freudig gehorchte Karl. Als er eben im Begriff war, sie wegzustellen, legte der Vater einen sechsten, ganz verfaulten Apfel auf die andern. — „Vater, weshalb thust du das?" rief Karl, „der faule wird alle andern verderben!" — „So, meinst du", entgegnete dieser, „sollten nicht vielmehr die fünf guten Äpfel den einen schlechten besser machen?" —

Nach einer Woche wurde der Teller hervorgeholt. Aber, was zeigte sich da! Alle Äpfel waren mehr oder weniger angefault und ungenießbar geworden. Dabei gewährten sie einen abscheulichen Anblick. — „O, Vater, die schönen Äpfel!" rief Karl unmutig

aus. „Ich sagte ja, der schlechte würde alle andern anstecken, aber du hörtest nicht auf mich."

„Mein Sohn", erwiderte der Vater, „habe ich dir nicht schon oft gesagt, daß die böse Gesellschaft, mit der du dich abgiebst, dir verderblich ist? Siehe an diesem Bilde dein Ende, wenn du die Gemeinschaft der bösen Buben nicht meidest." — Karl war tief beschämt. Wenn die Versuchung wieder an ihn herantrat, so dachte er unwillkürlich an den faulen Apfel.

Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten.

Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge nicht. Spr. 1, 10.

66. Schwert und Pflug.

Einst war ein Graf, so geht die Mär,
Der fühlte, daß er sterbe.
Die beiden Söhne rief er her
Zu teilen Hab' und Erbe.
Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief da der alte Degen;
Das brachten ihm die Söhne wert,
Da gab er seinen Segen:
„Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
Du sollst das Schwert behalten,
Die Berge mit dem stolzen Schloß
Und aller Ehren walten."
„Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir sei der Pflug gegeben,
Im Thal, wo stille Hütten sind,
Da magst du friedlich leben."
So starb der lebensmüde Greis,
Als er sein Gut vergeben;
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch, sprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal,
Was aus dem schwachen Pflüger?
O fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg ist wüst', das Schloß zerfiel!
Das Schwert ist längst zerhauen.
Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer;
Da wächst und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer.

67. Sprüche.

Das Wetter kennt man am Wind,
Den Vater am Kind,
Den Herrn am Gesind',
Den Vogel am Gesang,
Den Topf am Klang,
Den Esel am Ohr,
Am Wort den Thor.

Zwischen heut' und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

Freundlich und ernst, das mische wohl,
Wenn dir's mit Menschen glücken soll.
Der Ernst zuweilen wehe thut,
Die Freundlichkeit macht's wieder gut.

68. König Friedrich und der Bauer.

Der König Friedrich von Preußen, den man den alten Fritz nennt (er regierte von 1740—1786), ritt einst spazieren und erblickte einen alten Bauern, der neben der Straße, fröhlich singend, seinen Acker pflügte. „Du mußt's gut haben, Alter", sagte der König, „gehört der Acker dir, auf dem du so fleißig arbeitest?" — „Nein, Herr", antwortete der Bauer, welcher den König nicht kannte, „so reich bin ich nicht; ich pflüge um Lohn." — „Wie viel verdienst du da täglich?" fragte der König weiter. „Acht Groschen!" antwortete der Bauer. — „Das ist nicht viel", sagte der König, „kannst du denn damit auskommen?" — „Auskommen?" erwiderte der Bauer, „das muß noch weiter reichen." — „Wie so das?" — Der Bauer lächelte und sagte: „Nun, wenn Ihr's gerade wissen wollt: zwei Groschen sind zum Auskommen für mich und mein Weib; mit zweien bezahle ich alte Schulden; zwei leihe ich aus, und zwei verschenk' ich um Gottes willen." — „Das ist ein Rätsel", erwiderte der König, „das kann ich nicht lösen." — „Nun", erwiderte der Bauer, „so will ich's thun. Ich habe zu Hause noch zwei alte Eltern, die haben mich einst ernährt, als ich schwach war; nun sie schwach sind, muß ich sie ernähren, — das ist die Schuld, die ich zu bezahlen habe, und darauf wend' ich täglich zwei Groschen. Das dritte Paar Groschen, die ich ausleihe, wende ich auf meine Kinder, damit sie was Ehrliches lernen und christlich unterwiesen werden. Das soll mir und meinem Weibe einst zu gute kommen, wenn wir alt sind. Mit den beiden letzten Groschen erhalte ich zwei kränkliche Schwestern, die ich gerade nicht zu versorgen hätte — diese verschenke ich also um Gottes willen."

Der König, welchem die Antwort sehr wohl gefiel, sagte: „Brav, Alter, nun will ich dir auch etwas zu raten geben. Hast du mich schon einmal gesehen?" — „Niemals", sagte der Bauer. — „Ehe fünf Minuten vergehen, sollst du mich fünfzigmal sehen und alle Fünfzig meines Gleichen in der Tasche heimtragen." — „Das ist ein Rätsel", sagte der Bauer, „das kann ich nicht lösen." —

„Nun, so will ich's thun", erwiderte der König, griff in die Tasche und zählte ihm 50 nagelneue goldene Dukaten in die Hand, auf deren jedem sein Bildnis geprägt war, und sagte zu dem erstaunten Bauern, der nicht wußte, wie ihm geschah: „Die Münze ist gut, denn sie kommt Euch von unserm Herrgott, und ich bin sein Zahlmeister. Adje!" —

69. Die fromme Magd.

Ein' fromme Magd in gutem Stand
Geht ihrer Frauen fein zur Hand,
Hält Schüssel, Tisch und Teller weiß
Zu ihrem und der Frauen Preis.
Sie trägt und bringt nicht neue Mär,
Geht still in ihrer Arbeit her,
Ist treu und eines keuschen Muts
Und thut den Kindern alles Guts.
Sie ist auch munter, hurtig, frisch,
Vollbringet ihr Geschäfte risch,
Und hält's der Frauen wohl zu gut,
Wenn sie um Schaden reden thut.
Sie hat dazu ein' fein' Gebärd',
Hält alles sauber an dem Herd,
Verwahrt das Feuer und das Licht,
Und schlummert in der Kirche nicht.

70. Der fromme Knecht.

Ein frommer Knecht zu dieser Frist
Ein Wundertier auf Erden ist.
Er fürchtet Gott und glaubet frei,
Daß er im Dienst des Höchsten sei,
Und von demselben auf der Erde
Auch seinen Lohn empfangen werde.

Deshalb hat er vor Gott stets Scheu,
Ist seinem lieben Herrn getreu
Und lebt, so lang er hier muß wallen,
Zum Nutzen ihm und Wohlgefallen.

Er thut die Arbeit ohn' Geheiß
Mit Ernst und einem solchen Fleiß,
Als ob die Sachen seines Herrn
In allen Punkten seine wär'n.
Zum Fleiße treibt an jedem Ort
Er auch die andern Knechte fort,
Und giebt der Herrschaft gleich Bericht,
Wo Schad' und Unrecht ihr geschicht.

Er säufet sich auch niemals voll,
Bedenket seine Worte wohl,
Man hört nie, daß er schilt und flucht,
Denn er hält stets auf Ehr' und Zucht.
Dazu ist er auch fein verschwiegen
Und mag die Herrschaft nie belügen;
Er nimmt vorlieb mit Speis' und Trank,
Empfängt den Lohn mit warmem Dank.

Ein solcher Knecht und frommer Held,
Der seine Arbeit wohl bestellt
Und auf den Herrn wohl Achtung giebt,
Ist allenthalben sehr geliebt.
Ein jeder ist ihm wohlgeneigt,
Ihm Förd'rung, Gunst und Ehr' erzeigt
Mit Worten, Werken und mit Gaben,
So daß er nie darf Mangel haben.

71. Wie schön leuchtet der Morgenstern.

Im siebenjährigen Kriege waren Schlesien, die Mark und das Sachsenland ganz besonders arg heimgesucht. In vielen Dörfern gab es weder Pferd noch Kuh, weder Milch noch Brot mehr. Die

Häuser waren zum Teil niedergebrannt, und in denen, welche noch standen, hatte man weder Ruhe noch Schlaf.

Eben hatte ein armer Schulmeister in Schlesien eine solche schlaflose Nacht verbracht und der Gemeinde das Glöckchen zum himmlischen Morgengruße in ihrer Betrübnis geläutet, da stürmte ein schwarzer Husar, mehr Greis als Mann, an sein Haus heran, band sein Pferd an den Fensterladen und forderte die Kirchenschlüssel.

Der Schulmeister und sein Weib, beides treue, fromme Leute, dachten, der Besuch gelte dem silbernen Kelche und den Tressen, die noch um das Altartuch waren. Mit bangem Herzen und schweren Füßen stiegen sie mit dem Kriegsmann über den Friedhof weg hinauf zur Kirche.

Als sie aber hinein kamen, stieg der Husar, so schnell es sein Alter erlaubte, die Chortreppe hinauf, setzte sich auf eine Bank und befahl dem Schulmeister: „Mache Er die Orgel auf, und gebe Er mir ein Gesangbuch!" Der Husar schlug sein Buch auf und befahl weiter, aber in milderem Tone: „Wie schön leuchtet der Morgenstern. Spiel' Er das, lieber Schulmeister; aber so recht fein und ordentlich; Er versteht mich wohl."

Das Weib trat die Bälge, der Schulmeister spielte und der Husar sang mit tiefer Baßstimme. Der Schulmeister und seine Frau hinter der Orgel fielen auch mit ein, und so sangen die drei das ganze Lied. Der Husar aber sang so aus Herzensgrunde, daß sich unwillkürlich dazu seine Hände falteten und die hellen Thränen ihm auf seinen grauen Knebelbart fielen.

Als er fertig war, schüttelte er dem Orgelspieler treuherzig die Hand und sagte: „Großen Dank, Herr Kantor! Wo ist der Gotteskasten?" Dem Schulmeister war aller Argwohn verschwunden. Er holte die Armenbüchse. Der Husar steckte ein Achtgroschenstück hinein, zog dann noch zwei aus der Tasche und sagte: „Darein wollen wir uns teilen; nehme Er eins und eins will ich behalten." Der Kantor schlug es aus, aber der Husar drängte so ungestüm, daß keine Weigerung half. „Nehm' Er, nehm' Er, es klebt kein Blut daran." Darauf erzählte er dem Schulmeister, er habe in dieser

Nacht mit seinen drei Söhnen auf einem verlornen Posten gestanden. Ihm sei bange geworden, nicht um sich, wohl aber um seine Jungen. Da habe er zum HErrn emporgeseufzt: „HErr, erhalte uns!“ Kaum habe er dies heraus gehabt, da sei die Dämmerung am Morgenhimmel heraufgezogen und der Morgenstern habe ihm in die Augen geblitzt. Plötzlich sei ihm aus der Jugend das Lied in die Seele gekommen: „Wie schön leuchtet der Morgenstern“, und zugleich sei ihm eingefallen, wie lange er sich um den rechten Morgenstern nicht gekümmert, wie lange er keine Kirche betreten habe. Seine Sünden seien ihm lebendig geworden und wie eine Bleilast auf sein Herz gefallen. Das alles habe ihn getrieben, diese Morgenandacht vor dem HErrn zu halten. — Als er das gesagt, bestieg er sein Pferd und ritt davon.

72. Luther und die Bibel.

Zu Wartburg auf der Feste
Da sitzt der treue Held,
Den Gott für seine Kirche
Zum Ritterdienst bestellt.

Die werte Magd zu retten
Aus ihres Kerkers Haft,
Läßt er vom HErrn sich wappnen
Mit Glaubensmut und =kraft.

Er deutscht jetzt seine Bibel —
Er wetzt des Geistes Schwert.
Seid auf der Hut, ihr Feinde,
Der Held steht wohl bewährt.

In Gottes Waffenrüstung
Zieht er zum heil'gen Krieg. —
In der Gerechten Hütten
Singt fröhlich man vom Sieg.

73. „Ach Gott vom Himmel, sieh' darein" 2c.

Anno 1529 hat sich zu Lübeck begeben, daß ein armer blinder Mann vor den Thüren deutsche geistliche Lieder sang; der wurde darob von dem papistischen Rat aus der Stadt verwiesen. Am nächsten Sonntag nun, den 5. Dezember, als am zweiten Advent, geschah es, daß zu St. Jakob ein Kaplan Namens Hillebrand die Frühpredigt verrichtete, und da er nach der Predigt damaliger Sitte gemäß anhub für die Verstorbenen im Fegefeuer zu beten, haben zwei Knaben angehoben zu singen: „Ach Gott vom Himmel, sieh' darein", und das Volk fiel ein und sang den ganzen Psalm mit bis zu Ende. Dadurch ward jetzt aber die ganze Stadt für die lutherische Lehre gewonnen, und nach diesem Tage, wenn ein Mönch oder anderer Prediger auf die Kanzel kam und etwas redete, so den Lutherischen nicht anstund, haben sie alsbald angefangen zu singen: „Ach Gott vom Himmel, sieh' darein", und der Prediger mußte von der Kanzel gehen.

74. Aus Gottlieb Schallers Jugendleben.

Johann Michael Gottlieb Schaller, ein hochbegabter Lehrer unserer Kirche in Amerika, der nach gesegneter Wirksamkeit als Pastor und Professor der Theologie am 19. November 1887 sanft und stille entschlafen ist, war der älteste Sohn des Schuhmachers Johann Kaspar Schaller. Er war geboren am 12. Februar 1819 zu Kirchenlamitz, einem in Oberfranken am Fuße des Fichtelgebirges gelegenen Marktflecken, und erhielt zwei Tage nach seiner Geburt die heilige Taufe.

Als ein feines, gehorsames Kind wuchs der kleine Gottlieb heran, und besonders hatte die alte Großmutter ihre Freude an dem blondhaarigen, blauäugigen Knaben. Seine Eltern waren fleißige Leute, der Vater bei seinem Handwerk, die Mutter in ihrer Hauswirtschaft, und auch das Söhnlein wurde schon früh zur Arbeit gewöhnt. Nicht nur mußte Gottlieb die Kühe im nahen Walde hüten, sondern auch auf dem Felde, das die Eltern draußen vor

dem Flecken bebauten, mußte er zur Saatzeit und zur Erntezeit geschäftig sein. Wenn nun der Kleine seine Furchen zog und, wo die Hände zu schwach waren, mühsam mit den Schultern den schweren Pflug regierte, dann that wohl mitleidig die Großmutter seinen Eltern Vorhalt, weil der Knabe für solche Arbeit zu zart gewachsen sei; sie sollten ihn lieber etwas lernen lassen, damit er sich später einmal als Schreiber sein Brot erwerben könne.

Das war freilich viel leichter gesagt als gethan; denn eine höhere Schule war in dem Flecken nicht; dem alten Pfarrer Sommer durfte man nicht zumuten, den Knaben zu unterrichten, und der zweite Pfarrer beschäftigte sich lieber mit Pferden und Hunden als mit Schülern; so mußte denn Gottlieb weiter pflügen und that's auch gerne.

Da kam im Jahre 1831 ein junger Pfarrgehilfe nach Kirchenlamitz, der hieß Wilhelm Löhe und war ein frommer, liebreicher Mann mit schönen, freundlichen Augen. Bald hatten die Gemeindeglieder, alte und junge, den neuen Herrn Vikar gar lieb gewonnen; seine Predigten von JEsu, dem Heiland der armen Sünder, gingen den Leuten zu Herzen, und viele besuchten den Prediger auch des Abends in seiner Wohnung, um ein gottseliges Gespräch zu führen oder ihm zuzuhören, wenn er aus guten Büchern etwas vorlas. Manche brachten auch ihre Kinder mit; denn auch diese hatten bald empfunden, daß sie der neue Prediger gerne um sich sah.

Eines Abends fiel dem Herrn Vikar unter denen, die sich in seiner Stube versammelt hatten, ein Mann auf, den er noch nicht bei sich gesehen hatte. Auf die Frage, wie er heiße, antwortete der Mann, er heiße Schaller. „Und wie heißest denn du?" wandte sich Löhe an den munteren Knaben, welchen der Mann bei sich hatte. „Gottlieb", antwortete der Kleine. „Gottlieb, Gottlieb", wiederholte der Vikar, „das ist ein schöner Name." „Es ist mein Ältester", fiel der Vater ein; „der liest so gern und möchte etwas lernen, und vielleicht ist der Herr Vikar so gut und leiht ihm ein Buch, daraus er etwas lernen kann." „So, so, etwas lernen will er?" rief der Vikar erfreut, indem er dem Knaben die Hand auf das blonde Haupt legte; „da kann er ja auch ein Pfarrer werden!"

Und nun erbot sich Löhe, dem kleinen Schaller nicht nur ein Buch zu leihen, sondern ihm auch selber Unterricht zu erteilen. Gleich am nächsten Tage sollte der Anfang gemacht werden.

Zur bestimmten Stunde begab sich Gottlieb zum Herrn Vikar, und bald darauf kam er wieder heim und brachte seine erste Aufgabe mit. Eine Anzahl Wörter hatte ihn sein neuer Lehrer aufschreiben lassen, daraus sollte er Sätze bilden. Das war nun ein hochwichtiges Geschäft. Im Hause blieb alles andere liegen und stehen, wo es lag und stand, und Vater und Sohn setzten sich hinter den Tisch und bildeten Sätze; die übrigen Hausgenossen aber standen dabei und schauten zu. Jetzt war die Arbeit gethan. Flugs eilte der Knabe mit seinen Sätzen wieder hinüber zum Herrn Vikar, der ihn freudig überrascht mit den Worten empfing: „Nun, schon fertig? Wenn's so fort geht, kann's schon etwas werden."

Bald kam auch der Unterricht in der lateinischen Sprache hinzu. Dabei wurde aber der Katechismus nicht beiseite gesetzt, und am Trinitatisfest 1832 wurde Gottlieb konfirmiert. Noch ein Jahr wurde der Unterricht im Pfarrhause fortgesetzt; dann aber mußte der Knabe von dem Elternhause und von seinem lieben Herrn Vikar Abschied nehmen, um auf hohen Schulen die Studien fortzusetzen, zu denen daheim der Grund war gelegt worden.

75. Magdalena Luther.

Da Luthers Tochter, Magdalena, sehr krank lag, sprach er: „Ich habe sie sehr lieb; aber, lieber Gott, so es dein Wille ist, daß du sie dahinnehmen willst, so will ich sie gern bei dir wissen." Und da sie also im Bette lag, sprach er: „Magdalenchen, mein Töchterchen, du bleibst gern hier bei deinem Vater und ziehst auch gern zu jenem Vater." Da sprach sie: „Ja, Herzensvater, wie Gott will."

In der Nacht aber hatte Katharina, Luthers Frau, einen Traum gehabt, daß sie gedäucht hätte, es wären zwei junge geschmückte Gesellen gekommen und hätten ihr Töchterlein wollen zur Hochzeit führen. Da nun Philippus Melanchthon des Morgens in das

Kloster kommt und fragt, was ihre Tochter mache, da hat sie ihm den Traum erzählt. Aber er war darüber erschrocken und hat zu andern gesagt: „Die jungen Gesellen sind die lieben Engel, die werden kommen und diese Jungfrau in das Himmelreich zu der rechten Hochzeit führen."

Da nun Magdalenchen in den letzten Zügen lag und jetzt sterben wollte, fiel der Vater vor dem Bette auf seine Kniee, weinte bitterlich und betete, daß sie Gott wolle erlösen. Da verschied sie und entschlief in des Vaters Händen. Die Mutter war auch wohl in derselben Kammer, doch weiter vom Bette, um der Traurigkeit willen. Luther wiederholte oft: „Ich wollte gerne meine Tochter behalten, denn ich habe sie ja sehr lieb, wenn sie mir unser Herrgott lassen wollte; doch geschehe sein Wille. Ihr zwar kann nichts Besseres geschehen."

Da sie nun in den Sarg gelegt war, sprach er: „Du liebes Lenichen, du wirst wieder aufstehen und leuchten wie die Sterne, ja wie die Sonne." Da man ihr aber den Sarg zu eng und zu kurz gemacht hatte, sprach er: „Das Bett ist ihr zu klein; weil sie nun gestorben ist, bin ich ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig; das Fleisch will nicht heran. Das Scheiden betrübt einen über die Maßen sehr. Ein wunderbar Ding ist's, zu wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr sehr wohl ist, und doch noch so traurig sein."

Und da das Volk kam, die Leiche zu bestatten und den Doktor nach gemeinem Gebrauch anredeten und sagten, es wäre ihnen seine Betrübnis leid, sprach er: „Es soll Euch lieb sein; ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen, o hätten wir einen solchen Tod! Einen solchen Tod wollte ich in dieser Stunde annehmen." Da sagte einer: „Ja, es ist wohl wahr: doch behält ein jeder gern die Seinen." Dr. Luther antwortete: „Fleisch ist Fleisch und Blut ist Blut; ich bin froh, daß sie hinüber ist; keine Traurigkeit ist da, denn des Fleisches." Da man sie begrub, sprach er: „Es ist eine Auferstehung des Fleisches." Und da man zurück vom Begräbnis kam, sprach er: „Meine Tochter ist nun geschickt, beides an Leib und Seele. Wir Christen

haben nicht zu klagen, denn wir sind des ewigen Lebens auf das allergewissefte. Denn Gott, der es uns durch und um seines lieben Sohnes willen hat zugesagt, der kann ja nicht lügen." — Auf eine andere Zeit sagte Luther: „Wenn meine Tochter Magdalena wieder sollte lebendig werden und sollte mir das türkische Königreich mitbringen, so wollte ich's nicht thun; sie ist wohl gefahren: Selig sind die Toten, die in dem HErrn sterben."

Dann hat Dr. Luther ihr diese Grabschrift setzen lassen:

Hie schlaf ich, Lenichen, Doktor Luthers Töchterlein,
Ruh' mit allen Heiligen in meinem Bettelein,
Die ich in Sünden war geboren,
Hätt' ewig müssen sein verloren;
Aber ich leb' nun und hab's gut,
HErr Christe, erlöst mit deinem Blut.

76. Johannis 3, 16.

In einer kalten Winternacht stand ein armer irischer Knabe in einer abgelegenen Straße Dublins. Er gehörte zu jenen unglücklichen Kindern, die, ohne Heimat, ohne Freunde aufgewachsen und früh schon auf den Weg des Verderbens geführt, immer tiefer und tiefer versinken, von bösen Genossen festgehalten. Jetzt wartete unser kleiner Vagabund auf die Diebsbande, der er angehörte; denn es war verabredet, in dieser Nacht in ein Haus zu schleichen, und pünktlich mußte er an Ort und Stelle sein. Als er so dastand, vor Kälte zitternd, legte sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter, aber es war so dunkel, daß er nur eine hohe Gestalt neben sich erkennen konnte. Eine gewaltige Furcht kam über ihn; er schrak zusammen, als eine freundliche Stimme zu ihm sagte: „Junge, was thust du hier zur Nachtzeit? Deinesgleichen haben zu so später Stunde nichts auf der Straße zu suchen! Geh' nach Hause und lege dich zu Bett."

„Habe keine Heimat und kein Bett", war die kurze Antwort.

„Das ist sehr traurig, du armes Kind. Wenn ich dir nun ein Unterkommen und ein Bett für die Nacht verschaffe, würdest du hingehn?" „Das sollte ich wohl meinen, und schnell genug würde ich es thun", antwortete der kleine Herumtreiber. „Nun gut! In der und der Straße, Nummer so und so (den Namen und die Nummer nennend), wirst du ein Bett finden." Ehe der Mann noch ein Wort hinzufügen konnte, hatte sich der Junge auf den Weg gemacht. „Halt!" rief er ihm nach, „wie willst du denn hineinkommen? Du mußt einen Paß haben. Niemand wird eingelassen, der die Parole nicht weiß.

Hier ist ein Paß für dich! Kannst du lesen?" „Nein, mein Herr." „Nun, dann mußt du die Parole behalten, das ist Johannis 3, 16. Vergiß es nicht, denn wenn du es vergißt, wirst du nicht hineingelassen. Johannis 3, 16., das wird dir helfen." Wie ein Pfeil schoß der Knabe davon, immer vor sich hinsagend: Johannis 3, 16. Bald war die Straße erreicht, und er stand vor dem bezeichneten Hause, das ein großes eisernes Thor hatte. Sein Herz sank; das Thor gab dem Hause einen so vornehmen, großen Anstrich; würde man ihn, den zerlumpten kleinen Vagabunden hier einlassen? Schüchtern zog er die Klingel. Der Nachtpförtner öffnete und fragte mit barscher Stimme: „Wer ist da?" „Ich, mein Herr, bitte, mein Herr, ich bin Johannis 3, 16." „Schon gut; herein mit dir! Das ist die Parole." Und er ließ den Knaben hinein und schloß das schwere eiserne Thor wieder zu. Bald lag unser kleiner Freund in einem so schönen warmen Bette, wie er noch nie zuvor eins gesehen hatte, und als er vor dem Einschlafen die warme Decke fester an sich zog, dachte er: „Der Name scheint Glück zu bringen, den will ich behalten." Am nächsten Morgen bekam er eine Schüssel mit heißer Milch und Brot; dann wurde er wieder auf die Straße geschickt; denn die Herberge war nur für die Nacht gewesen. Ruhelos wanderte er umher; denn er war in beständiger Angst, seinen alten Gefährten zu begegnen. Was würden sie sagen, daß er sich nicht zur rechten Zeit eingestellt hatte? Aber auch die wunderbaren Ereignisse der letzten Nacht und sein neuer Name erfüllten seinen Kopf so sehr, daß er nicht auf seinen Weg achtete. Und so geschah es, daß, als er in einer sehr belebten Straße von einer Seite zur andern gehen wollte, er von einem Omnibus überfahren wurde. Schnell hatte sich eine Menschenmenge um ihn gesammelt; bald war auch eine Bahre zur Stelle, und der Verunglückte wurde in das nächste Krankenhaus getragen, wo er bald zum Bewußtsein zurückkehrte. In den Krankenhäusern Dublins ist es Sitte, die Religion, den Namen und Adresse des Aufzunehmenden in ein Buch einzutragen. Als man unsern kleinen Freund fragte, wie er heiße, und ob er Katholik oder Protestant sei, antwortete er: „Was soll ich sagen? Gestern war ich Katholik, aber jetzt bin ich Johannis 3, 16.", eine Antwort, die ein mitleidiges Lächeln hervorrief, und die man vielleicht als Folge der heftigen Kopferschütterung ansah. Nachdem die Wunde verbunden war, wurde der Kranke hinaufgetragen in den Saal, der für dergleichen Fälle bestimmt war. Seine Verletzungen waren so ernster Art, daß er bald in heftigem Wundfieber lag. Doch ein Gedanke nur schien seine Fieberphantasien zu beherrschen, wieder und immer wieder tönte seine klare Stimme durch den Saal: „Johannis 3, 16., Johannis 3, 16.! Es sollte mir helfen und es hat mir geholfen." Diese Beharrlichkeit in den Phantasien weckte die Neugier der übrigen Patienten. Was konnte der Junge meinen, daß er immer Johannis 3, 16. rief? Und so holten einige ihre Neuen Testamente hervor, um zu sehen, was da stand, und lasen die trostreichen Worte:

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Luther nennt diesen Spruch die Bibel im Kleinen. Enthält er doch das Werk aller drei Personen der Gottheit: des Vaters, der die Welt so liebte; des Sohnes, der sein Leben für die Sünder gab, und des Heiligen Geistes, durch den allein wir diese Heilsbotschaft glauben und annehmen können, und so vom Tode zum Leben hindurchdringen. Als die armen kranken Leute diese köstlichen Worte hörten, und die, obgleich unbewußte, doch so wahre Bemerkung „dies sollte mir helfen, und hat mir geholfen“, da öffnete sich manche Herzensthür dem Wirken des Heiligen Geistes, und es gab Freude vor den Engeln Gottes im Himmel über manchen Sünder, der Buße that, und sich durch Gottes Gnade durch die Worte eines armen, unwissenden, in Fieberphantasien liegenden Knaben bekehrte. Als die Macht des Fiebers gebrochen und das Bewußtsein zurückgekehrt war, blickte sich der arme Bursche voll Verwunderung in den hohen Räumen um, in denen alles so ruhig und still um ihn her war. Plötzlich sagte eine Stimme vom nächsten Bett: „Johannis 3, 16., wie geht es dir heute?“ „Woher wissen Sie denn meinen neuen Namen?“ fragte der Knabe verwundert. „Woher ich ihn weiß? Du hast nicht aufgehört, in deiner Krankheit Johannis 3, 16. zu rufen, und ich sage, gesegnet sei Johannis 3, 16.“ Dies klang seltsam in den Ohren des armen Jungen. Er wurde gesegnet genannt, er, der kleine Vagabund, um den sich niemand je bekümmert hatte! „Verstehst du nicht, was ich meine? Johannis 3, 16. ist ja in der Bibel.“ „In der Bibel. Was ist das?“ Das arme Kind hatte nie von der Bibel gehört, dem gesegneten Buche, Gottes Botschaft an die Menschen. „Lesen Sie mir vor, was die Bibel sagt“, bat er, und als die Worte der Liebe und des Trostes an sein Ohr drangen, murmelte er: „Das ist schön, es ist alles von Liebe und nicht nur von einer Herberge für eine Nacht, sondern für immer.“ Bald konnte er den Spruch auswendig und sagte: „Ich habe nicht nur einen neuen Namen bekommen, sondern noch etwas Besseres dazu.“ Seine Freude war groß. Die Tage verstrichen, und viele Veränderungen fanden statt; aber unser kleiner Freund fühlte sich nie einsam und verlassen. Er lebte von den köstlichen Verheißungen seines Spruches; dachte aber nicht, wie bald er Verwendung für sie finden würde. Gott hatte noch eine Arbeit für ihn in diesem Krankensaale, noch eine Seele sollte durch diese Worte vom Tode zum Leben hindurchdringen. Auf einem Bette nicht weit von ihm lag ein alter Mann, der sehr krank war. Eines Morgens früh kam eine Nonne an sein Bett und sagte: „Wie geht es dir heute, Patrick?“ „Schlecht, sehr schlecht“, stöhnte der alte Mann. „Ist der Priester bei dir gewesen?“ fragte die Nonne. „O ja, doch das macht es nur noch schlimmer; denn er hat mich mit dem heiligen Öle gesalbt, und ich bin als dem Tode verfallen bezeichnet. Aber ich bin nicht auf den Tod vorbereitet; ach, was soll ich thun?“ „Patrick, du thust mir

sehr leid", entgegnete die Nonne sanft; „sieh, hier ist ein Rosenkranz, der von seiner Heiligkeit, dem Pabst, geweiht worden ist; er wird dir helfen selig zu sterben." Sie gab ihm den Rosenkranz, und ihm Lebewohl sagend, verließ sie ihn. Aber wie konnte ein Rosenkranz einem sterbenden Mann Erleichterung bringen, der so bald vor Gottes Richterstuhl treten sollte, und dessen Sünden nicht vergeben waren? Der arme Patrick stöhnte laut. „Gott, sei mir Sünder gnädig!" rief er. „Ich bin solch ein Sünder, und nicht zum Sterben vorbereitet. Was soll ich thun? Was wird mit mir werden?" Unser kleiner Freund hörte diesen trostlosen Schrei. Armer alter Mann, dachte er, du brauchst einen Paß. „Patrick", rief er, „ich weiß etwas, das dir helfen wird, ganz sicherlich, es hat mir geholfen." „Dann sage es schnell", rief Patrick, „wenn ich nur wirklich etwas finden könnte, was mir hilft." „Hier ist es! Nun höre. Johannis 3, 16. Hörst du auch zu?" „Ja, ja, sage es nur schnell." „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Wieder und immer wieder mußte der Knabe diese Worte wiederholen. Durch sie fand Patrick Frieden in der Todesstunde, und mit diesem Paß betrat er die ewigen Wohnungen. Unser kleiner Freund wurde wieder gesund. Für lange Zeit war Johannis 3, 16. sein Eins und Alles. Gott segnete seinen kindlichen Glauben; er erweckte ihm Freunde, die sich seiner annahmen und ihn zur Schule schickten, wo er Gottes Wort kennen und lieben lernte. Später ruhte er nicht, bis er seine Kraft in den Dienst seines HErrn stellen konnte, in dessen Weinberg er bis heute ein treuer Arbeiter geblieben ist.

77. Der Faule.

1. „Heute nach der Schule gehen,
Da so schönes Wetter ist?
Nein, wozu denn immer lernen,
Was man später doch vergißt?

2. Doch die Zeit wird lang mir werden,
Und wie bring' ich sie herum? —
Spitz, komm' her! Dich will ich lehren,
Hund, du bist mir viel zu dumm!

3. Andere Hund' in deinem Alter
Können dienen, Schildwach' steh'n,
Können tanzen, apportieren,
Auf Befehl ins Wasser geh'n.

4. Ja, du denkst, es geht so weiter,
Wie du's sonst getrieben hast.
Nein, mein Spitz, jetzt heißt es lernen.
Hier! Komm' her! Und aufgepaßt!

5. So — nun stell' dich in die Ecke —
Hoch! Den Kopf zu mir gericht't! —
Pfötchen geben! — So! Noch einmal!
Sonst giebt's Schläge! Willst du nicht?

6. Was? Du knurrst? Du willst nicht lernen?
Seht mir doch den faulen Wicht!
Wer nichts lernt, verdienet Strafe,
Kennst du diese Regel nicht?

7. Horch! — Wer kommt?" — — Es ist der Vater.
Streng ruft er dem Knaben zu:
„Wer nichts lernt, verdienet Strafe!
Sprich, und was verdienest du?"

78. Kinderlied von den grünen Sommervögelein.

1. Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel
Und setzten sich im Sonnenschein
In fröhlichem Gewimmel
All' an des Baumes Äste
Und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sei'n.

2. Sie schaukelten in Lüften lau
Auf ihren schwanken Zweigen;
Sie aßen Licht und tranken Tau
Und wollten auch nicht schweigen;
Sie sangen leise, leise,
Auf ihre stille Weise
Von Sonnenschein und Himmelblau.

3. Wenn Wetternacht auf Wolken saß,
So schwirrten sie erschrocken;
Sie wurden von dem Regen naß
Und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das.

4. Da kam am Tag der scharfe Strahl,
Ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal,
Mit Reif es zu besprengen.
Die armen Vöglein froren,
Ihr Frohsinn war verloren,
Ihr grünes Kleid war bunt und fahl.

5. Da trat ein starker Mann zum Baum
Und hub ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
Mit Schauern zu durchrütteln.
Die bunten Vöglein girrten
Und auseinander schwirrten;
Wohin sie flogen, weiß man kaum.

79. Der Sommer.

Hat der Frühling uns schon warm gemacht, so thut's der Sommer jetzt noch mehr. Da ist manchmal eine Hitze, daß man nicht weiß, wie man sich schützen soll. Am angenehmsten ist's dann am frühen Morgen oder nach Sonnenuntergang im Freien. Wer einen Garten hat und darin eine Laube, der sucht sie auf, und am Sonntage nach der Kirche wandert man zum Walde, setzt sich im Schatten hoher Tannen in's weiche Moos und erfrischt sich an Waldesgrün und Blumenduft und Vogelsang. Während der heißesten Stunden des Mittags schließt man die Fensterläden, um

die Stube kühler zu erhalten. Abends aber werden alle Fenster geöffnet, um frische Luft einziehen zu lassen.

Wochenlang zeigt sich oft kein Wölkchen, und die Sonne strahlt in ihrem höchsten Glanze über uns. Die Erde ist ausgetrocknet, Gras und Blumen stehen welk, und das Laub der Bäume hängt schlaff an den Zweigen hernieder. Die kleineren Bäche versiegen, und selbst die größeren Flüsse werden wasserarm. Der Landmann aber steht trauernd auf seinem Acker und fleht, gen Himmel blickend, also: „Siehe, lieber Gott, ich habe gethan, was ich konnte, habe im Frühjahre gepflügt und gesäet und die keimende Saat gehütet mit aller Sorgfalt. Du hast sie bewahrt vor bösen Wettern, und deine Kinder freuten sich der gesegneten Fluren. Sei du uns auch ferner gnädig und gieb uns unser täglich Brot."

Und der HErr erbarmt sich seiner Geschöpfe. Dunkle Wolken ziehen am Himmel auf und verfinstern die Erde. Blitze zucken, Donner rollen, und rauschender Regen stürzt hernieder. Gott thut seine milde Hand auf und erfüllet alles, was da lebt, mit Wohlgefallen.

Die Ernte ist da. Schwerbeladene Wagen mit Korn fahren heute dem Hofe zu, morgen folgen andere. Der Sommer hat Speise für Menschen und Tier bereitet. Allerlei Beeren und süße Kirschen kommen zu Markte, und das Gemüse erquickt uns.

Wer aber die Hitze des Tages getragen, der wandert gegen Abend zum Ufer des Flusses, um sich im kühlen Bade zu erlaben und zu stärken.

80. Sommerlied.

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser schönen Sommerzeit
An deines Gottes Gaben;
Schau' an der schönen Gärten Zier
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide;
Narcissus und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder,
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist ihr' Jungen,
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh'
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bäche rauschen in dem Sand
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrten;
Die Wiesen liegen hart dabei
Und klingen ganz von Lustgeschrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdross'ne Bienenschar
Zeucht hin und her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks starker Schaft
Kriegt täglich neuen Saft und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächset mit Gewalt,
Darüber freut sich jung und alt
Und rühmt die große Güte

Des, der so überflüssig labt
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüte.

Ich selber kann und mag nicht ruh'n:
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist du hier so schön,
Und läßt du's uns so lieblich geh'n
Auf dieser armen Erden —
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güld'nen Schlosse werden?

Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wohl in Christi Garten sein?
Wie muß es da wohl klingen,
Da so viel tausend Seraphim
Mit eingeübtem Mund und Stimm'
Ihr Halleluja singen?

O wär' ich da! O ständ' ich schon
Ach, süßer Gott, vor deinem Thron
Und trüge meine Palmen!
So wollt' ich, nach der Engel Weis',
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen.

Doch will ich gleichwohl, weil ich noch
Hier trage dieses Leibes Joch,
Auch nicht gar stille schweigen;
Mein Herze soll sich fort und fort
An diesem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

Hilf nur und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fleußt,
Daß ich dir stetig blühe!
Gieb, daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seele früh und spat
Viel Glaubensfrücht' erziehe.

Mach' in mir deinem Geiste Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und lass' mich wohl bekleiben;
Verleihe, daß zu deinem Ruhm
Ich deines Gartens schöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradeis
Und lass' mich bis zur letzten Reis'
An Leib und Seele grünen:
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein, und sonsten keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

81. Der Tau.

Wie schön ist ein frischer Sommermorgen! Die Sonne lacht uns vom blauen Himmel freundlich entgegen; neu gestärkt erheben sich die Gewächse. Die Winde verbreiten erquickende Düfte. So weit das Auge sehen kann, ist das Erdreich mit den schönsten Perlen besäet; in jeder Blume, auf jedem Blatte, an jedem Grashälmchen hangen Tröpflein, welche in allen Farben des Regenbogens glänzen. Gewiß hast du dich schon oft an diesem glänzenden Gefunkel erfreut. Aber hast du dich auch schon gefragt, wie die Hand Gottes die Tauperlen über das Erdreich streut? Weißt du, woher der Tau kommt? — Ich will es dir sagen.

Das Wasser des Erdbodens verdunstet unaufhörlich. Die Wasserdünste steigen in die Luft. Je wärmer diese ist, desto mehr kann sie deren in sich aufnehmen; je kälter sie ist, desto weniger.

Ist die Luft reichlich mit Wasserdünsten angefüllt und erkaltet dann, so verwandeln sich dieselben zum Teil wieder in Wasser. — Nach Sonnenuntergang und während der Nacht verliert die Erde viel von der Wärme, die sie den Tag über von der Sonne empfangen hat. Besonders dann, wenn der Himmel klar und sternenhell ist, strahlt Wärme aus, wie man sagt; — Wolken bilden gleichsam einen Schirm und halten sie bei der Erde zurück. Mit der Erde erkaltet auch die Luft, vorzüglich die Luftschicht, welche mit ihr in Berührung steht. Die erkaltete Luft ist nun nicht mehr imstande, alle Wasserdünste festzuhalten, die sie in sich aufgenommen. Manche derselben müssen ausscheiden, indem sie wieder zu Wasser werden. Ganz ähnlich, wie die kalten Fensterscheiben eines geheizten, mit Dünsten angefüllten Zimmers gar bald beschlagen, so müssen nun auch die Gegenstände auf der Erde mit feinen Wassertröpfchen bedeckt werden, hauptsächlich die dünnen, spitzen Grasblätter, aus denen die Wärme am leichtesten ausstrahlen konnte.

Der Tau ist eine große Wohlthat Gottes. Ohne denselben würden viele heiße Länder, in denen es selten regnet, für Menschen und Tiere unbewohnbar sein, weil alle Pflanzen aus Mangel an Feuchtigkeit verdorren müßten. Aber auch bei uns würden die zarten Gewächse die anhaltende Hitze des Sommers wohl schwerlich ertragen können, wenn Gott ihnen nicht den Tau schickte, um sie in der Nacht zu erquicken und zu laben.

Und ist es nicht eine weise Einrichtung des gütigen Gottes, daß der Tau dahin am reichlichsten fällt, wo er am nötigsten ist? Auf eine Wiese oder auf ein Kleefeld kommt bei weitem mehr Tau, als auf ein gleich großes Stück Feld, das nicht mit Pflanzen bewachsen ist. Viele Millionen Pflänzchen wachsen auf Feld und Wiese, und jedes erhält seinen Teil an dem Tau, der in der Nacht fällt; keines geht leer aus. Sogar jedes Blättchen, jedes Fäserchen erhält das Tröpfchen, das es zu seiner Erquickung bedarf. Und wie einfach ist das Mittel, durch welches Gott so Wunderbares thut! Er läßt die Sonne scheinen; es wird warm, und das Wasser verdunstet. Er läßt die Sonne nicht scheinen; es wird kalt, und der Dunst verwandelt sich wieder in Wasser.

82. Rätsel.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerältste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebog'nem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu gold'nen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht.
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein munt'rer Widder geht voran,
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

83. Gute Worte helfen viel — und kosten wenig.

1. Wie du grüßest, so dankt man.
2. Eine Liebe ist der andern wert.
3. Gelegenheit macht Diebe.
4. Was von Herzen kommt, das geht zum Herzen.
5. Mit Harren und Hoffen hat's mancher getroffen.
6. Hoffen und Harren macht manchen zum Narren.
7. Wer dem Wasser wehren will, muß die Quelle stopfen.
8. Licht bleibt Licht, sieht's gleich der Blinde nicht.

84. Das Spinnlein.

Nun schaut mir doch das Spinnlein an,
Wie zart's die Fäden zwirnen kann!
Du glaubst, du könntest's auch so fein?
Gevatter, nein! Das läßt du sein!
Nun schau', wie es sein Füßlein setzt,
Die Ärmel streift, die Finger netzt!

Es zieht 'nen langen Faden aus,
Spinnt eine Brück' zum Nachbarhaus,
Baut eine Landstraß' in der Luft,
Die hängt dann früh voll Morgenduft.
Es spinnt und wandelt auf und ab
Ganz munter im Galopp und Trab. —

Jetzt stutzt es — schau'! jetzt hält es still —
Es weiß nicht recht, wohin es will —
Jetzt läuft's zurück, ich glaube doch,
Es hat wohl was vergessen noch;
Es spinnt und webet ohne Rast,
So zierlich — man verguckt sich fast.

Jetzt putzt es seine Händchen ab,
Es steht und reißt den Faden ab.
Jetzt sitzt es da im Sommerhaus
Und schaut die lange Straß' hinaus.
Das Sommerhaus, in Lüften schwankt's,
Und an der lieben Sonne hangt's.

Da kommt die Fliege! nein, wie dumm!
Sie rennt ihm schier sein Häuschen um;
Die winselt jetzt und macht Geschrei —
Ja, armer Wicht, es ist vorbei!
Hast denn kein Aug' am Kopfe dran?
Was geh'n dich unsre Sachen an?

O Spinnlein, hast mich ganz verzückt,
Wie du so klein bist und geschickt!
Wer hat dich nur das Ding gelehrt?
Denk' wohl: Er, der uns alle nährt,
Der jedem giebt, was ihm gebricht;
Vertrau' ihm, er vergißt dich nicht.

85. Der Herbst, ein reicher Zahlmeister.

Der Herbst ist der Zahlmeister des Jahres. Der Sommer hat wohl schon manche Bezahlung auf Abschlag gemacht; aber der Herbst führt doch die Hauptkasse. Auch hat er nicht bloß einen Zahltag, sondern gar viele, also daß die Menschen beinah' nicht Hände genug zum Einnehmen haben. Hat man den Herbst nur erblickt, so hat er etwas zu verschenken; und er schenkt nicht wie ein Geiziger, daß man nicht weiß, ob es ihm ernst sei oder nicht, sondern er hat seine Hände immer offen, so lange er nur etwas zu verschenken hat. Darum findet der Herbst überall fröhliche Gesichter. Wie schön putzt er aber auch seine Gaben aus! Betrachtet nur die rotbackigen Äpfel an den Bäumen, große und kleine und von allen Mustern; und dann die Birnen, von denen manche aussehen, als ob sie von Wachs gemacht seien! Aber diese sind nicht immer die besten, und es heißt auch bei ihnen oft: „Der Schein trügt." Manche haben eine rauhe Schale, sind aber inwendig doch voll Saft und Wohlgeschmack. Die Pflaumenbäume hangen oft so voll, daß die Äste die Last kaum tragen können und ordentlich froh sind, wenn die Menschen nur zugreifen. Die Nußbäume warten oft gar nicht darauf; sie haben monatelang in der Stille geschafft, öffnen jetzt ihre grünen, bittern Schalen und lassen die Nüsse zur Erde fallen. Die Haselnußsträucher haben ebenfalls ihre Nüsse in Bereitschaft und lassen sie aus gar zierlichen, grünen Bechern oben heraussehen, damit die Menschen gleich wissen, was in ihnen steckt. Da kommen dann die Knaben und Mädchen und langen zu und knacken, ohne daß es ihnen die

Sträucher wehren. Aber alle Nüsse bekommen sie doch nicht; denn das Eichhörnchen hat sich auch seinen Teil geholt, um für den kalten Winter Vorrat zu haben. Im Herbst rupft man auch den nützlichen Flachs, der fast nicht genug zu loben und zu preisen ist, so gering er auch aussieht. Von der Seide macht man ein gewaltiges Rühmen, aber der Flachs ist doch der Meister; denn ein seidenes Kleid kann man gar leicht entbehren, aber nicht ein Hemd.

Von den Schatzgräbern, diesen Betrügern, mag ich nichts hören; aber die Schatzgräber im Herbste sehe ich mit Lust. Gold und Silber graben sie freilich nicht aus dem Boden, aber dafür etwas, was tausendmal mehr wert ist. Geht in ein Haus, in welches ihr wollt, und ihr werdet nicht vergeblich nach Kartoffeln fragen, wenn ihre Zeit da ist. Was wollten arme Eltern mit ihren vielen Kindern anfangen, wenn sie nicht eine tüchtige Schüssel voll Kartoffeln auf den Tisch setzen könnten! Aber auch die Reichen wissen diese gemeine, unansehnliche Knolle zu schätzen und sehen sie gerne auf ihren Tafeln.

Zwar ist die Kartoffel nicht das nahrhafteste unter den Gewächsen, welche des Landmanns Felder tragen; aber sie zeichnet sich vor vielen andern Feldfrüchten durch die große Mannigfaltigkeit ihrer Verwendung aus. Eine geschickte Köchin kann jeden Tag Kartoffeln auf den Tisch stellen, und doch jeden Tag ein anderes Gericht, das sie daraus bereitet hat. Man ißt sie gekocht, gebacken, gebraten, gestampft, gerieben; man macht Klöße aus gekochten Kartoffeln und aus rohen Kartoffeln; man backt sie als Nudeln und als Pfannkuchen; man kocht sie zu Kartoffelsuppe und Kartoffelbrei; man genießt sie als Kartoffelsalat, als Auflauf und Pudding, und wer weder Topf noch Pfanne noch sonst ein Kochgeschirr, nicht Butter noch Schmalz hat, der kann seine Kartoffeln ungeschält in die heiße Asche legen, bis sie gar sind, dann sind sie auch eßbar und schmecken gut, besonders wenn man Hunger hat. Mag also der Wein hoch zu rühmen sein, ich rühme doch noch höher die Kartoffel.

86. Herbstlied.

A. Brehm

1. Bunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rote Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind.

2. Wie die volle Traube
Aus dem Rebenlaube
Purpurfarbig strahlt!
Am Gelände reifen
Pfirsiche, mit Streifen
Rot= und weißbemalt.

3. Sieh'! wie hier die Dirne
Emsig Pflaum' und Birne
In ihr Körbchen legt,
Dort mit leichten Schritten
Jene gold'ne Quitten
In den Landhof trägt!

4. Flinke Träger springen
Und die Mädchen singen,
Alles jubelt froh!
Bunte Bänder schweben
Zwischen hohen Reben
Auf dem Hut von Stroh!

87. Schützenlied.

1. Mit dem Pfeil und Bogen
Durch Gebirg' und Thal
Kommt der Schütz' gezogen
Früh am Morgenstrahl.

2. Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg' und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

3. Ihm gehört das Weite;
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da fleucht und kreucht.

88. Der Wanderer in der Sägemühle.

1. Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh'
Und sah' dem Räderspiele
Und sah' den Wassern zu.

Sah' zu der blanken Säge,
Es war mir wie im Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne ward wie lebend;
In Trauermelodie
Durch alle Fasern bebend
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein.

„Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'!"

Vier Bretter sah' ich fallen
Mir ward's ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

89. Die geretteten Schiffer.

Im Jahre 1778, um die Zeit der Nachtgleiche, gab es eines Tages bei Danzig einen heftigen Sturm. Die ältesten Schiffsleute auf der Ostsee konnten sich kaum auf ein ähnliches Wetter an diesen Küsten besinnen. Ich wohnte damals mit meinen Eltern nahe an den Schiffswerften. Früh morgens sagte mein Vater zu mir: „Johannes, komm' an den Strand, es wird heute Unglück die Menge geben." Ich folgte ihm. —

Nach einer Stunde erreichten wir die Danziger Münde, von da ging's weiter an das offene Meer. Es war ein kläglicher Anblick! Koffer, Trümmer von Schiffen, Tonnen, Ballen von Waren trie=

ben unter- und durcheinander. Der alte Schiffsherr Petersen, der auch in unserer Nachbarschaft wohnte, begegnete uns hier und erzählte meinem Vater: „Vierzehn bemannte Fahrzeuge, eines schmucker als das andere, Engländer, Dänen, Schweden, sind in dieser wilden und stürmischen Nacht mit Mann und Maus untergegangen.“ Indem wir noch so mit einander sprachen, trieb mitten unter den Planken eines gescheiterten Schiffes ein männlicher Leichnam ans Ufer. Weinende Schifferweiber mit ihren Kindern umringten ihn sogleich, um zu sehen, ob es ein Bekannter, Vater, Freund oder Bruder von ihnen wäre; aber in den von Schaum, Moos und Meergras entstellten Gesichtszügen hielt es schwer, eine Ähnlichkeit zu entdecken. So traurig beschäftigt, vernahmen wir plötzlich einen Gesang aus dem Meere. Drei Schiffsleute saßen in einem Boot und ruderten mit beigelegtem Segel dem Ufer zu. Aus dem gräßlichen Tumult der vergangenen Nacht gerettet, brachten sie dem HErrn ein fröhliches Lied zur Morgengabe. Hier ist es:

Nach dem Sturme fahren wir sicher durch die Wellen,
Lassen, großer Schöpfer, dir unser Lob erschallen.
Lobet ihn mit Herz und Mund, lobet ihn zu jeder Stund'!
Christ'! Kyrie! Komm' zu uns auf die See!

Als die drei Schiffer an das Land kamen, bestürmte sie ein jeder mit Fragen. Es waren drei Matrosen, Peter von dem frischen Haff, Classen aus Amsterdam und van der Smissen aus Harburg. Sie hatten im Sturm der vergangenen Nacht ihr Schiff und ihre gesamten Habseligkeiten verloren und sich auf einem armseligen Boote gerettet. Aus ihrer Kleidung hatten sie Segel gemacht, und der HErr, der seine Engel zu Boten und seine Diener zu Feuerflammen macht, hatte sie trotz Sturm und Wellen wohlbehalten ans Land geführt.

90. Die Macht des Gebets.

Das Schiff „Cornelia“ befand sich auf einer Reise im Weltmeere und war bereits weit von der amerikanischen Küste entfernt, als ein heftiger Sturm losbrach, der fünf Tage lang anhielt und

das Schiff in eine solche Gefahr brachte, daß die Mannschaft sich fast für verloren ansah. Gerade als das Unwetter am wütendsten tobte und das Schiff wie einen Spielball hinauf und herabschleuderte, kam oben das Takelwerk am Hauptmast in Unordnung, und der Schaden mußte zurechtgebracht werden. Doch in dem Tumult des Sturmwindes auf den Mast zu klettern, schien fast unmöglich; es war ein Wagestück auf Leben und Tod. Der Steuermann befahl kurzweg einem Schiffsjungen, er solle hinaufklettern. Der war ein junger zarter Bursche, kaum dreizehn Jahr alt, das einzige Kind einer armen Witwe, welche ihr Liebstes hatte in die Welt gehen lassen, weil sie selber kaum satt zu essen hatte. Als der Junge den Befehl vom Steuermann empfangen hatte, hob er seine Mütze auf, blickte hinauf nach der Spitze des Mastes und wieder hinab in die schäumenden Wellen, die wie mit Ruten gepeitscht übers Verdeck schlugen; und dann sah er den Steuermann an.

Er schwieg einen Augenblick; darauf sagte er: „Ich komme gleich!" — Und er sprang übers Verdeck fort in die Kajüte. Eine Minute verging, dann kehrte er zurück, und nun ging's die Strickleiter hinauf, flink und entschlossen. Der Mann, welcher diese Geschichte erzählt hat, stand unten am Maste, und seine Blicke folgten dem Kinde, bis ihm schwindelte. Er fragte den Steuermann: „Warum schickst du den hinauf? Er kommt nicht lebendig herunter!" — Der Steuermann antwortete: „Männer fallen, Jungen steh'n. Der klettert wie 'ne Eichkatze!" Der andere sah wieder hinauf; noch stand der Junge! Jetzt hing er am Mastkorb; jetzt stieg er weiter. Der Sturm ras'te, und tauchte den Mast in die Flut ein; der Junge hielt sich. — In einer Viertelstunde war er unten, wohlbehalten und frisch, und lachte fröhlich. — „Gott sei gedankt!" rief jener; vor Angst hatte das Herz ihm stille gestanden. Denselben Tag noch suchte er den Jungen zu sprechen. Er fragte ihn, ob ihm nicht bange gewesen sei. „Ja", sagte der Junge. — „Ich merkte es wohl", sagte der andere; „du hast es dir auch erst in der Kajüte bedacht." — „Bedacht nicht", sprach jener, „ich wollte erst beten. Ich dachte, herunter komme ich nicht wieder lebendig; da habe ich beten müssen. Hernach war

ich nicht bange." Der Mann fragte ihn, wo er das Beten gelernt habe. — „Wie ich noch zu Hause war", sagte der Junge; „die Mutter hat es mich gelehrt. Als ich fortging, sagte sie, ich solle es immer thun, damit Gott mich vor Gefahren bewahre, und ich kann es auch nicht lassen."

91. Gottes Treue.

Es steht im Meer ein Felsen,
Die Wellen kreisen herum;
Die Wellen brausen am Felsen,
Doch fällt der Fels nicht um.

Ein Turm ragt überm Berge
Und schaut in das Thal hinab;
Die Winde rasen am Berge,
Doch fällt kein Stein herab.

Es zieht einher ein Wetter
Und rüttelt am starken Baum;
Zur Erde sinken wohl Blätter,
Doch eisern steht der Baum.

Des Höchsten ewige Treue
Steht fester denn Fels und Turm
Und grünt und blüht aufs neue
Und trotzt dem rasenden Sturm.

92. Das Kind des Steuermannes.

„Die Segel eingezogen
Und alle Mann auf Deck!"
Der Sturm kommt angeflogen
Aus finsterem Versteck;
Die Wogen wälzen rollend
Sich schon heran mit Macht;
Der Donner regt sich grollend,
Und Mittag wird zu Nacht.

Doch hinten steht im Schiffe
Der Steuermann am Rad
Und lenkt mit Blick und Griffe
Des schwanken Kieles Pfad;
Weiß klug vorbeizuhalten
Am mörderischen Riff,
Die Wellen kühn zu spalten,
Denn ihm gehorcht sein Schiff.

O braver Seemann, zwinge
Des Elementes Wut!
O wack'res Schifflein, dringe
Voran durch Sturm und Flut!
Viel bange Herzen zagen,
Und mit des Sturms Geräusch
Mischt sich der Kinder Klagen,
Der Frauen Angstgekreisch.

Doch still und unerschrocken
Sitzt dort abseits ein Kind,
Läßt ruhig sich die Locken
Zerwühlen von dem Wind,
Blickt stolz ins Meer vom Decke
Als wie von einem Thron,
Weiß nichts von Angst und Schrecke:
Des Steuermannes Sohn.

Ihn fragt der Männer einer:
„Dir macht der Sturm nicht Angst?
Sag' an, wie kommt es, Kleiner,
Daß du allein nicht bangst?"
Da wird von stolzem Feuer
Des Knaben Wange rot:
„Mein Vater steht am Steuer,
Da hat es keine Not."

O starker Kindesglaube!
Verstehst du's, Gotteskind?
Ob um dein Schifflein schnaube
Der ungestüme Wind,
Der Himmel steh' im Feuer,
Die finstre Tiefe droht:
Dein Vater steht am Steuer,
Drum hat es keine Not!

93. Sprichwörtliche Redensarten.

Den Wald vor Bäumen nicht sehen.
Auf keinen grünen Zweig kommen.
Die Hände in den Schoß legen.
Einen Mohren weiß waschen.
Den Mund voll nehmen.
Die Finger auf den Mund legen.
Einen Fuß im Grabe haben.
Ein Auge für etwas haben.
Den Kopf oben behalten.
Einen offenen Kopf haben.
Etwas in den Schornstein schreiben.
Wasser in einem Siebe tragen.

94. Klein und groß.

In Asien in dem Gebirge Taurus und an andern Orten lebt eine Art von wilden Schafen, Argali genannt, die sind sehr groß, stark, scheu und haben sehr große Hörner. Wenn ein solches Tier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was je zuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Füchslein zu gut. Diese haben dann nicht nötig, einen Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn sei ihretwegen da, schlüpfen hinein und wohnen darin. Worüber muß man sich mehr wundern, über die großen Hörner oder die kleinen Füchse?

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri. Sie sind vornehmlich in Südamerika daheim, haben wunderschöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eilein, so nicht größer sind als eine Erbse, und werden nicht mit Schroten geschossen, sondern mit kleinen Sandkörnlein, weil sonst nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die ist so groß, daß sie diese arme Tierchen wie Mücken fängt und aussaugt.

Andern Respekt flößt der Herr Lämmergeier seiner Nachbarschaft ein, der in den Tyroler- und Schweizergebirgen zu Hause ist. Mit seinen ausgespannten Flügeln bedeckt er eine Länge von acht bis neun Fuß und ist stark genug, Gemsen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen.

Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Kondor, ein Landsmann des Kolibri. Dieser mißt mit ausgespannten Flügeln sechzehn Fuß, seine Flügelfedern sind vorne fingersdick, so daß man schön Fraktur damit schreiben könnte, und das Rauschen seiner Flügel gleicht fast einem fernen Donner.

Aber der allergrößte Vogel ist der Strauß in den Wüsteneien von Asien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und der Kürze seiner Fittiche gar nicht fliegen kann, sondern immer unten auf der Erde bleiben muß. Doch trägt er seinen Kopf neun bis zehn Fuß hoch in der Luft, kann weit herumschauen und könnte, wie ein guter Freund, neben einem Reiter auf seinem Rosse herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wäre.

In Asien lebt eine Art von Hirschen, Zwerghirschlein genannt, deren Füße sind fingerslang und so dünn wie der Stiel einer kölnischen Tabakspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Quentlein und ist das kleinste unter allen bekannten Tieren, die auf vier Beinen gehen und ihre Jungen säugen. Der Elefant aber ist zwölf bis vierzehn Fuß hoch, fünfzehn bis siebenzehn Fuß lang, wiegt seine 7000 Pfund, und ein fleißiger Schüler soll mir ausrechnen: Wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zusammen so schwer sind als ein einziger Elefant?

Das kleinste Tierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglase wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das größte Tier ist der Walfisch, der bis zu einer Länge von einhundert und zwanzig Fuß wachsen kann und seine tausend Centner und darüber wiegt.

Vor Zeiten hat man die Fabel geglaubt, daß es eine ganze Nation von Menschen gebe, die vom Boden weg nur zwei Fuß hoch seien. Der Lügenprophet Muhammed aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel gesehen und es sei von seinem rechten Auge über den Nasenwinkel bis zum linken ein Zwischenraum von 70,000 Tagereisen.

95. Der Zaunkönig.

In alten Zeiten hatten die Vögel ihre eigene Sprache, die jedermann verstand; jetzt lautet es nur wie ein Zwitschern, Kreischen und Pfeifen, und bei einigen wie Musik ohne Worte. Es kam aber den Vögeln in den Sinn, sie wollten nicht länger ohne Herrn sein und einen unter sich zum König wählen. Nur einer unter ihnen, der Kiebitz, war dagegen; frei hatte er gelebt, und frei wollte er sterben, und angstvoll hin- und herfliegend rief er: „Wo bliew ick! wo bliew ick?" Er zog sich zurück in einsame, unbesuchte Sümpfe und zeigte sich nicht wieder unter seinesgleichen.

Die Vögel wollten sich nun über die Sache besprechen, und an einem schönen Maimorgen kamen sie alle aus den Wäldern und Feldern zusammen, Adler und Buchfink, Eule und Krähe, Lerche und Sperling, was soll ich sie alle nennen? Selbst der Kuckuck kam und der Wiedehopf, sein Küster, der so heißt, weil er sich immer ein paar Tage früher hören läßt; auch ein ganz kleiner Vogel, der noch keinen Namen hatte, mischte sich unter die Schar. Das Huhn, das zufällig von der ganzen Sache nichts gehört hatte, verwunderte sich über die große Versammlung. „Was, wat, wat is den dar to don?" gackerte es; aber der Hahn beruhigte seine liebe Henne und sagte: „Luter riek Lüd"; erzählte ihr auch, was

sie vorhätten. Es ward aber beschlossen, daß der König sein sollte, der am höchsten fliegen könnte. Ein Laubfrosch, der im Gebüsche saß, rief, als er das hörte, warnend: „Nat, nat, nat! nat, nat, nat!“ weil er meinte, es würden deshalb viele Thränen vergossen werden. Die Krähe aber sagte: „Quark ok“, es sollte alles friedlich abgehen.

Es wurde nun beschlossen, sie wollten gleich an diesem schönen Morgen aufsteigen, damit niemand hinterher sagen könnte: „Ich wäre wohl noch höher geflogen; aber der Abend kam, da konnte ich nicht mehr.“ Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich also die ganze Schar in die Lüfte. Der Staub stieg da von dem Felde auf; es war ein gewaltiges Sausen und Brausen und Fittichschlagen, und es sah aus, als wenn eine schwarze Wolke dahinzöge. Die kleineren Vögel aber blieben bald zurück, konnten nicht weiter und fielen wieder auf die Erde. Die größeren hielten's länger aus; aber keiner konnte es dem Adler gleich thun, der stieg so hoch, daß er der Sonne hätte die Augen aushacken können. Und als er sah, daß die andern nicht zu ihm herauf konnten, so dachte er: „Was willst du noch höher fliegen, du bist doch der König“, und fing an, sich wieder herabzulassen. Die Vögel unter ihm riefen ihm alle gleich zu: „Du mußt unser König sein, keiner ist höher geflogen als du.“ „Ausgenommen ich“, schrie der kleine Kerl ohne Namen, der sich in die Brustfedern des Adlers verkrochen hatte. Und da er nicht müde war, so stieg er noch höher. Als er aber so weit gekommen war, legte er seine Flügel zusammen, sank herab und rief unten mit seiner durchdringenden Stimme: „König bün ick! König bün ick!“

„Du unser König?“ schrieen die Vögel zornig, „durch Ränke und Listen hast du es dahingebracht!“ Sie machten eine andere Bedingung: Der sollte ihr König sein, der am tiefsten in die Erde fallen könnte. Wie klatschte da die Gans mit ihrer breiten Brust wieder auf das Land! Wie scharrte der Hahn schnell ein Loch! Die Ente kam am schlimmsten weg, sie sprang in einen Graben, verrenkte sich die Beine und watschelte fort zum nahen Teiche mit dem Ausruf: „Pracherwerk! Pracherwerk!“ Der kleine ohne

Namen aber suchte sich ein Mauseloch, schlüpfte hinab und rief mit seiner feinen Stimme heraus: „König bün ick! König bün ick!"

„Du unser König!" riefen die Vögel noch zorniger, „meinst du, deine List sollte gelten?" Sie beschlossen, ihn in seinem Loche gefangen zu halten und auszuhungern. Die Eule ward als Wache davor gestellt: sie sollte den Schelm nicht herauslassen, so lieb ihr das Leben wäre. Als es aber Abend geworden war, und die Vögel von der Anstrengung beim Fliegen große Müdigkeit empfanden, so gingen sie mit Weib und Kind zu Bette. Die Eule blieb allein bei dem Mauseloch stehen und blickte mit ihren großen Augen unverwandt hinein. Indessen war sie auch müde geworden und dachte: „Ein Auge kannst du wohl zuthun, du wachst ja doch mit dem andern, und der kleine Bösewicht soll nicht aus dem Loche heraus." Also that sie das eine Auge zu und schaute mit dem andern steif in das Mauseloch. Der kleine Kerl guckte mit dem Kopfe heraus und wollte wegwitschen; aber die Eule trat gleich davor, und er zog den Kopf wieder zurück. Dann that die Eule das eine Auge wieder auf und das andere zu und wollte so die ganze Nacht abwechseln. Aber als sie das eine Auge wieder zumachte, vergaß sie, das andere aufzuthun, und sobald die beiden Augen zu waren, schlief sie ein. Der Kleine merkte das bald und schlüpfte weg.

Von der Zeit an darf sich die Eule nicht mehr am Tage sehen lassen, sonst sind die andern Vögel hinter ihr her und zerzausen ihr das Fell. Sie fliegt nur zur Nachtzeit aus, haßt aber und verfolgt die Mäuse, weil sie solche böse Löcher machen. Auch der kleine Vogel läßt sich nicht gern sehen, weil er fürchtet, es ginge ihm an den Kragen, wenn er erwischt würde. Er schlüpft in den Zäunen umher, und wenn er ganz sicher ist, ruft er wohl zuweilen: „König bün ick!" und deshalb nennen ihn die andern Vögel aus Spott Zaunkönig. Niemand aber war froher als die Lerche, daß sie dem Zaunkönig nicht zu gehorchen brauchte. Wie sich die Sonne blicken läßt, steigt sie in die Lüfte und ruft: „Ach, wo is dat schön! schön is dat! schön! ach wo is dat schön!"

96. Die Fabel geht dich an.

Die alten Weisen haben eine gute Art erfunden, wie man den Menschen die Wahrheit fein zeigen mag, ohne sie ihnen grob ins Gesicht zu sagen. Sie hielten ihnen nämlich einen wunderbaren Spiegel vor, darinnen allerlei Getier und seltsame Dinge vor das Auge kamen und ein ebenso ergötzliches als erbauliches Spiel machten. Das nannten sie eine Fabel; und was nun die Tiere Thörichtes oder Kluges darin verrichteten, das mochten die Menschen auf sich beziehen und bei sich denken: Die Fabel geht dich an. Und also konnte es niemand für ungut nehmen. Als zum Exempel. Da waren zwei Berge, und auf jedem Berge stand ein Schloß, und ein Hund durchlief das Thal und schnüffelte vor sich hin, als suche er Rebhühner oder Mäuse, um seinen Hunger zu stillen. Da erklingt auf einmal die Trompete auf dem einen Schloß, wie dies in derselbigen Zeit zu geschehen pflegte, wenn zum Essen gerufen wurde, und der Hund läuft sogleich den Berg hinauf, um hier etwas zu erschnappen. Wie er aber auf der Mitte des Berges ist, da hört der Trompeter auf zu blasen, und es fängt der Trompeter auf dem andern Schlosse an. Da denkt der Hund: Hier hat man schon gegessen, und dort wird man essen; und springt wieder hinab und den andern Berg hinauf. Jetzt aber fängt der erste wieder zu trompeten an, und der andere hört auf; und der Hund läuft nun wieder hinab und wieder hinauf und macht so fort, bis endlich alle beide Trompeter stillschweigen und die Mahlzeit da und dort vorüber ist.

Nun rate einmal, was der Weise mit diesem vorstellen will, und wer der Narr sei, der sich müde läuft hin und her und nichts erhascht, weder hier noch dort. —

97. Winterlied.

Der Winter ist ein geschickter Mann;
Weiß streicht er Dächer und Felder an.
Der Winter ist ein Konditor auch,
Verzuckert jeglichen Baum und Strauch.

Der Winter ist auch ein Juwelier
Und mit Rubin, Diamant, Saphir
Verziert er Stauden und Gras und Schilf,
Gewährt die Sonn' ihm ein wenig Hilf'.

Auch ist der Winter ein Zimmermann,
Der feste Brücken erbauen kann:
Er baut sie auch wohl in Einer Nacht;
Das hat noch keiner ihm nachgemacht.

Und was noch weiter kein Zimmermann
Ihm nachthun will oder nachthun kann:
Er baut die Brücken der Länge nach;
Deckt ganze Flüsse mit einem Dach.

Ein guter Schreiner, das ist er auch:
Kocht ohne Feuer und ohne Rauch
Und ohne Pfanne sich seinen Leim,
Und leimt zusammen Stein und Bein.

Und wie geschickt er als Gärtner ist!
Wo niemand pflanzet und niemand gießt,
Läßt über Nacht er die Blumen blüh'n,
Und stellt sie morgens ans Fenster hin.

98. Eine Schlacht auf Schlittschuhen.

Holland ist ein sehr wasserreiches und sumpfiges Land, das von vielen Kanälen durchschnitten und durch ungeheure Dämme und Deiche an den Ufern gegen die Wasserfluten geschützt ist, eine Vorkehrung, die darum so nötig ist, weil der Meeresspiegel höher liegt als das Land.

Vor langen Jahren zog der papistische König Philipp von Spanien gegen die protestantischen Holländer zu Felde. Als Feldherrn hatte er den berüchtigten Herzog von Alba ernannt. Schon hatte derselbe eine ganze Reihe von holländischen Dörfern besetzt; aber er sah ein, daß er nur dann in den Besitz des Landes kommen

könne, wenn er Amsterdam, die Hauptstadt Hollands, erobert hätte. So leicht ging das aber nicht, denn zwischen Amsterdam und der spanischen Armee lag die Stadt Haarlem. Um diese Stadt zu besetzen, schickte der Herzog seinen Sohn Friedrich mit einem Teile seiner Armee aus. Haarlem war fast vollständig von Wasser umgeben, das jetzt jedoch zur Winterszeit von einer dicken, spiegelglatten Eisfläche bedeckt war. Einige Schiffe der Holländer waren in der Nähe der Stadt eingefroren. Sie in Besitz zu nehmen, wäre eine Kleinigkeit gewesen für die Spanier, wenn die Holländer nicht einen hohen Wall von Eis und Schnee um die Schiffe aufgeworfen hätten.

Sobald Don Friedrich mit seinen Soldaten ankam, sandte er eine Abteilung Soldaten aus, die Schiffe anzugreifen. Die Spanier aber erschraken nicht wenig, als sie in die Nähe der Schiffe kamen und plötzlich eine Schar bewaffneter Holländer mit Schlittschuhen an den Füßen hinter den Wällen hervorsprang.

Kein Volk versteht das Schlittschuhlaufen besser als die Holländer. Sie hatten auch auf den zahlreichen Kanälen ihres Landes, die im Winter stets zugefroren waren, Gelegenheit genug, die edle Kunst des Schlittschuhlaufens zu üben. Die Spanier dagegen, welche in einem südlichen Lande wohnten, wo das Eis nur selten so stark gefriert, daß es einen Menschen trägt, verstanden vom Schlittschuhlaufen nichts oder doch nur sehr wenig. Ihr Staunen über die in Windeseile über das Eis hinfliegenden Holländer war daher so groß, daß sie in Versuchung kamen zu fliehen. Bald pfiffen auch die Kugeln der Holländer ihnen um die Ohren. Auf dem glatten Eise hatten die Spanier einen sehr schweren Stand wider den Feind, der sicher hin und her eilte und dessen Kugeln selten ihr Ziel verfehlten.

Endlich vermochten die Spanier dem Andrange der Feinde nicht länger zu widerstehen, sie mußten das Feld räumen. Hunderte von ihnen blieben tot auf dem Eise zurück, während die Holländer nur einen geringen Verlust hatten.

Als der Herzog von der merkwürdigen Niederlage seiner Truppen hörte, war er aufs höchste erstaunt. Aber er traf auch sofort

Vorkehrungen, damit seine Soldaten das nächste Mal gegen eine solche Überrumpelung gerüstet seien. Siebentausend Paar Schlittschuhe ließ er sich kommen, und die Soldaten mußten nun eifrig die Kunst des Schlittschuhlaufens erlernen. Jetzt konnten die Spanier den Holländern auch auf dem Eise entgegentreten, aber dazu fand sich bald keine Gelegenheit mehr, da ein starkes Tauwetter das Eis auf den Kanälen und Flüssen auftaute und die Schiffe entkamen.

99. Der Schnee.

Es ist doch eine Lust, wenn der erste Schnee fällt, und die Kinder haben recht, wenn sie sich freuen und jubeln, sobald die weißen Flocken vom Himmel herabtanzen und die Erde wie mit einem wolligen Mantel zudecken. Es ist schon der Mühe wert, so eine Himmelsfeder auf einer schwarzen Tafel aufzufangen und genau zu betrachten. Hurtig muß man freilich dabei zu Werke gehen, wenn man etwas sehen will. Jedes Schneeflöckchen ist ein regelmäßiges, sechseckiges Sternchen, und doch gleicht keins dem andern ganz genau; denn die Eisnadeln, aus denen die Sternchen bestehen, sind gar mannigfach gestaltet und aneinander gefügt.

Wie der Schnee entsteht und wie es zugeht, daß die Flöckchen als Sternlein zur Erde fallen, das ist für die Menschen ein Geheimnis, welches noch niemand hat ergründen können. Darüber ist man freilich schon im reinen, daß der Schnee gefrorenes Wasser ist, daß die nämlichen Dünste, die heute als Schneeflocken niederfallen, zu anderer Zeit und unter andern Umständen als Regentropfen zur Erde hätten kommen können. Wenn wir auch nicht wissen, wie Gott den Schnee macht, so wissen wir doch, daß er ihn macht; denn der Schnee ist ein kostbares Geschenk seiner Güte.

Was meint ihr wohl, was geschehen würde, falls einmal mehrere Jahre hinter einander kein Schnee fiele? Wenn der Winter gelinde bliebe, so ginge es noch an. Träte aber strenge und anhaltende Kälte ein, was dann? Der Frost würde die meisten Pflanzen bis in die Wurzel zerstören. Die Saatfelder lägen im Sommer öde und brächten in der Ernte keine Frucht; eine all=

gemeine Hungersnot wäre die unausbleibliche Folge. Ist dagegen eine genügende Schneedecke vorhanden, so mag die grimmigste Kälte hereinbrechen, — den Pflanzen geschieht kein Leid; denn sie schlafen warm unter ihrer weißen Hülle. Kommt endlich der Frühling heran, dann deckt die Sonne die Pflanzen wieder auf, indem sie die Schneedecke in Wasser verwandelt. Dieses dringt in den Boden, und die Pflanzen haben beim Erwachen aus ihrem Winterschlafe gleich einen reichlichen Morgentrunk, der ihnen sehr zuträglich ist; denn das Schneewasser enthält mehr Stoffe, welche den Pflanzen zur Nahrung dienen, als das gewöhnliche Regenwasser.

100. Joachim von Ziethen.

Joachim von Ziethen, nachmals ein berühmter General, war in seinem elften Jahre Page oder Edelknabe an dem Hofe des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen († 1740), des Vaters Friedrichs des Großen. Die Edelknaben mußten wechselsweise des Nachts in einem Zimmer neben des Königs Schlafgemach wachen und dem König aufwarten, wenn er es verlangte. Das war nun manchem zu beschwerlich, und er bezahlte es gerne von seinem Taschengelde, wenn ein anderer es für ihn thun wollte. Unser guter Joachim hatte kein Taschengeld; denn er hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter war eine arme Witwe. Er hätte aber doch auch gern ein Taschengeld gehabt, und so erbot er sich denn, um Geld für andere zu wachen. Das wäre ihm aber fast schlimm bekommen. Einst konnte nämlich der König nicht schlafen und wollte ein Buch aus einem andern Zimmer haben; er klingelte dem Pagen, aber der rührte sich nicht. Er klingelte noch einmal und zum dritten Male; aber es kommt kein Page. Endlich steht der König auf, geht ins Vorzimmer, um zu sehen, ob denn keiner da sei. Hier findet er Ziethen, aber schlafend, am Tische sitzen. Das ist ein sauberer Wächter, mochte er denken; und ihr werdet sagen: Der hatte wohl Ursache, sich auch noch für andere anzubieten! Allein hört erst! Der König tritt näher und sieht nun, daß er einen Brief vor sich hat, über dem er eingeschlafen ist. Er

nimmt den Brief und liest: „Meine beste, geliebteste Mutter! Jetzt ist nun schon die dritte Nacht, da ich für Geld die Wache habe. Beinahe kann ich's nicht mehr aushalten. Indessen freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Thaler für Sie verdient und erspart habe, und diese schicke ich Ihnen hierbei." Da seht ihr, wozu Joachim ein Taschengeld haben wollte.

Der König sah es auch, und dachte: er hat recht; legte ihm also seinen Brief wieder hin, ging in seine Kammer, holte zwei Rollen mit Dukaten, steckte ihm in jede Tasche eine und legte sich wieder zu Bette. Wie erschrak aber der Page beim Aufwachen, als er seine Taschen fühlte und an dem Gelde merkte, der König habe ihn schlafend gefunden! Sobald er ihn am Morgen sah, bat er ihn demütigst um Verzeihung und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der König lobte seine kindliche Liebe und Dankbarkeit, ernannte ihn bald darauf zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, um sich dafür alles, was er zu seiner neuen Stelle brauchte, anzuschaffen.

Da ging die Verheißung des vierten Gebotes, „auf daß dir's wohl gehe", recht in Erfüllung.

101. Guter Rat kommt nie zu spat.

1. Rastest du, so rostest du.
2. Zufriedenheit ist der größte Reichtum.
3. Wenn man die Saite zu hoch spannt, so reißt sie.
4. Was man nicht kann meiden, soll man billig leiden.
5. Man muß den Topf klopfen, ehe man ihn kauft.
6. Schweigen können ist auch eine Kunst.
7. Man muß das Eisen schmieden, wenn es heiß ist.
8. Spare in der Zeit, so hast du in der Not.
9. Wer die Pfützen nicht riechen mag, wird nicht hineinfallen.
10. Man muß nicht nach jeder Mücke schlagen.
11. Besser, zweimal fragen, als irregehen.
12. Zur rechten Zeit reden und zur rechten Zeit schweigen ist eine schwere Kunst.

102. Eine Hand wäscht die andere,

sagt man wohl, wenn ein Schelm dem andern durchhilft, und mancher unehrliche Mensch sagt's einem andern, dem er einen kleinen Gefallen gethan hat. — Aber so meint's das Sprichwort nicht! Denk' einmal nach! Wenn ihr euch die Hände waschet, so wird, wenn ihr auch die eine nach allen Ecken im Wasser herumschlenkert, sie dennoch nicht rein; die andere muß wischen und waschen, streichen und kneten helfen, dann geht's. Was lehrt euch das? — Nun, einer, der allein steht, ohne den treuen Beistand seiner Nachbarn und Freunde, bringt nichts fertig. Wenn aber diese sagen: „Wart', Nachbar, ich komme und helfe!" dann wäscht eine Hand die andere. Wenn nun aber der Nachbar deiner Hilfe bedarf? Ei nun, dann muß wieder deine Hand der seinen waschen helfen, und es geht rein und herrlich ab. Verstanden? Der liebe Gott will, daß wir einander helfen und dienen sollen mit der Gabe, die wir empfangen haben. So soll eine Hand die andere waschen.

103. Redlichkeit.

Dem Spitzenhändler Jakob Hauser fiel es einst schwer aufs Herz: „Du hast bisher bei deinen Preisen immer eine etwas höhere Summe angesetzt, als die war, für welche du die Ware lassen konntest und auch wirklich ließest, wenn Leute da waren, die das Handeln verstanden. Manche haben aber doch nicht gehandelt, sondern den geforderten Preis bezahlt. War das auch recht von dir, daß du die Forderung machtest und eine solche Bezahlung nahmst? Ein Christ soll weder lügen noch betrügen; das war aber beides. Wohlan, mein Gott, es soll nicht mehr geschehen!" Er geht nach Frankfurt zur Messe. Gleich am ersten Tage kommen viele Leute, die seine Ware besehen, nach dem Preise fragen und dann handeln wollen. Da er aber erklärt, er stelle gleich den äußersten Preis, so verkauft er an diesem Tage nicht einen Meter. Abends im Gasthause kann er vor Traurigkeit nicht essen. „Das ist also", denkt er, „der Lohn christlicher Treue. So ist dir's doch nicht gegangen, als du, wie man sagt, bei der Welt warst." Dann fand

er sich aber doch wieder zurecht und schlief ruhig ein. Aber es ging ihm an den beiden folgenden Tagen wieder ebenso. Abends, wenn die andern Kaufleute fröhlich waren, aß Hauser ein Stückchen trocken Brot heimlich und mit Seufzen. Noch aber war Hoffnung auf eine Käuferin, die gewöhnlich nicht handelte. Endlich, am vierten Tage, kommt die Frau Landgräfin v. H., und zuerst an Jakobs Bude. Diesem klopft das Herz hoch vor Freude und Erwartung. Sie sucht aus, will aber ein Mäßiges abhandeln. Der arme Jakob muß erklären, er könne keinen Kreuzer ablassen, und sie geht schweigend hinweg zu den andern Spitzenhändlern. Sie, als Kennerin, bemerkt aber bald, daß diese viel teurer sind und die Spitzen schlechter, spricht das gegen ihre Damen aus und kehrt zurück zu unserm Jakob. Nun kauft sie reichlich und lobt laut den ehrlichen Mann. Alle vornehmen Damen in der Stadt wollen nun auch bei Jakob einkaufen. Am Abend hatte er auch nicht einen Viertelmeter mehr. „Konnte ich", erzählte er, „an den ersten drei Abenden vor Kummer und Sorge nicht essen, so konnte ich es nun vor Freude nicht. Meine Seele war voll Lobes und Dankes gegen Gott."



104. Das Riesenspielzeug.

Im Elsaß auf der Burg Nideck, die an einem hohen Berge bei einem Wasserfalle liegt, waren die Ritter vorzeiten große Riesen. Einmal ging das Riesenfräulein herab ins Thal, wollte sehen, wie es da unten wäre, und kam bis fast nach Haslach auf ein vor dem Walde gelegenes Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Es blieb vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug, die Pferde und Leute an. Das war ihr alles etwas Neues. „Ei", sprach sie und ging herzu, „das nehm' ich mir mit!" Da kniete sie nieder zur Erde, spreitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing alles zusammen und that's hinein. Nun lief sie ganz vergnügt nach Hause, den Felsen hinauf springend, wo der Berg so jäh ist, daß ein Mensch mühsam klettern muß; da that sie einen Schritt und war droben. Der Ritter saß gerad' am Tisch,

als sie eintrat. „Ei, mein Kind“, sprach er, „was bringst du da? Die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus.“ Sie machte geschwind ihre Schürze auf und ließ ihn hineinblicken. „Was hast du so Zappeliges darin?“ „Ei, Vater, gar zu artiges Spielzeug! So was Schönes hab' ich mein Lebtag noch nicht gehabt.“ Darauf nahm sie eins nach dem andern heraus und stellte es auf den Tisch, den Pflug, die Bauern mit ihren Pferden, lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich das kleine Wesen darauf hin und her bewegte. Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug, da hast du was Schönes angestiftet! Geh' nur gleich, und trag's wieder hinab ins Thal!“ Das Fräulein weinte, es half aber nichts. „Mir ist der Bauer kein Spielzeug“, sagte der Ritter ernsthaftig, „ich leid's nicht, daß du mir murrest; kram' alles sachte wieder ein, und trag's an den nämlichen Platz, wo du's genommen hast! Baut der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen auf unserm Felsenneste nichts zu leben.“

105. Friede im Lande.

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.
Ehrt den König seine Würde,
ehret uns der Hände Fleiß.
  Holder Friede,
  süße Eintracht,
  weilet, weilet
  friedlich über dieser Stadt.
Möge nie der Tag erscheinen,
wo des rauhen Kriegers Horden
dieses stille Thal durchtoben,
  wo der Himmel,
den des Abends sanfte Röte
  lieblich malt,
von der Dörfer, von der Städte
wildem Brande schrecklich strahlt.

106. Ein deutscher Knabe.

Nicht immer ging es da, wo jetzt die große Stadt Cincinnati steht, so friedlich her als zu unserer Zeit. Im Jahre 1788 war mitten in der Wildnis auf einer kleinen, fruchtbaren, von Bergen umgebenen Ebene am Ohio eine Ansiedlung gegründet worden. Unter den Ansiedlern befanden sich auch Deutsche. Infolge der vielen Gefahren, die solche Ansiedler zu bestehen hatten, waren sie meist nicht nur sehr tapfer, sondern auch vorsichtig. Unsere Ansiedler am Ohio hatten sich dicht am genannten Flusse ein Fort gebaut, um sich im Falle eines Angriffs seitens der Indianer verteidigen zu können. Schon im Winter des folgenden Jahres erfuhren sie, wie nötig ein solcher Zufluchtsort für sie sei. Zurückkehrende Jäger brachten die Nachricht, daß feindliche Indianer im Anzuge seien. Die Ansiedler hatten gerade noch Zeit, sich mit ihrer Habe und ihrem Vieh ins Fort zu flüchten. Längere Zeit wurden sie nun von den Indianern belagert. Diese hatten auch schon mehrere Angriffe auf das Fort gemacht, waren aber jedesmal von den Verteidigern abgewiesen worden. Bald aber sah es im Fort schlimm aus; denn das Vieh hatte den Futtervorrat fast verzehrt, und für die Leute war auch nur noch wenig Nahrung vorhanden. Zum größten Unglück war ihr Pulver und Blei fast verbraucht, und womit sollten sie die noch zu erwartenden Angriffe der Indianer abwehren? Alles schien verloren. Zwar hatten sie Nachricht, daß eine Kompanie Soldaten aus einem östlich gelegenen Fort unterwegs sei. Aber wenn diese nicht sehr bald ankamen, war es zu spät. Aber wie sollten die Soldaten von der bedrängten Lage ihrer Freunde in Cincinnati benachrichtigt werden? Wagte es einer der Belagerten, sich auf den Weg zu machen, so mußte er unfehlbar den Indianern in die Hände fallen. Einer der Ansiedler, der deutsche Major Steitz, hatte einen zwölfjährigen Sohn, einen klugen, mutigen Jungen. Dieser war schon oft weite Strecken auf einem schnellfüßigen Pferde seines Vaters geritten, so daß die beiden sich verstanden. Georg erbot sich, wenn es der Vater erlaube und ihm das Pferd überlasse, so wolle er den Ver-

such machen, die Soldaten zu erreichen. Wie wollte er aber durch die feindlichen Indianer gelangen? Er holte das Pferd, ließ die Leute das große Thor ein wenig öffnen und jagte das Tier hinaus. Gleich darnach lief er schreiend hinterher, als ob er es nur fangen wollte. Die Indianer, wie Georg richtig berechnet hatte, kümmerten sich nicht um den kleinen Knaben, sondern waren nur darauf bedacht, das wunderschöne Pferd zu fangen. Aber ehe sie begriffen, was Georg im Schilde führte, sprang dieser auf das Pferd und jagte im wildesten Rennen zwischen ihnen hindurch in den Wald hinein und fort in der Richtung, von welcher die erwarteten Soldaten kommen mußten. Mit großer Spannung erwarteten die Belagerten im Fort, was die Zukunft bringen würde. Gegen Abend des nächsten Tages hörte Georgs Vater den Ruf einer Eule im Walde. Sogleich erheiterte sich sein Angesicht, und er sagte den andern, daß nun alles gut sei, da die Soldaten angekommen seien. Georg verstand es nämlich, den Ruf der Eule nachzuahmen und hatte seinem Vater versprochen, durch dieses Zeichen seine Rückkehr zu melden. Gleich darauf hörten auch die im Fort das Knattern der Gewehre im nahen Walde; denn die Soldaten, denen Georg als Wegweiser diente, überraschten die Indianer, welche bei dem plötzlichen und unerwarteten Angriffe davon liefen. Das Fort mit allen Einwohnern war durch einen mutigen Knaben gerettet, dem man herzlich dankte und dessen Namen man bis heute noch nicht vergessen hat.

107. Lebensweisheit.

Es ist auf Erden keine bessere List,
Denn wer seiner Zunge ein Meister ist;
Viel wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen;
Rede wenig und mach's wahr,
Was du kaufst, bezahle bar;
Laß einen jeden, wer er ist,
So bleibst du auch wohl, wer du bist.

108. Der Waldbruder mit dem Esel.

Vor Zeiten wohnt' in einem Wald ein Einsiedler an Jahren alt, der hatt' 'nen Sohn von zwanzig Jahren bei sich, einfältig, unerfahren. Der fragt den Alten: „Sag' doch mir, sind in dem Wald gewachsen wir, wie Buchen, Eichen oder Schlehen?" — denn Menschen hatt' er nie gesehen. Der Alte sprach: „Du warst noch klein, da zog ich mit dir in den Hain aus der arglistig bösen Welt, die nur mit Schmäh'n zu Markte hält, und mit Scheltworten, Spott und Lachen; denn niemand kann's zu Dank ihr machen." Still schwieg der Sohn; doch Nacht und Tag sann er des Vaters Reden nach, was doch die Welt wohl möchte sein? — Zuletzt wollt' er durchaus hinein, und quält den Vater stets mit Bitten. Wie sehr der ihm auch widerstritten, er doch zuletzt beredet ward und macht sich mit ihm auf die Fahrt. Sie führten ihren Esel mit, doch ledig, daß ihn niemand ritt. Ein Kriegsmann traf sie auf der Reise, der rief: „Das dünkt mich doch nicht weise! Der faule Esel geht allein; zwei Narren traben hinterdrein!" — Als sie ein Stücklein fürbaß waren, da fragt der Greis: Hast du erfahren der Welt Begrüßung und Manier?" Der Sohn sprach: „Helft mir auf das Tier! Die Welt will ja, wir sollen reiten!" — Gesagt, gethan. — Da kam vom weiten ein Mütterlein her durch die Äcker, das schrie: „Seht doch den jungen Lecker, der reitet, und der alte Mann hinkt kläglich mühsam hinteran!" „Sohn", sprach der Greis, „glaubst du nun mir, was von der Welt erzähl' ich dir?" Der Sohn entgegnet: „Wohl, so reite denn du, und ich geh' dir zur Seite." Der Alte thut nach seinem Sinn, und reitet Schritt vor Schritt dahin. Indem so kommt des Wegs ein Bauer, der redet stracks sie an gar sauer: „Seht doch den alten groben Lappen, läßt seinen Sohn im Kote tappen, dem Reiten nöt'ger thät', als ihm!" Der Alte sprach: „Mein Sohn, vernimm, daß man der Welt nichts recht mag thun." Der Sohn sprach: „Vater, laß du nun hinauf mich setzen. Sind wir droben dann beide, werden sie's ja loben." — So ritten sie nun beide fort. Da kam ein Bettler an den Ort, stand still, als müßt' er

ihrer harren, und rief: „Ei, seht die großen Narren; woll'n ihren Esel gar erdrücken!“ Der Vater sprach: „In allen Stücken hängt uns die Welt ein Hohnwort an!“ Der Sohn entgegnete: „Wohlan! so wollen wir den Esel tragen und seh'n, was dann die Welt wird sagen.“ — Absaßen sie; das Eselein sie trugen über Stock und Stein, daß niederrann der Schweiß zur Erde. Da kam ein Mann daher zu Pferde, der rief: „Halt an! he! holla! bscht! Dem Tollhaus sind zwei Narr'n entwischt!“ — Der Vater sprach: „Mein Sohn, wirst merken, wir schaffen nichts mit allen Werken.“ — Da sprach der Sohn, vor Ärger rot: „So schlagen wir den Esel tot, dann hat die Welt nichts mehr zu klagen.“ — Der arme Esel wird erschlagen. Da kommt ein Jäger angerannt und schreit: „Ist Euch das Hirn verbrannt? Was ist ein toter Esel nütze? Nur lebend ist er Eure Stütze.“ — Jetzt riß dem Jungen die Geduld; denn immer sprach die Welt von Schuld, und immer aller Orten traf sie ihn mit Spott und herber Straf'. Er schrie: „Ei, hat an einem Tage die Welt an uns so manche Klage, was würde sie erst mit uns treiben, wenn wir stets in ihr wollten bleiben?“ — kehrt mit dem Vater alsobald zurück in seinen stillen Wald. — Hier merkt! — Wer in der Welt will leben, der muß sich ganz darein ergeben, daß er nichts recht ihr machen kann, wie er es immer fange an. Und wäre englisch auch sein Wandel, und wäre christlich all sein Handel, und hätte Gott ihn selbst geadelt: er bliebe doch nicht ungetadelt von dieser unverschämten Welt, so nie den Mund im Zaume hält. — Drum gehe immer für dich hin den nächsten Weg und bleib' darin, und thue jedem, wie er wollt', daß selbsten ihm geschehen sollt'. Mag das Gewissen nur nicht nagen, so laß die Welt, was sie will, sagen. Die schnöde Art behält sie doch; und wie sie war, so bleibt sie noch. Gar spitzig bleibt ihr Werk — so spricht Hans Sachs von Nürenberg.

109. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel ge-

bratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieses kostbare Gebäude, die Kamine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund", redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkojen?" Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtiges zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan"; und schnurrte vorüber. Dies war ein holländisches Wort oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: Ich kann Euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt habe. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter. Gass' aus, Gass' ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: „Het Ey", oder auf deutsch: „Das Ypsilon". Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere heraufgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine

Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan", war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder! wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei, unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem denkenden Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb, mit dem Hute in den Händen, andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zuge, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein", sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan", rief er aus, „was hast Du nun von allem Deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leichentuch, und von allen Deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute." Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kanni-

verstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er achtgab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

110. Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Georg Neumark, der Verfasser dieses herrlichen Liedes, lebte um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu Hamburg. Gott hatte ihm die schöne Gabe der Dichtkunst und der Musik verliehen. Diese brauchte er jedoch nicht, wie es leider oft der Fall ist, zu seinem eignen Ruhm, auch nicht zur Verherrlichung der Welt und ihrer Lust, sondern er stellte sie in den Dienst des HErrn. Er verfaßte mehrere Lieder, in denen sich ein starker Glaube, eine kindliche Ergebung in Gottes Willen und ein felsenfestes Gottvertrauen ausspricht. Dieselben sang er fleißig und begleitete sie auf seiner Gambe, einer Art Geige.

Hier denkt vielleicht dieser oder jener: „Der hatte gewiß vollauf und gute Tage, und wußte nichts von Not. Da ist Glaube und Vertrauen leicht genug." Allein, hört weiter. —

Neumark war sehr arm. Er erteilte einigen jungen Leuten Privatunterricht. Seine Einnahme reichte indessen kaum hin, ihn und die Seinigen auch nur notdürftig zu versorgen. Bei einem Feuer verlor er den größten Teil seiner Habe. Als er seine Miete nicht bezahlen konnte, verpfändete man ihm seine Bücher. Selbst seine geliebte Gambe wanderte ins Leihhaus. Kurz, die Not wurde so groß, daß er oft nicht wußte, wovon er am nächsten Tag leben sollte. Es schien, als sei er von Gott verlassen. Doch, es schien nur so. Er ließ den lieben Gott walten, er hielt ihm stille, er

vertraute und hoffte auf ihn, und er durfte es erfahren, daß er nicht auf Sand gebaut hatte.

Der schwedische Gesandte in Hamburg, ein frommer, gottesfürchtiger Mann, bekam einst „zufällig" Neumarks obengenannte Gedichte in die Hände. Sie gefielen ihm so wohl, daß er sich nach dem Verfasser derselben erkundigte. Bei näherer Bekanntschaft bekam er ein solches Gefallen an ihm, daß er ihn als seinen Schreiber anstellte. —

Nun hatte alle Not ein Ende. Mit dem ersten Gelde, das Neumark bekam, löste er seine teure Gambe ein. Voll Freude und Dank dichtete er das Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten rc. und sprach darin das aus, was ihn während der Zeit seines drückenden Mangels bewegt hatte. Tausende und aber Tausende haben es ihm nachgesungen und nachgebetet und daraus Trost und Erquickung geschöpft.

Neumark wurde später in seine Heimat berufen und bekleidete dort mehrere wichtige und ehrenvolle Ämter. Geachtet und geliebt entschlief er in hohem Alter. Noch heute ist sein Leben und Wirken unvergessen; denn das Gedächtnis des Gerechten bleibet im Segen.

111. „Eia, wär'n wir da."

Mein Vater, ich bin müde,
Drück' mir mein' Augen zu;
Es tröste mich dein Friede,
Ach, bring' dein Kind zur Ruh!
O, stille meinen Jammer,
Wie ist die Welt so schwül!
Führ' mich in meine Kammer,
Ins Bettlein tief und kühl.
Und in den untern Stufen,
Da schlaf ich ruhevoll
Bis zu des Engels Rufen,
Daß ich nun kommen soll.

Dann reicht er mir die Hände
Und spricht: Lieb' Bruder du,
Die Welt ist jetzt zu Ende,
Komm, steig' aus deiner Ruh.
Siehst du im Morgenglanze
Jerusalem dort steh'n?
Siehst du im Strahlenkranze
Wohl dort den HErren geh'n?
Und alle meine Lieben,
Sie stehen um mich her,
Sie sind mir all geblieben.
Ach, wer im Himmel wär'!

112. Das Tischgebet.

König Alfons von Aragonien hielt an seinem Hofe auf christliche Sitte. Mit Schmerz bemerkte er, daß seine Edelknaben das Tischgebet fallen ließen, indem sie zu einander sagten: „Wozu sollen wir um das bitten, was wir schon haben, und weshalb sollen wir Gott danken, da wir ja unser Brot vom Könige bekommen?" — Einst wurden sie alle zur königlichen Tafel geladen. Der König unterließ heute das Tischgebet. Während sie zugriffen und sich's schmecken ließen, ging die Thür auf und — der König hatte es heimlich so geordnet — ein alter, zerlumpter Bettler trat ein, setzte sich mir nichts, dir nichts an die Tafel und verzehrte gierig, was ihm gefiel. Darnach wischte er sich den Mund und verließ den Saal ohne Gruß und Dank. Die Edelknaben hätten den unverschämten Menschen, der den König nicht einmal ansah, sogleich hinausgeworfen, wenn es der König nicht verhindert hätte. Kaum aber hatte er die Thür hinter sich zugeschlagen, so brach der Unwille aus über den „groben Flegel", der seinesgleichen in Spanien nicht mehr hätte. Endlich erhob sich der König und sprach: „Ihr zürnet über diesen unglücklichen Mann ob seines rohen, undankbaren Betragens, und doch hat er in seinem Leben nur ein einziges Mal gethan, was ihr alle Tage zweimal thut. Ihr seid

vor Gott noch geringer, als dieser Bettler vor mir ist; und doch geht ihr alle Tage zu Tische und sagt kein Wort zu dem Könige und Vater im Himmel, und wenn ihr satt geworden, wischt ihr euch den Mund und habt kein Wort des Dankes für den Geber alles Guten. Meint ihr, Gott würde über euch Undankbare weniger erzürnt sein, als ihr es über den undankbaren Bettler seid?"

113. Sprichwörtliche Redensarten.

Hinter dem Berge halten.
Mit fremdem Kalbe pflügen.
Sich nach der Decke strecken.
Wasser ins Meer tragen.
Das Gras wachsen hören.
Den Bock zum Gärtner setzen.
Vor die rechte Schmiede gehen.
Aus dem Regen unter die Traufe kommen.
Vom Pferd auf den Esel kommen.
Pferdearbeit und Spatzenfutter.
Das Herz auf dem rechten Fleck haben.
Den Kopf verlieren.

114. Phylax.

1. Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden,
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Diesen fiel ein Fieber an.

2. Alle Nachbarn gaben Rat;
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirts Müh',
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doktor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.

3. Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von Hof und Herd und Kost
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.
Pantalon, sein bester Freund,
Leckt' ihn an dem heißen Munde.
„O", erseufzt' er, „bittre Stunde!
O, wer hätte das gemeint!" —

4. „Ach", rief Phylax, „Pantalon!
Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt' ich nur nichts eingenommen,
Wär' ich wohl davon gekommen.
Sterb' ich Ärmster zu geschwind,
O, so kannst Du sicher schreien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind!

5. „Wie zufrieden schlief' ich ein,
Sollt' ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen!
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll!

6. „Liebst Du mich, und bist Du treu,
O, so hole sie herbei!
Eines wirst Du bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantalon,
Hab' ich nur noch gestern Morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber friß mir nichts davon!"

7. Pantalon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand.
Phylax roch bei schwachem Mute
Nach dem Dunst von seinem Gute;
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: „Laßt mir alles liegen!
Alles, sterb' ich, sollst Du kriegen,
Aber, Bruder, eher nicht!

8. „Sollt' ich nur so glücklich sein
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich — doch ich mag's nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd' ich wiederum gesund,
Will ich Dir bei meinem Leben
Auch die beste Hälfte geben;
Ja, Du sollst —" hier starb der Hund.

9. Der Geizhals bleibt im Tode karg;
Zween Blicke wirft er nach dem Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben; schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben!
Verdient ein solches Glück wohl Neid? —

115. Der arme Musikant und sein Kollege.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eben eine sehr große, öffentliche Gartenanlage, voll herrlicher Bäume, und ist der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volks strömte hinaus, und jung und alt, vornehm und gering freuten sich dort ihres Lebens; auch kamen viele Fremde und erfreuten sich an der Volkslust. Wo fröhliche Menschen wohnen, da hat auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler und Orgelmänner, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater geerbt hatte. Er spielte unter einem alten Baum im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß der vor ihm saß und den alten Hut im Munde hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten. Heute stand er auch da und fiedelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten die Leute den Invaliden nur 'mal angesehen, sie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müssen. Dünnes, weißes Haar deckte kaum sein Haupt; ein alter, fadenscheiniger Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkzettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nötig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschenkugel hatte die zwei andern bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten Kreuzer neue Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine alten Märsche. — Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele;

heute abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der That besser dran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Gußsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte. Schon war's ziemlich spät am Nachmittage. Seine Hoffnung war so nahe am Untergange wie die Sonne, denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf das wetterharte, vernarbte Gesicht. Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gekleideter Herr stand, der ihm lange zuhörte und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtete. — Als endlich alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein und stützte die Stirn in die hohle Hand. Er weinte heimlich.

Der Herr aber, der dort am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Thränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sähe. Es war aber, als wenn die Thränen ihm wie siedend heiße Tropfen auf das Herz gefallen wären, so rasch trat er herzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leihet mir Eure Geige ein Stündchen!" Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch, und reichte ihm seine Geige. Diese war nun so schlecht nicht, nur der gewöhnliche Geiger kratzte so übel. Der Fremde stimmte sie glockenrein, stellte sich ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „Kollege, jetzt nehmt Ihr das Geld, und ich spiele." — Und nun fing er an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal erklang die Geige in herrlichen Jubeltönen und dann wieder klagten Töne schweren Leids aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen, sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; jedermann sah's, der Mann geigte für den Armen, aber niemand kannte ihn. Immer größer ward der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vor-

nehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, jedermann sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber und Kupfer in den Hut. Der Pudel knurrte. War's Vergnügen oder Ärger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden.

„Macht ihn leer, Alter", riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!" Der Alte that's, und richtig, er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Bravo über das andere erscholl. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" über. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Österreicher liebten ihren edlen Kaiser Franz von Herzen. Allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war, dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schoß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

„Wer war das?" rief das Volk. Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl, es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher, welcher hier seine Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen." Der Herr hielt seinen Hut hin, und aufs neue flogen die Geldstücke hinein. Alles gab, und als dann der Herr abermals das Geld in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: „Boucher lebe hoch!" — „Hoch! hoch! hoch!" rief das Volk. Und der Invalide faltete die Hände und betete: „HErr, belohne du's ihm reichlich!"

116. Die Tabakspfeife.

1. „Gott grüß Euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rotem Thon mit goldnen Reifchen!
Was wollt Ihr für den Kopf?"

2. „O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, ich weiß nicht, welchem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

3. Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mäh'n."

4. „Ein andermal von Euren Thaten;
Hier, Alter, seid kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für Euren Pfeifenkopf."

5. „Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

6. Hört nur: Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

7. Ich heb' ihn flugs auf meinen Schimmel —
Er hätt' es auch gethan —
Und trag' ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

8. Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.

9. Das Geld mußt du dem Wirte schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt —
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

10. Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligtum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

11. Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß."

12. „Ihr rührt mich, Alter, bis zu Zähren,
O sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann."

13. „Man hieß ihn nur den tapfern Walther;
Dort lag sein Gut am Rhein." —
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

14. „Kommt, Freund! Ihr sollt bei mir nun leben,
Vergesset Eure Not!
Kommt, trinkt mit mir von Walthers Reben
Und eßt von Walthers Brot."

15. „Nun, topp! Ihr seid sein wackrer Erbe;
Ich ziehe morgen ein,
Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein."

117. Die Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort!

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Wörter brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen wie ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Grüften,
Längst verscholl'nes altes Lied,
Leb' aufs neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund:
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

118. Lehrgedicht von einem, der alles besser wissen wollte.

Hans Pfriem war ein armer Fuhrmann, dem von Gott erlaubt war, im Paradies zu sein und aller Freude und Lust, die im Paradies ist, zu genießen, doch unter der Bedingung, daß er keine Einrede thun sollte in irgend einer Sache, sondern stillschweigen und sich gefallen lassen, was er im Paradies hören und sehen würde. Da er nun im Paradies war, sah er etliche, die schöpf=

ten Wasser mit einem Faß, das keinen Boden hatte. Darüber ward er unwillig und dachte bei sich selbst; wie seltsam und närrisch geht's hier zu! Er hätte gern darüber geredet, gedachte aber an die Bedingung, unter welcher er ins Paradies gekommen war, ging vorüber und schwieg stille. Als er weiter ging, ward er gewahr, wie zwei Zimmerleute einen großen, langen Balken der Quere nach auf der Schulter trugen und an allen Seiten anstießen und nicht fortkommen konnten. Er dachte in seinem Herzen: Welche ungeschickte Tölpel sind doch das! Er konnte sich schwerlich enthalten, daß er sie nicht anredete, doch enthielt er sich, ging fort und schwieg still. Da er weiter ging, traf er einen Fuhrmann, der hatte vier Pferde vor einem Wagen und war im Kote stecken geblieben. Der nahm zwei von seinen Pferden, spannte sie hinten an den Wagen und trieb die hintersten eben so sehr, wie die vordersten. Als solches Hans Pfriem sah, daß es seines Handwerks war, konnte er sich nicht mehr enthalten, schalt den Fuhrmann und sprach: „Ei, du großer Narr! Was machst du da? Willst du den Wagen in Stücke reißen, und die Pferde mutwillig ohne alle Not verderben? Spanne die Pferde alle vier vor den Wagen und treib sie mit Gewalt an, so bringst du den Wagen aus dem Kot." Hans Pfriem hatte gemeint, mit seiner Klugheit dem Fuhrmann aus dem Kot geholfen zu haben, aber er hatte wie ein Narr gehandelt und verdient, daß er aus dem Paradies gestoßen würde. Darum ward zuerst Petrus von Gott zu ihm gesandt, daß er ihm den Befehl bringen sollte. Derselbe kam und sprach: „Hörest du, Hans Pfriem, der HErr läßt dir sagen, weil du die Bedingung nicht gehalten, sondern Gottes Gebot übertreten hast, so sollst du das Paradies räumen." Hans Pfriem antwortete: „Wie? Soll ich das Paradies räumen und habe es doch um Gott nicht so sehr verschuldet, als du? Wie kann das recht sein? Hast du doch unsern HErrn Gott verleugnet und bleibst dennoch im Paradies, und ich soll um eines Wortes willen hinaus gestoßen werden? Nein, nicht also!" Petrus schämte sich und zog ab. Da sandte Gott Paulum, der sprach: „Hans Pfriem, du sollst das Paradies räumen." Aber Hans Pfriem wies auch Paulum

gröblich ab und sprach: „Du hast die Gemeinde Gottes verfolgt und den Sohn Gottes gelästert und geschmäht und bleibst gleichwohl im Paradies, und ich habe ein Wort geredet oder zwei und soll heraus?" Paulus schämt sich auch und läßt von ihm ab. Da ward gesandt Maria Magdalena; derselben antwortet Hans Pfriem gleicherweise und spricht: „Du bist eine öffentliche Sünderin gewesen und heißest mich das Paradies räumen?" Es ward gesandt der heilige Mann Moses, als den er billig fürchten sollte, weil ihn die Feinde fürchten mußten. Aber Hans Pfriem blieb auf seiner Meinung und sprach zu Mose: „Willst du mich aus dem Paradies treiben? Weißt du nicht, daß du unsern HErrn Gott durch Unglauben und Zweifel verunehret hast vor den Kindern Israel, da du den Fels solltest schlagen, daß er Wasser gäbe?"

Als nun Hans Pfriem keinen Gesandten hören wollte und sie alle zu tadeln wußte, sandte Gott zu ihm die unschuldigen Kindlein. Da dachte Hans Pfriem: Awe, das will arg werden! Wie will ich mich nun aufhalten, daß ich im Paradies bleibe? Die unschuldigen Kindlein kann ich nicht tadeln. Wäre ich nur auf dies Mal los, ich wollte hinfort wohl stillschweigen und wider das Regiment im Paradies keine Einrede mehr machen. Er dachte bei sich selbst: ich weiß, was ich thun will, ich will mit den Kindern spielen und versuchen, wie ich sie mit Gutem von mir bringe. Und ehe die unschuldigen Kindlein nahe zu ihm kamen, stieg er auf einen Baum und schüttelte viel Äpfel herab, rief den Kindlein zu und sprach: „Kommt her, lieben Kindlein, kommt her, leset getrost auf. Wenn ihr die Äpfel unter diesem Baume aufgelesen habt, so will ich auf einen andern steigen und mehr herab schütteln." Solches gefiel den Kindlein wohl, und gerieten also an die Äpfel und vergaßen des Befehls, um welches willen sie ausgesandt waren, und las ein jedes Kindlein seine Schürze voll, gingen davon und ließen Hans Pfriem bleiben. Also blieb er im Paradies und schwieg hernach still und ließ sich alles gefallen, was im Paradies durch Gottes Regierung geschah.

Wer in Gottes Reich und Kirche sein und bleiben will, der muß zu Gottes Regierung, Wort und Werken still schweigen und

sich gefallen lassen, was Gott redet und thut, ob es schon närrisch scheinet vor der Vernunft. Will er aber Gott einreden in sein Regiment, so wird er aus dem Paradies und Himmelreich gestoßen. Es ist auch keine größere Sünde, denn Gott einreden in seinem Wort und Werken. Andere Sünden kann Gott eher dulden und will sie vergeben, wie Petrus, Paulus, Maria Magdalena, Moses unter göttlicher Geduld erhalten und im Paradies geblieben sind. Aber diese Sünde, wenn man ihn will meistern und ihm in sein Regiment einreden, will Gott nicht dulden noch leiden.

119. Peter Schütt.

To'r Tiet, as Kaiser Karl in Dütschland regieren däh un Hertog Ernst in Lüneborch, da weer in Harmsborch 'n Mann, de heet Klaas Schütte. De harr sinen Namen darvon, dat he ünner'n Hertog sine Büssenschütten weer. De harr en lüttjen Jungen van seben Jahren, awerst sine Fru weer all lang dodt. Nu weer he Vader un Mutter bi em. He weer awerst en rechtschaffenen Vader, darum leer he sinen Jungen lesen un ünnerich em däglich in den lüttjen Kattjissn un de Jung künn em all ganz ornlich herbeden. Da keem up eenmal dat Geschricht, de Törk weer vör Wien, un nu möss Klaas ok mit in den Krieg. He wuss erst gar nich, wat he mit den Jungen anfangen schull. Von sick laten wull he em nich, da harr he em to lev to. Also neem he em mit int Lager un övergeev em an'n Marketentersch. Nu wetet ji wol nich, wat'n Marketentersch is; dat will ick ju seggen. Dat sind Fruenslüd, de vör dat Kriegsvolk wascht un flickt, un toglief Speck un Brot un Beer un Brannwien verköpt. De Jung awerst harr jümmer sinen Kattjissn bi sick in de Tasche un leer flitig darin, un wenn de Vader nix bi dat Volk to dohn harr, so keem he un besöchte sinen lüttjen Jungen un seeg na, off he ok ornlich weer un god beden un leeren däh. As nu dat Kriegsvolk all tohop weer, da gungt na Wien un da gev dat blödige Köppe. De törkische Kaiser Suleiman harr an de 300,000 Mann vör de Stadt brocht, de makten en grüligen Larm mit Scheeten un Störmen Dag un Nacht, as wenn se de

Stadt mit Gewalt hendalriten wullen. Awerst de Christenheit bede un de General Salm in de Stadt wehr sick as en Keerl, un van buten keem de Graf Friederich mit den Dütschen tor Hülpe, un all slegen se so wacker to, dat den Törken de Kopp weh däh un leep darvon. Dat weer nu en grote Freud. Awerst dat Enn keem na. De Dütschen weeren so hastig achter jüm her, un as se vör de Stadt Buda keemen, kreg de Törk wedder de Övermacht, un de Dütschen mussen torügge. Da full de Törk int dütsche Lager un neem allens weg, wat he funn, un Klaas sin lüttje Junge, Peter, mit sammt de Marketentersch worrn ok mit wegsleppt. Nu künn ji ju denken, wat de arme Vader bedröwt weer, un he bede man Dag un Nacht, dat sin Junge doch bi sinen Globen blieben müch, dat he sinen Peter doch in'n Himmel wedder finnen kunn; denn dat he em hier up de Err wedder finnen schull, dat harr he sick ganz ut'n Sinn slaen. Nu künn ji awerst sehen, wat dat vör'n Gnad is, wenn de Kinner den Kattjissn leert hewt. De Törken wullen den Jungen mit aller Gewalt to'n Muhamedaner maken, awerst se kunnen nix mit em anfangen. Toerst läs un bede he alle Dage in sin Bok, dat he bi sick in de Tasche harr, un as se em dat Bok wegenamen, da hulp jüm dat ok nix, denn he harr den ganzen Kattjissn in'n Kopp un bede alle Morgen un Awend den schönen Morgensegen un Awendsegen, den he leert harr, un sine Dischgebede un sinen Globen un wat da noch sünst inne steit. Keemen se em denn darmit, dat he en Törk warrn schull, so säh he: „Ne, ick bin en Christ un bliv en Christ un will nix van juen falschen Profeten weten, ick glöbe an den dreenigen Gott, up den will ick lewen un starben." Un denn bede he gans andächtig sine dre Artikels her, dat dat en Lust weer. Wullen se denn noch nich aflaten, so spee he jüm int Gesicht. Allens, wat se dähen, hülp jüm nix. Se smeicheln em, se sleegen em, se leeten em hungern — he bleev standhaft. Am Enne warrn se dat möde un dachden, se wulln em unner de Janitscharen bringen, da wullen se em toletz doch wohl kriegen. Awerst de lewe Gott harr dat anners utversehen. Veer Jahr achternach full de Törk mit all sin Volk in dat Land Steiermark, un de Dütschen keemen darnach ins mit em tohop.

Da muss de Törk wedder lange Beene maken, un de Dütschen eröwern dat törksche Lager un gewunnen vele Gefangene, ok Fruens un Kinner. Un unner de Kinners weer ok de lüttje Peter. O wat hatt de Jung vorn Freud hatt, as he de dütsche Sprak wedder hören däh. Da hatt he jümmer na sin Vader fragt; awerst he wuss nich, wokeen sin Vader weer. Da frogen se em: „Wo heest du denn?“ He segt: „Ick heet Peter“; sin annern Nam het he nich mehr wusst. Da frogen se em: „Wat hest du denn vörn Globen?“ He segt: „Ick bin en Christ, ick glöbe an den dreenigen Gott.“ „Woneher bist du denn her?“ He segt: „Ut Dütschland.“ „Wo heet din Vader denn?“ „De heet Klaas.“ Da weern se nix klöker. As nu dat Volk Awends tor Rauh gahn wull, da harrn se in eer Telt 'n Marienbild un fullen up de Knee un beden dat an, he awerst bleev stahn. Da seegen se to em: „Wullt du nich mit beden?“ „Ne“, segt he, „Biller bede ick nich an; ick bede den Heiland an; Gott will nich hebben, dat wie Biller anbeden schüllt, dat hett he verbaden int erste Gebot.“ „O“, seegen se, „denn bist du'n Lutherischen!“ Nu harren se em geern katholisch makt, awerst he blew standhaft bi sin Globen un bede jüm den ganzen Kattjissn vör. Wiel nu dat dütsche Kriegsvolk ut gans Dütschland sammelt weer, so weeren ok mehrere luthersche Förſten un Generals derbi. De kregen ok van den wunderlichen Jungen to hören, un leeten em to sick herbringen, un as se hört harren, wat sick mit em todrägen harr, küssen un drücken se em un seegen, se wullen em wedder na Hus bringen, denn se marken ut sine Sprak, dat he'n Plattdütschen weer. As dat nu in usen Lanne bekannt makt weer, dat sick so'n Junge funnen harr, da hört ok Klaas Schütte darvon, meldt sick in Zell, un richtig, dat is sin Jung. Na enige Tit kummt de Jung ok würklich in Zell an. Klaas geiht hen, finnt sin lewen Peter un springt risch in die Höcht vör Freud; darup nimmt he den groten Jung up'n Puckel un bringt em na Harmsborch, denn he is jümmer bang, dat he sinen Peter wedder verleeren schull. As se nu na Hus kamt, da freut se sick all, dat he wedder da is un dat he bi sinen Globen tru bleben is.

Zweiter Abschnitt.



HErr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter. Ps. 104, 24.

2. Die drei Naturreiche.

Betrachten wir die Geschöpfe Gottes auf der Erde genauer, so finden wir große Unterschiede zwischen ihnen. Siehe den Stein! Er fühlt es nicht, wenn dein Fuß ihn tritt. Auch kann er nicht von selbst den Ort verlassen, wo er sich befindet. Er ist ein lebloses Geschöpf. Er wächst nicht von innen heraus; seine Masse vergrößert sich nur durch Ansätze von außen. Alle Körper, welche ihm darin ähnlich sind, nennt man Mineralien.

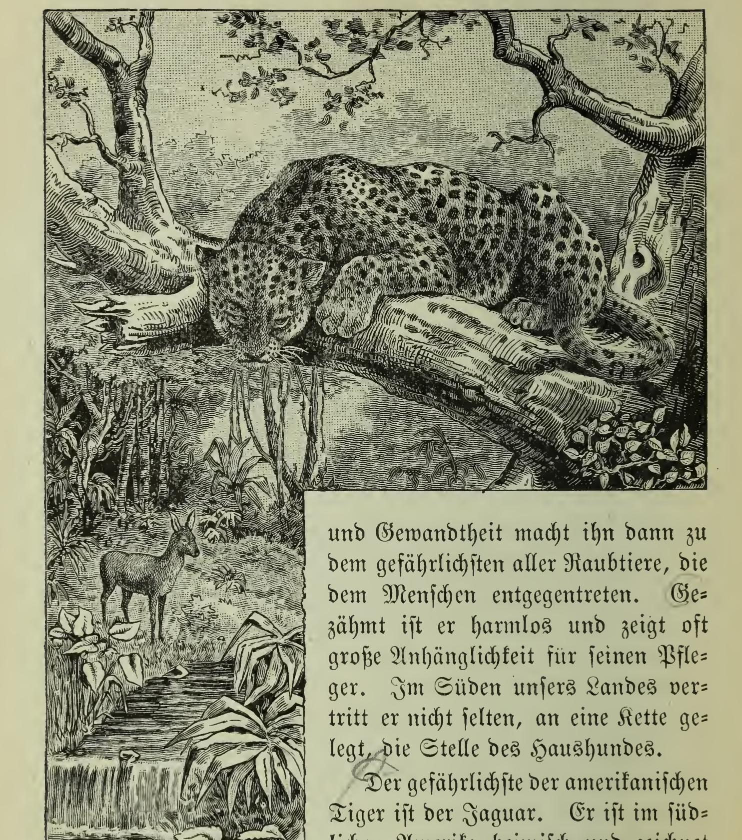
Schaue nun aber die Grashälmchen und Blumen dort auf der grünen Wiese, das Getreide auf jenem Felde und die Obstbäume drüben im Garten! Das sind auch Geschöpfe ohne Gefühl und ohne willkürliche Bewegung, sie sind fest in die Erde gewurzelt. Aber sie haben Leben und wachsen von innen heraus. Sie heißen Pflanzen.

Nun blicke aber auch auf die Mücken, die im Sonnenscheine spielen, auf die Schmetterlinge und Bienen, die von Blume zu Blume fliegen, auf die Vögel, die von Ast zu Ast hüpfen, und auf die Herde, die dort unten im Thale weidet! Nicht wahr, das sind wieder andere Geschöpfe? Sie können sich von selbst bewegen, sie fühlen Freude und Schmerz. Es sind Tiere.

Alle Mineralien zusammen bilden das Mineralreich, alle Pflanzen das Pflanzenreich und sämtliche Tiere das Tierreich. Das sind die drei großen Reiche der Natur.

3. Der amerikanische Panther und Tiger.

Der amerikanische Panther gehört zu dem Katzengeschlecht und ist, wie sein etwas größerer Vetter in Asien, als Raubtier sehr gefürchtet. Wie unsere Hauskatze, ist auch er im Erklettern der Bäume sehr geschickt und springt von denselben schnell auf die keine Gefahr ahnenden Rehe und Rinder, sowie sie vorbeikommen. Obgleich er gewöhnlich die Menschen flieht, ist die Jagd auf ihn doch mit großer Gefahr verbunden, da das Tier, wenn verwundet, sich sofort auf den Feind stürzt. Seine außerordentliche Stärke



und Gewandtheit macht ihn dann zu dem gefährlichsten aller Raubtiere, die dem Menschen entgegentreten. Gezähmt ist er harmlos und zeigt oft große Anhänglichkeit für seinen Pfleger. Im Süden unsers Landes vertritt er nicht selten, an eine Kette gelegt, die Stelle des Haushundes.

Der gefährlichste der amerikanischen Tiger ist der Jaguar. Er ist im südlichen Amerika heimisch und zeichnet sich besonders durch sein buntgeflecktes Fell aus. Seine Nahrung besteht aus Säugetieren, Vögeln und Fischen. Äußerst schlau und listig, verursacht er den Viehherden der Farmer großen Schaden. Aus diesem Grunde wird der Jaguar stark verfolgt, vor allem aber auch deshalb, weil, wenn derselbe einmal Menschenfleisch gekostet, er selbst den Menschen nachstellt.

4. Der Rabe.

Seht doch den Raben dort an, wie er so abgemessenen Schrittes in seinem pechschwarzen Kleide hinter dem Pfluge einherschreitet! Er setzt seine stämmigen Beine weit von einander und tritt schwer auf. Seine Schultern sind breit, und sein dicker Schnabel mit den scharfen Kanten und der gebogenen Spitze scheint ganz darauf eingerichtet zu sein, um eine tüchtige Portion verschlingen zu können. — Gewiß sucht er sich etwas; denn aus Kurzweil macht er den beschwerlichen Weg in den Furchen nicht so oft hin und her. Sieh' nur! er ist gar zu aufmerksam und dreht seinen Kopf bald rechts bald links und guckt dann wieder so bedachtsam in die Furche. —

Aha, da haben wir es! Ein Mäuschen hat er erwischt. Dummes Tierchen, daß du gerade jetzt aus deiner Wohnung schlüpfen mußtest! Wie es winselt! Aber darum bekümmert sich der Rabe nicht; er läßt es sich herrlich schmecken, und schon ist er damit fertig. Ein paar Engerlinge nimmt er auch noch zu sich und — schon wieder ein Mäuschen! Das heiße ich einen Appetit! Wenn das den ganzen Tag so fortgeht, so kann er was zusammenbringen. — Dort sitzt ein anderer auf einem Pfahl am Wege und verdaut wahrscheinlich die genossene Mahlzeit. Er ist sehr vorsichtig und läßt niemand nahe kommen; denn die Raben sind für ihr Leben gar sehr besorgt. Ei, was der für eine Stimme hat! Schön ist sie nicht, das könnte ich nicht sagen; aber laut ist sie, daß einem die Ohren gellen.

Nun, was ist das mit einemmal für ein Geschrei, und wo ist diese Menge Raben so plötzlich hergekommen? Ist ein Streit ausgebrochen? Die Burschen sind ja toll und wütend und fliegen wie besessen umher. So, so! ein Raubvogel verursacht den Lärm. Ein Glück für ihn, daß er so hoch fliegen kann, und daß seine Feinde ihm nicht so weit nachfliegen können. Hui, wie sie grimmig auf ihn losschießen und ihm eins zu versetzen suchen! Er weicht aber geschickt aus. — Jetzt ist der Zorn abgekühlt, und sie zerstreuen sich nach und nach.

In den Gipfeln hoher Bäume bauen die Raben das Nest aus Reisern, Baumwurzeln, Dornzweigen und füttern es mit Moos, Wolle, Federn und Haaren aus. Dahin legen sie drei, vier, fünf grünliche, braungefleckte Eier. Kommt der Winter, so machen sie Besuche in Dörfern und Städten; nicht aber, um sich nach dem Befinden der Einwohner zu erkundigen, sondern um etwas für ihren Magen zu holen. Schlachtet ein Bauer, so zeigen die Raben eine große Teilnahme an diesem Ereignisse. Können sie keinen Bissen erwischen, so ergötzen sie sich doch wenigstens am Geruch; denn riechen können sie, obgleich ihre Nasenlöcher mit Borsten verdeckt sind. Mit dem Frühjahre ziehen sie wieder ab, ohne Abschied zu nehmen. Es sehnt sich aber auch kein Mensch nach ihnen, höchstens freut man sich, wenn sie eine gute Feder verlieren, weil man sie zum Zeichnen gebraucht.

5. Leben und Weben im Walde.

Der Wald ist der rechte Ort, wo die Vögel musizieren, die Käfer schwirren, die Mücken tanzen, die Eichhörnchen hüpfen und Tiere aller Art sich unterhalten und allerlei treiben. Wir strecken uns ins weiche Gras und lauschen.

Ei, wie krabbelt's und wimmelt's um mich her! Ameisen ohne Zahl laufen und eilen und tragen ihre Puppen von dannen; viele schleppen schwere Lasten. Schlafende Insekten erwachen; hier schlüpft eins zum Erdloch, dort klettert ein anderes am Grashalm hinauf. Im dürren Laube raschelt dort die Eidechse. — Husch! husch! da fliegt ein Vogel vom Neste; jetzt trippelt er auf dem Baumast, hüpft ängstlich hin und her und klagt in kurzen Tönen seine Angst. Gieb dich zufrieden, schöner Vogel, ich störe deine Jungen im Neste nicht! Hört ihr's piepen und zwitschern? Das sind junge Vöglein, denen das alte ein Würmchen geholt hat, mit welchem es sie füttert. Still! da läuft ein Hase! jetzt sitzt er auf den Hinterbeinen — wie er die Ohren spitzt! — Has! Has! — Wie er zusammenschrickt, die Ohren an den Kopf drückt und durch den Tannenwald jagt!

Was knackt da über mir auf dem Baume? Ei, ein Eichhörnchen! Wie geschickt führt es mit seinen Vorderpfoten das Futter zum Munde! Jetzt stürzt es sich keck herunter — nein, da kann ich nicht bleiben, ich muß ihm nach! — Ja, wer so springen könnte!

Aber die Sonne neigt sich zum Untergange; die Vögel verstummen, sie suchen ihre Nester und gehen schlafen. Die Raben krächzen, und ehe die Eule mit leisem Fluge mir über dem Kopfe wegfliegt und schreit, möchte ich wieder zu Hause sein.

6. Der Specht.

Der Specht ist der Holzhacker und Zimmermann der Vögel. Vier Brüder sind es, die alle das gleiche Handwerk treiben. Der größte heißt von seinem Rocke der Schwarzspecht. Er hat ein feuerrotes Käppchen auf dem Kopfe. Der zweite trägt auch eine rote Kappe zu einem schönen grünen Kleide und heißt daher der Grünspecht. Die beiden andern sind weiß, schwarz und rot gefleckt, als sei ihr Kleid aus Flicken und Flecken zusammengesetzt, wie es bei armen Leuten der Fall ist. Diese heißen, da sie an Größe verschieden, der große und der kleine Buntspecht. Kümmerlich ist die Nahrung dieser Vögel; nichts Gebratenes und Gesottenes kommt auf ihren Tisch. Ekle Würmer und Maden sind ihre Kost einen Tag wie den andern, selbst am Festtage. Ohne Salz und Schmalz, roh, wie sie sind, frißt sie der Vogel; doch ist er dabei lustig und guter Dinge. — Kaum graut der Tag, so eilt er an die Arbeit. Im Walde, wo die ältesten und stärksten Bäume stehen, ist seine Werkstatt. Mitten am Stamme klammert er sich an der rauhen Rinde fest. Zwei von seinen Zehen hält er nach vorn und zwei nach hinten: Die Nägel an denselben sind ihm von großem Vorteil. Sein Schwanz ist ziemlich kurz, und die Federn, welche denselben bilden, sind steif und hart. Er ist sein Stühlchen, auf dem er fest an des Baumes Borke ruht. Die Axt des sonderbaren Vogels ist sein fester Schnabel. Derselbe ist ganz ähnlich einem Keile, wie ihn der Holzhauer in den Baumstamm schlägt, den er zerspalten will; nur ist er vorn mehr zugespitzt. Damit pickt er

durch die Borke und zieht die Käfermaden hervor, die in ihr wohnen.' Diese leben manchmal zu Hunderten in einem Stamme und zernagen ihn so, daß die Äste absterben und die Knospen verwelken. Der Obstgärtner und der Forstmann sehen diese verborgenen Feinde nicht eher, als bis sie am Absterben des Baumes ihre Gegenwart erkennen; dann ist es aber zu spät. Da kommt ihnen denn der Specht zu Hilfe. Sein Auge erkennt gar leicht die schädlichen Gesellen; sein kräftiger Schnabel spaltet das mürbe Holz; fingerlange Splitter fliegen umher, und Baumverderber erhalten ihre wohlverdiente Strafe. Plötzlich hält der fleißige Arbeiter mit seiner Arbeit inne und läuft behende auf die andere Seite des Stammes. Hier sieht er aufmerksam sich jedes Ritzchen an. Meint er vielleicht, das Loch gehe schon durch den Baum hindurch? Nein! die Würmer erschraken vor dem Pochen und Hacken und flohen auf die andere Seite des Baumes; die will er jetzt herausholen. Dabei leistet ihm seine trefflich eingerichtete Zunge gute Dienste. Diese ist lang und dünn, hart und spitz wie eine Nadel, und er vermag sie sehr weit aus dem Schnabel vorzustrecken. Mit ihr fährt er in die Wurmlöcher hinein und holt die Maden heraus, die er um so besser fassen kann, da die Zunge wie ein Pfeil mit vielen kleinen Widerhaken versehen ist. Im Winter fehlt ihm freilich diese Fleischnahrung und er muß sich nach anderer Kost umsehen. Dann sucht er Bucheckern und Haselnüsse, oder faßt mit den Füßen die Tannzapfen und pickt die Samenkörnchen heraus. Die großen, tiefen Löcher, die der Specht in die Bäume einhaut, benutzen andere kleine Vögel als Wohnung. So ist der Specht recht eigentlich der Vögel Zimmermann, der ihnen Häuser baut. Er hackt auch für sich ein wohl zwei Spannen langes Loch schräg in den Baum, erweitert es dann inwendig und glättet ganz sauber die Wände dieses sicheren Gemaches. Vorsichtig trägt er alle Späne ein gutes Stück vom Baume weg, damit niemand merke, daß er hier sein Nest hat. In dasselbe legt das Weibchen auf feine Holzspäne oder Wurmmehl schöne weiße Eier und brütet die Jungen aus. Eifrigst fliegen dann beide Alten umher und bringen unermüdlich Futter für die Kleinen.

7. Der Hase.

Der Hase hält sich in Feldern und Wäldern auf. Jäger und Jagdhunde sind seine größten Feinde. Die Jäger nennen in ihrer Jägersprache seine Augen Lichter, seine Ohren Löffel, seine Beine Läufe, seinen Schwanz die Blume, seine Haare Wolle, sein Blut Schweiß, und was er frißt, seine Ätzung. Der Hase ist etwas größer als eine Katze. Er ist auf dem Rücken grau, an den Seiten gelb und unterm Bauch weißlich. Sein Kopf ist dick, die Schnauze abgerundet und mit einem stattlichen Schnurrbart versehen. Es braucht sich aber niemand vor ihm zu fürchten; denn er ist selber sehr furchtsam. Um zu sehen, ob ihm Gefahr droht, macht er häufig Männchen, das heißt, er setzt sich auf seine langen Hinterläufe, bewegt beständig die Nase und spitzt die langen Löffel. Er hört und riecht sehr scharf, sieht aber trotz seiner großen Lichter ziemlich schlecht. Der Hase ist feige und darum im Ausreißen ein Held. Er kann sehr schnell laufen, besonders bergan, und weite Sprünge und Sätze machen; denn seine Hinterläufe sind viel länger als die Vorderläufe. Er schläft mit offenen Augen, weil er seine kurzen Augenlider nicht schließen kann. Gegen Abend verläßt er sein Lager und sucht sich Futter. Er speist grüne Saat, Gras, Klee, Kohl, Rüben 2c. Erst mit der Morgendämmerung kehrt er in sein Lager zurück. Im Winter benagt er häufig mit seinen scharfen, meißelartigen Vorderzähnen die Rinde junger Bäume, namentlich junger Obstbäume. Die Jäger sind eifrig hinter ihm her, besonders seines wohlschmeckenden Fleisches wegen. Auch giebt sein Winterbalg ein brauchbares Pelzwerk. Das Haar dient zur Verfertigung der Filzhüte. Aus der Haut macht man feines Leder. — In Amerika ist er selten.

8. Häschen.

Unterm Tannenbaum im Gras.
Gravitätisch sitzt der Has,
Wichst den Bart und spitzt das Ohr,
Duckt sich nieder, guckt hervor,

Zupft und leckt sich,
Rupft und reckt sich;
Endlich macht er einen Sprung.
„Hei, was bin ich für ein Jung'!
Schneller noch als Hirsch und Reh
Spring' ich auf und ab die Höh'.
Wer ist's, der mich fangen kann?
Tausend Hund' und hundert Mann,
Gleich will ich's mit ihnen wagen,
Soll mich keiner doch erjagen.
Und der Graf auf seinem Schloß
Hat im ganzen Stall kein Roß
Und auch keinen Reitersknecht,
Der mir nach galoppen möcht'!" —
„Häslein, nimm dich doch in acht,
Hund' und Jäger schleichen sacht,
Eh' du's denkst, da zuckt es rot
Und die Kugel schießt dich tot."
Aber 's Häslein hat sich jetzt
Wie ein Männlein hingesetzt,
Schaut nicht auf, und schaut nicht um.
„Bst, wer kommt so still und stumm
Dort durch Busch und Dorn und Korn
Mit dem Stutz und Pulverhorn?
Ha! der Jäger ist es schon!
Häslein, Häslein, spring' davon!"
's ist zu spät, es blitzt und pufft,
Und der Rauch steigt in die Luft,
Und das Häslein liegt, o weh!
Totgeschossen in dem Klee.

9. Drei merkwürdige Bäume.

Wenn du des Morgens mit großem Appetit dein Frühstück verzehrst, und es fragt dich jemand: Weißt du auch, wo das Brot, die Butter und die Milch herkommt? so wirst du flugs antworten:

Das Brot wird von Mehl gebacken, die Milch kommt von der Kuh, und die Butter wird von der Sahne der Milch bereitet. Das ist schön, daß du so flugs zu antworten weißt. Aber was sagst du dazu, daß es auch Bäume giebt, die Brot tragen, Bäume, die Milch geben, und Bäume, von denen man Butter gewinnt? — Nun, das hast du in deinem Leben noch nicht gehört, darum merke auf, so will ich dir's erzählen. Diese drei Bäume heißen: Der Brotbaum, der Kuhbaum und der Butterbaum.

Der Brotbaum wächst in Ostindien und auf den Südsee Inseln. Der liebe Gott hat ihn dort wachsen lassen, weil unser Getreide (Weizen, Roggen, Gerste und dergleichen) der großen Hitze wegen daselbst nicht fortkommen kann. Der Brotbaum wird so groß als eine gewöhnliche Eiche. Seine Frucht ist länglich rund, wie eine Melone. Ist sie reif, so sieht sie gelb aus, und enthält einen süßen Brei, den man aber roh nicht essen kann, sondern erst backen muß. Die Zubereitung ist einfach. Man schüttet die Früchte in gepflasterte Gruben, zerstampft sie und läßt sie gähren. Von diesem gegohrenen Teige bildet man kleine Brote, wickelt sie in Blätter und backt sie auf heißen Steinen. Der Geschmack solchen Brotes ist dem unsers Weizenbrotes sehr ähnlich.

Der Kuhbaum ist in Süd-Amerika zu finden. Er sieht unserm Apfelbaum sehr ähnlich. Wollen die Leute in Süd-Amerika diese Kuh melken, so nehmen sie ein Messer mit, schneiden damit recht tief in die Rinde des Baumes, und sogleich fließt eine klebrige, wohlschmeckende und angenehm riechende Milch in großer Menge hervor, die von Kindern und Erwachsenen gern getrunken wird.

Nun noch vom Butterbaum. Es giebt zwei Arten dieser Bäume. Der eine wächst in Ostindien und ist ein sehr großer Baum. Seine Früchte werden von den Bewohnern sorgfältig gesammelt, denn daraus bereiten sie ein butterartiges Öl. Die zweite Art des Butterbaumes wächst in Afrika. Er liefert die berühmte und wohlschmeckende Galam-Butter, welche noch obendrein die gute Eigenschaft hat, daß sie sich lange hält.

Daraus siehst du, liebes Kind, wie väterlich der liebe Gott überall für die Menschen sorgt.

10. Die Kartoffel.

Dieses nützliche Gewächs kam erst vor etlichen hundert Jahren aus Amerika nach Europa, und zwar zuerst nach Italien, dann nach England. Franz Drake (sprich Drehk) schickte die Kartoffeln einem Freunde in England und schrieb ihm, die Frucht dieses Gewächses sei so trefflich und nahrhaft, daß er ihren Anbau für sein Vaterland für sehr nützlich halte. Der Freund dachte, Franz Drake habe mit dem Worte Frucht die Samenknollen gemeint, die oben am Kraute hangen. Da es nun Herbst war, und die Samenknollen wurden gelb, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worin er diesen sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzuteilen, wozu er den Samen von seinem Freunde Drake mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren kosteten die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimt bestreut war; aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur schade um den Zucker. Darauf urteilten alle, die Frucht könne für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da ließ denn der Gutsbesitzer einige Zeit nachher die Kartoffelgewächse herausreißen und wollte sie wegwerfen lassen. Aber eines Morgens im Herbste ging er durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, der duftete so lieblich, wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären, und der sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten und lud dann die vornehmen Herren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, deren Inhalt gewesen sein wird: daß der Mensch, wenn er nur nach dem urteilt, was an der Oberfläche ist, und nicht auch tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren kann.

11. Der Ahorn.

Amerika ist das Land der Ahornbäume, pflegt man zu sagen. Und in der That ist auch kein Schattenbaum bei uns so häufig wie der Ahorn. Es mag wohl sein, daß viele von euch deutsch-amerikanischen Kindern dennoch nicht wissen, was ein Ahorn ist. Wenn ihr aber hört, daß der Ahorn auf englisch Maple heißt, so kennt ihr den Baum, oder ihr wißt wenigstens, daß er euch den Maple Sugar liefert. Denn wer von euch hätte nicht oft und gern eines der hell- oder dunkelfarbigen Täfelchen zum Munde geführt, welche überall feilgeboten werden? — Nun laßt euch einmal zu eurer Belehrung etwas über die Ahornbäume erzählen.

Die verbreitetste Art ist der rote Ahorn — Red Maple, Swamp Maple — so genannt, weil seine jungen Zweige eine rote Rinde haben. Er ist ein Prachtbaum mit geradem Stamm, herrlicher Krone und schön gezackten Blättern. Im Frühjahr drängen sich die rotbraunen Blüten hervor und im Juni deckt der geflügelte Same ringsumher das Land. Der Baum begnügt sich nicht damit, uns im Sommer zu erfreuen; wenn der Herbst kommt, legt er erst sein eigentliches Prachtkleid an. Dann schillern die Blätter in den prächtigsten Farben: scharlach, rot, orange, gelb! — Freilich folgt auf diese Pracht der Winter, der den Baum alles Laubes beraubt. Aber mit den ersten lauen Frühlingswinden zeigt sich auch wieder Leben in den Zweigen. Der Saft steigt in solchen Mengen auf, daß er durch die Rinde sickert und in Tropfen zur Erde fällt. Dann ist die Zeit gekommen, in der der Zuckerahorn — Sugar, Rock Maple — seine Gaben spendet. Es ist dies ein stattlicher, zuweilen bis achtzig Fuß hoher Baum, der in unsern Nordstaaten, sonderlich in Vermont gedeiht.

Gegen Ende des Monats März begiebt sich in Vermont fast jeder Farmer mit seiner ganzen Familie in den Wald zu seinem „Zuckerplatz". Hier werden die Bäume angezapft. Der Farmer geht von Baum zu Baum, bohrt ein oder mehrere Löcher durch die Rinde, und steckt in jedes eine kurze, aus verzinntem Eisenblech gefertigte Röhre. An dieser Rinne hängt ein Eimer, welcher den herausfließenden Saft auffängt.

Das Anbohren nimmt seine Zeit. Besitzt doch mancher Farmer jener Gegend bis zu dreitausend Stück der wertvollen Bäume!

Bei günstigem Wetter füllen sich die Eimer rasch. Oft fangen die ersten bereits an, überzulaufen, ehe der letzte Baum angezapft ist. Da heißt es hurtig sein, damit nichts verloren geht.

Unterdessen brodeln und dampfen beim Lagerplatz die großen Kessel. Früher standen diese im Freien. Doch da fiel manches Blatt und manches Rindenstück in die Flüssigkeit. Darum benutzt man jetzt eingemauerte Kessel, die in eigenen Gebäuden aufgestellt sind.

Der Saft wird langsam gekocht, um das darin enthaltene Wasser möglichst zu verdampfen. Dann wird das Feuer mächtig geschürt, bis der Sirup anfängt, ganz dick zu werden. Nun gießt man ihn in Formen, in denen er zu Zucker verhärtet.

Ihr könnt euch wohl denken, welche Lust hierbei unter den jüngeren Familiengliedern des Farmers herrscht. Ihnen ist die ganze Zeit des Zuckerkochens ein ununterbrochenes Fest.

Auch das Holz des Ahornbaumes ist wertvoll. Man macht Eimer und Zuber daraus und verwendet es gern zu Drechslerarbeiten. Weil es glatt ist, gebraucht man die harten Sorten auch zu Fußböden.

12. Der Wiesenhund.

In den westlichen Staaten unsers Landes giebt es sehr große Wiesen. Man kann tagelang reisen, ohne das Ende derselben zu erreichen. Auf diesen Wiesen lebt ein Tier, welches der Wiesenhund genannt wird. Es ist etwa so groß wie ein Kaninchen; ist aber plumper und hat kürzere Beine. Es hat sonst wenig Ähnlichkeit mit einem Hunde; aber es bellt wie dieser, und daher hat es seinen Namen bekommen. Eine süße und nahrhafte Grasart ist seine einzige Nahrung. Nur wo dieses in hinreichender Menge wächst, gräbt es seine Höhle und läßt sich da nieder.

Es ist ein sehr geselliges Tier. Nie findet man es allein. Zu Tausenden leben sie zusammen und graben ihre Höhlen dicht bei einander, nur etwa zwanzig Schritte von einander entfernt. Vor

jeder Höhle bleibt ein Erdhaufen liegen, so daß eine Ansiedlung dieser Tiere von fern fast wie ein Dorf erscheint, das aus viel tausend Hütten besteht. Zuweilen liegen die Tiere auf diesen Erdhaufen und sonnen sich; sonst aber sind sie ein lustiges, tolles Völkchen. Sind sie ungestört, so sind sie in steter Bewegung, spielen und springen ohne Unterlaß. Sie laufen von einem Loche zum andern, als machten sie einander Besuche; und dabei vollbringen sie die tollsten Sprünge, überpurzeln sich und sind ganz ausgelassen vor lauter Lust.



Nähert sich aber ein Feind der Ansiedlung, so eilt jeder Hund spornstreichs in seine Höhle. Es wird eine Weile ganz still und das Dorf scheint verlassen oder ausgestorben. Nach kurzer Zeit aber stecken sie ihre Köpfe wieder aus den Löchern, blicken mit schlauen Augen umher und forschen, ob alles sicher ist. Dann kommt ein Hund ganz heraus, setzt sich aufrecht auf die Hinterbeine und beginnt zu bellen. Nun kommen auch alle andern aus ihren Löchern, und das lustige Wesen beginnt aufs neue.

Ein Reisender bemerkte in der Mitte einer solchen Niederlassung einen sehr großen und alten Hund. Allem Anscheine nach war er das Oberhaupt der übrigen. Die andern Hunde kamen von Zeit zu Zeit zu ihm hergelaufen, und knurrten und bellten, als ob sie sich mit ihm unterhielten; dann rannten sie wieder davon. Er selbst

verließ seinen Posten nie und zeigte einen großen Ernst, der bei den übrigen gar nicht zu sehen war. — Untereinander leben die Wiesenhunde stets im Frieden, und es ist vorgekommen, daß einer derselben, der geschossen ward, von seinem Nachbar sofort in die Höhle gezogen und in Sicherheit gebracht wurde. — Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend, zart und saftig. Es soll dem des Eichhörnchens ähnlich, doch noch fetter sein.

13. Die Raubvögel (Birds of Prey).

Die Familie der Raubvögel umfaßt nach Angabe der Naturforscher 630 verschiedene Arten. Sie ist über die ganze Erde verbreitet. Zu ihr gehören alle Vögel, welche sich ausschließlich von dem Fleisch anderer Tiere nähren. Die Größe dieser Vögel ist sehr verschieden. Während eine Art Käuzlein (Screech-owl) kleiner ist als eine Taube, bedeckt der Kondor (Condor), ein Bewohner der Anden, mit ausgespreizten Flügeln eine Spanne von 12 Fuß.

Ein gekrümmter, kräftiger Schnabel, an dem der Oberschnabel hakenartig über den Unterschnabel weggreift, starke und scharfgebogene spitze Krallen, mit denen alle ihre Zehen versehen sind, stämmige Beine, außerordentlich leichte, dabei aber starke Schwungfedern sind besondere Kennzeichen dieser Tiere. Ihre Färbung ist meist etwas düster; Weiß, Grau und Braun sind vorherrschend. Ihr Gesicht ist ungemein scharf, ihre Flugkraft bedeutend. In ihrem Körper sind unzählige Zellen, die sie nach Belieben mit Luft füllen, um sich leichter zu machen, wenn sie hoch steigen wollen, oder auch entleeren, wenn sie sich rasch auf ihre Beute herabstürzen wollen. Ihre Nahrung ist Fleisch, teils von kleineren Säugetieren, Vögeln und Fischen, seltener von Schlangen und Insekten, häufiger von irgendwelchen Tieren, die sie tot finden. Sie fressen sehr viel und verdauen schnell, können aber auch lange hungern. Unverdauliche Teile der Nahrung, wie Federn, Haare, kleine Knochen brechen sie als Gewölle wieder aus. Die Weibchen sind größer als die Männchen. Meist bauen sie auf hohen Bäumen oder Felsen kunstlose Nester und legen nur wenige Eier.

Die Tagraubvögel haben ein festanliegendes Gefieder. Unter hervorstehenden Brauen blitzen ein Paar stechende Augen. Zu dieser Gattung gehören die verschiedenen Geier (Vultures), die Adler (Eagles), und die Falken (Falcons). Adler und Falken sind edler geformt als die Geier, auch unterscheiden sie sich durch ihr kühnes Wesen vorteilhaft von ihren feigen Vettern. Fischaar (Osprey or Fish-hawk), Goldadler (Golden Eagle), und verschiedene Habichte (Hawks) sind Bewohner der Vereinigten Staaten. Der Californische Geier (California Vulture), der Brasilianische Geier (Turkey-buzzard) und der Königsgeier (King-vulture) sind ebenfalls in Nordamerika zuhause.

Die Nachtraubvögel oder Eulen (Owls), deren es über hundert Arten giebt, haben ein lockeres, seidenartiges Gefieder. Ihr Flug ist deshalb kaum hörbar. In ihrem befiederten Kopfe haben sie große, von Federn strahlig umgebene Augen, an den Ohren ein Paar Federbüschel. Sie hausen in Höhlen, Türmen, alten Ruinen 2c. Während des Tages können sie nicht gut sehen, deshalb bleiben sie in ihrem Versteck. Hier werden sie oft von kleinen Vögeln angefallen und gereizt. Die größte Eule unsers Landes ist der Uhu (Horn-owl). Er ist etwa zwei Fuß hoch. Die Schneeeule (White-owl), welche im kalten Norden ihr Wesen hat, ist im Winter ganz weiß. Wegen der Vertilgung vieler schädlicher Tiere sind die Eulen im allgemeinen recht nützliche Vögel.

Bemerkenswert ist noch, wie die Raubvögel ihrer Beute habhaft werden. Der Habicht stürzt aus der Höhe herab und fängt ein Häslein, oder raubt der Henne die Küchlein. Der Fischaar taucht in die Wellen und kommt mit einem zappelnden Hecht in den Klauen wieder herauf. Aber während er mit seinem Fang dem Neste zufliegt, hat hoch oben ein Adler ihn erspäht. Pfeilschnell schießt dieser aus der Höhe herab, und mit einem Schrei läßt der Aar seine Beute fallen. Doch ehe der Fisch die Erd- oder Wasserfläche erreicht, hat ihn der Adler mit seinen Fängen gepackt und trägt ihn als Leckerbissen seinen Jungen zu. Der Lämmergeier (Lammergeyer), welcher in den Gebirgen Südeuropas haust, stößt Gemsen oder Ziegen von einer hohen Klippe hinab in den tiefen

Abgrund und verzehrt sie dann. Die Sekretäre (Secretaries), welche mit ihren langen Beinen die Sümpfe Südamerikas durchwaten, vertilgen eine Menge Schlangen. Die Geier fallen über Aas her und verschlingen mit Behagen die ekelhafte Speise. Bricht dann die dunkele Nacht herein, so streichen die Eulen gleich flüchtigen Schatten durch die Lüfte, und wehe dann den Mäusen, Häschen und kleinen Vögeln.

14. Der Kondor.

Unter allen Raubvögeln ist der Kondor der größte. Sein Körper, der eine Länge von fünf Fuß erreicht, ist mit schwarzen Federn bedeckt. Die Flugfedern sind weiß gerandet. Seine Flugweite beträgt 12—14 Fuß. Die Heimat dieses Riesengeiers ist das Andengebirge mit seinen Verzweigungen. Hier, auf einsamen Felsen, horstet und schläft er, 10—15,000 Fuß über dem Meeresspiegel, und nur der Hunger treibt ihn in die Ebene hinab. Der Kondor ist dem Lämmergeier, dem bedeutendsten Vogel der alten Welt, an Kühnheit und Stärke überlegen. Geht er auf Beute aus, so erhebt er sich zu einer ungeheuren Höhe und hält sich da, getragen und gehoben von der Luft, ohne die Flügel zu rühren. Ein Aas lockt in kurzer Zeit ganze Scharen dieser Vögel herbei. Aber auch auf lebendige Tiere, wie Schafe, Hirsche, Lamas, stoßen sie und verfolgen dieselben so lange, bis sie entkräftet und atemlos niederstürzen. Kinder greifen sie, trotz ihrer Stärke, nicht an. Der Kondor nimmt Nahrung in solcher Menge zu sich, daß er wie gelähmt dasitzt, außer Stande, sich zu erheben. Es gewährt dann den Indianern besonderes Vergnügen, ihn mit Schlingen lebendig zu fangen.

15. Die Eule.

Die Eule hat große, klare, bedächtige Augen und ein außerordentlich feines Gefieder. Ihr Flug ist so leise, daß auch das feinste Ohr nicht das geringste Geräusch dabei vernehmen kann. Sie sieht so arglos aus, daß man glauben sollte, man könne ihr alles vertrauen. Aber der Schein trügt. Sie hat einen krummen

Schnabel und scharfe Krallen, was eine bedenkliche Sache ist. Auch will sie von dem Tageslichte nichts wissen, sondern sucht sich vor demselben zu verbergen. Wird sie bei Tage aus ihrem dunkeln Schlupfwinkel hervor gezogen, so verliert sie alle Besinnungskraft, und es wird ihr erst dann wieder wohl, wenn die Nacht hereinbricht, die ihr Element ist. Da erwacht ihre Natur, und man erfährt erst jetzt, welche Gesinnungen in einer Eule verborgen liegen, so geheim sie auch ihr Wesen treibt. Die armen Vögel, die sich sorglos einem süßen Schlummer überlassen haben, werden ihre Beute, und manches Mäuschen, das im Mondscheine lustwandeln will, kehrt nicht mehr in sein Loch zurück, sondern muß in den Magen der Eule schlüpfen, aus dem es nicht mehr zurückkehren kann.

16. Das Eichhörnchen.

Es ist fast rührend, dies Kind der Freiheit und des Waldfriedens hier und da im engen Käfige vor dem Fenster angekettet zu sehen. Es hat die Gewohnheiten des Waldes nicht verlernt. In raschen Sprüngen zerrt es klirrend an seiner Kette, putzt sich mit den Vorderpfoten sein zierliches Schnäuzchen, an dem die steifen Schnurrhaare hin und her zucken, bürstet mit der Zunge sein braunrotes, feines Pelzröcklein glatt und sauber, spitzt die Ohren mit den langen, seidenweichen Haarbüscheln, stellt den buschigen, zweizeiligen Schwanz wie einen Schirm in die Höhe, hält in den Vorderpfötchen eine Nuß und bricht mit seinen scharfen Nagezähnen ein Thürlein durch die harte Schale zu dem süßen Kerne, oder meißelt geschäftig und erfolgreich an einem süßen Zuckerwürfel.

Aber trotz der funkelnden Kette am schönen Halsbande, trotz der Nüsse und Zuckerbrocken ist es ein armer Gefangener. Wie ist's doch im frischen, grünen Walde so viel schöner! Dort ist es der lustige Affe, dessen unermüdliche und zierliche Geschäftigkeit Mann und Kind mit gleicher Lust verfolgen. Wie der Blitz hakt es seine Krallen in die Rinde und fährt baumauf, baumab. Mit aufgerichtetem Schwanze hüpft es über den Boden, und ein Hund kann es kaum einholen. Die hellen, klugen Augen läßt es nach

Nüssen, Buchecken, Obst und Tannenzapfen umherwandern. Jetzt huscht der braunrote Schelm durch das schwarzgrüne Tannengefieder und bricht am Stiele einen reifen Zapfen ab. Nun wählt es einen Ast zum Stühlchen, benutzt die Vorderpfoten als Teller, die Zähne als Messer, und beginnt sein Mahl. Hin und her wird der Zapfen gewandt und sorglich beschaut. Hornblättchen um Hornblättchen wird geschickt abgelöst, bis der Kern endlich den aufmerksamen Augen und der lüsternen Zunge erscheint.

Jetzt bemerkt es die Gaffer unter sich, duckt sich geschwind hinter den Stamm und läßt nur ab und zu das zierliche Köpfchen hervorlugen.

In der Freude und Fülle des Sommers vergißt es die arme und böse Winterzeit nicht. In Baum- und Erdhöhlen legt es seine Speicher an und füllt sie mit allerlei Vorräten. Kommt ein böses Wetter oder der Winter mit Schnee und Sturmgebraus, so flüchtet es sich in sein hochgelegenes, schwankendes, aber trautes Heim, stopft die Zuglöcher mit Moos zu, rollt sich wie ein Kätzchen zusammen und läßt das Wetter vorübertoben. Wenn im Frühlinge und Sommer dröhnende Axtschläge erschallen, so schaut es ängstlich aus, ob es nicht dem Baume gilt, der das warme Nestchen seiner niedlichen Jungen trägt. Ist dies wirklich der Fall, so nimmt es nach einigem Zögern eines seiner Kinder nach dem andern ins Mäulchen und giebt sie einem benachbarten Baume in Wohnung und Schutz.

Ein nasser, stürmischer Herbst und ein langer, kalter Winter werden den Eichhörnchen oft verderblich. Die Vorräte langen nicht, und der Hunger tötet sie in großer Zahl. Doch Kälte und Hunger sind nicht die einzigen Feinde des Eichhörnchens. Der blutgierige Edelmarder, der mit ihm wetteifert in Klettergeschicklichkeit, geht ihm ans Leben; Eulen und andere fliegende Räuber sind auch lüstern nach seinem weißen, zarten Fleische; aber es weiß ihnen meist glücklich zu entgehen, indem es beim Klettern Schraubenlinien um den Baum zieht, während die Vögel weit größere Bogen beim Fliegen beschreiben müssen. So erreicht es gewöhnlich unbeschädigt eine Höhlung oder einen unzugänglichen Winkel. Auch

die Menschen stellen dem armen Tiere nach, um ihm sein braunrotes, im Winter grauweiß gesprenkeltes Pelzchen, das man Grauwerk nennt, auszuziehen und die Schwanzhaare zu Malerpinseln zu gewinnen.

Das Eichhörnchen hat eine große Verwandtschaft. Graue und schwarze Vettern sind in Amerika Verwüster der Maisfelder. Erdeichhörnchen treiben wie Hamster in dunkeln Gängen der Erde ihr Wesen und versuchen nur selten ihr Klettergeschick an schiefstehenden Bäumen. Das Flughörnchen mit der Flatterhaut zwischen den Beinen versteht auch etwas von der Kunst der Vögel. Dagegen macht ihm der Hüpfgang auf der Erde mehr Mühe, weil der weite Hautmantel seine Bewegungen hemmt.

17. Verteidigung der Tiere.

Den Tieren hat Gott zu ihrer Verteidigung nicht, wie uns Menschen, Verstand verliehen, wohl aber gab und giebt er ihnen allen gewisse Waffen, die sie gegen ihre Feinde geschickt zu gebrauchen wissen. So habt ihr gewiß schon alle den großen und plumpen Elefanten angestaunt und bewundert. Ihm ist in seinem Rüssel ein nicht zu verachtendes Werkzeug zur Verteidigung geworden; denn mit demselben vermag er Menschen sowohl als Tiere hoch in die Luft zu schleudern. Außerdem bringen die gewaltigen Stoßzähne seinen Verfolgern oft Tod und Verderben.

Löwe und Tiger, die gefürchtetsten aller Raubtiere, welch ungeheure Stärke entwickeln sie nicht, vor allem im gereizten Zustande! Genügt doch ein Schlag ihrer Tatzen vollkommen, das stärkste Pferd zu Boden zu strecken, oder den fleischigen Rücken eines stämmigen Ochsen zu zerschmettern. Dieselbe gefährliche Waffe besitzt auch Meister Petz, gewöhnlich „Bär" genannt. Kommt ein Feind ihm zu nahe, so schlägt er ihn entweder nieder, oder läßt demselben eine solch liebevolle Umarmung zu teil werden, daß Hören und Sehen, ja meistens das Leben dabei vergeht. Bei der Jagd auf den Walfisch fürchtet der Walfischfänger nicht ohne Grund den kräftigen Schwanz dieses gewaltigen Tieres. Hat doch schon oft ein einziger

Schlag desselben ganzen Bootmannschaften das Leben gekostet. Weniger gefährlich, aber recht interessant in seiner Verteidigung ist der Tintenfisch. Ein besonderer nach außen geöffneter Sack enthält einen braunen Saft, der, ausgespritzt, das Wasser verdunkelt und dem verfolgten Tier das Entkommen erleichtert. Bekannter im Gebrauch ihrer Waffen sind euch freilich unsere Haustiere. Der wütende Stier wehrt sich mit seinen gefährlichen, spitzen Hörnern; das Pferd vertraut der Kraft seines Hufes. Die Sammetpfote der Katze birgt scharfe Krallen, während der Hund seinen Angreifer durch die gefürchteten spitzen Zähne schreckt. Die sonst friedliche Henne verteidigt sich und ihre Jungen mit Schnabel, Flügel und Krallen, und die unscheinbare Biene braucht, wenn gereizt, ihren giftigen Stachel. Andere Tiere, die sich vermittelst ihrer Stacheln verteidigen, sind Igel und Stachelschwein. Beide rollen sich bei nahender Gefahr zusammen und strecken so dem Feind nach allen Richtungen sich kreuzende Spitzen entgegen.

Manchen Tieren endlich gab Gott zwar keine besonderen Waffen zu ihrer Verteidigung, doch sind sie deshalb nicht jedem Angriff preisgegeben. Ein feines Gehör, scharfer Geruch, ein weitsichtiges Auge warnt dieselben vor nahender Gefahr, während Schnelligkeit sie derselben entrückt. Zu ihnen gehören unter andern Hasen, Hirsche, Mäuse und die kleineren Vögel. — Der liebe Gott sorgt eben auch für seine unvernünftigen Kreaturen!

18. Der Maulwurf.

Unter allen Tieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht. Und an dem einen ist's schon zu viel, wird mancher sagen, der an seine Wiesen und Äcker denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wie das heimtückische Tier unten an den Wurzeln gräbt. Nun, so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter. Wahr ist's und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den

Boden durchwühlt und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt. Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden Keime im Wachstum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut. Aber wer hat's gesehen,



daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten? Nun, man sagt so: „Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf." Der das sagt, ist vermutlich der nämliche, der einmal so behauptet hat: „Wenn im Frühling die Frösche zeitig quaken, so schlägt auch das Laub beizeiten aus. Wenn aber die Frösche nicht zeitig quaken wollen, so will auch das Laub nicht

heraus. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus." — Seht doch, wie man sich irren kann! Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrener Farmer und Naturbeobachter, der sagt so: „Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Butten, Quaden und Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen nachher mancherlei Käfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Engerlinge und reinigt den Boden von diesen Feinden." Jetzt also wird es begreiflich, warum der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Engerlinge da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er es gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank. „Das hat wieder einer in der Stadt erfunden, oder aus Büchern gelernt", werdet ihr sagen, „der noch keinen Maulwurf gesehen hat." Halt, guter Freund! Der das sagt, kennt den Maulwurf besser als ihr alle; ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt. Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut. Denn alle vierfüßigen oder Säugetiere, welche zum Nagen am Pflanzenwerke bestimmt sind, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige und zwar scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubtiere aber, welche andere Tiere fangen und fressen, haben sechs und mehrere spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der oberen Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: er ist kein Tier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubtier, das andere Tiere frißt. Zweitens, wenn ihr einem getöteten Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut. Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas im Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Enger-

lingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's nun aus? Wenn ihr nun, wie manche Leute in Europa, den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommen alsdann die Käfer und fressen euch die Bäume kahl, wie Besenreis. So sieht's aus! — Und so sieht's aus mit manchem Tiere, das die Unkunde für schädlich hält.

19. Die Biene.


Arbeitsbiene.

In einem Bienenstocke befinden sich drei Arten von Bienen. Die eine Art sind die Arbeitsbienen, deren in großen Körben 18,000 und mehr sein können. Diese sind fast das ganze Jahr hindurch mit Einsammeln von Honig und Wachs, mit Bauen von Waben, mit Pflege der Nachkommenschaft, mit Reinigung des Stockes ꝛc. beschäftigt. Sie sind kleiner als die andern, haben an den Hinterfüßen einen kleinen Behälter, den sogenannten Korb, in welchem sie den Blumenstaub eintragen, und führen einen Stachel, dessen sie sich zum Kampfe gegen einander, sowie zur Verteidigung gegen Menschen bedienen. Der Stich desselben ist darum so schmerzhaft und verursacht eine Geschwulst, weil durch ihn ein Gift, das diese Bienen bei sich tragen, in die Wunde gebracht wird.

Die zweite Art von Bienen sind die Männchen oder die Drohnen, von denen man etwa 1000 in einem jährigen Korbe zählt. Sie sind merklich größer als die Arbeiter, haben einen dicken Kopf, einen schwärzlichen, haarigen Körper und keinen Stachel. Sie ar-


Drohne.

beiten nicht; darum werden sie auch alle nach drei oder vier Monaten durch die Stiche der Arbeiter getötet.

Von der dritten Art befindet sich in jedem Korbe nur eine einzige Biene; man nennt sie die Königin, weil sie den Stock zu beherrschen scheint. Sie ist jedoch nichts anderes als eine Mutter, die in zwanzig Tagen mehr als zehntausend Eier legt. An Gestalt gleicht sie den Arbeitern, aber ihr Hinterleib ist viel länger und wird von den Flügeln nur zur Hälfte bedeckt. Sie wird überall von den Drohnen begleitet und von den andern versorgt und bewacht.



Königin.

Die Arbeitsbienen tragen Blumenstaub, Honig und Wachs in den Korb. Wenn sich die Biene in einer Blume herumtummelt, so bleibt zwischen den Haaren, mit welchen fast ihr ganzer Leib bedeckt ist, der Blütenstaub hangen, so daß sie dadurch beinahe unkenntlich wird. Sie bürstet ihn dann mit ihren vorderen und mittleren Füßen rückwärts in die an den Hinterfüßen befindlichen Körbchen in der Form von dicken, länglichen Ballen, welche man Höschen nennt, und welche bisweilen so groß wie ein Pfefferkorn werden. Dieser Blütenstaub, den die Arbeiter so in den Korb bringen, dient hauptsächlich zur Nahrung der Jungen. Den Honig aber, der ihre Hauptnahrung ist, sammelt sie aus den Honigdrüsen der Blumen, indem sie ihn mit dem Rüssel einschlürft, verschluckt und in dem Magen nach Hause trägt, in welchem Falle sie ohne Höschen ankommt. Im Korbe läßt die Biene einen bis zwei Tropfen Honig aus dem Munde in die Zelle fallen; dann kommt eine andere und thut dasselbe, und so geht es fort, bis die Zelle voll ist. Das Wachs aber, das sie zum Bauen der Waben brauchen, bereiten sie aus dem eingezogenen Safte folgendermaßen: Wenn eine Wachsarbeiterin in den Korb gekommen ist, bleibt sie lange still sitzen. In ihrem Körper geht indes eine Verarbeitung und Scheidung der Stoffe vor, die sie zu sich genommen hat; nach einiger Zeit schwitzt sie zwischen den Ringen ihres Unterbauches

eine Flüssigkeit aus, die daran kleben bleibt und sich bald in ebenso vielen dünnen, weißen Gürteln zeigt. Die Biene löst endlich diese halbkreisartigen Teile von ihrem Körper ab, bringt sie zu wiederholten Malen zwischen ihre Kinnbacken, knetet sie mehrmals und legt sie auf den Platz nieder, wo die Honigwaben gebaut werden müssen. Dies ist das echte Wachs. Die Zellen sind sechseckig; jede derselben fügt sich an sechs andere, und so geht kein Platz verloren. In jedem Korbe sind einige tausend Zellen. Jede mit Vorrat gefüllte Zelle wird durch einen Deckel von Wachs verschlossen; nur diejenigen, welche die Nahrung für die zu Hause bleibenden Bienen enthalten, bleiben offen. Andere Zellen dienen zu Nestern für die Jungen.

20. Die Taube.

Das Anmutigste unter allem, was Flügel trägt, ist doch die Taube. Mit Tauben tändeln Kinder am liebsten, und jedes lautere Gemüt hat Freude an ihnen. Sie sind arglos, ohne Falsch und ohne Zorn; sie dulden alles, selbst den Tod, und stoßen nicht einmal einen Schrei des Schmerzes aus. Welches andere Tier wäre diesem zu vergleichen? Ja, ein lieber, schöner Vogel ist die Taube, dem Menschen zugethan und doch frei, immer sauber das Kleid, die Farbe fein, oft leuchtend, jede Bewegung nett, lebensfroh in Flug und Zug. Die eine trägt ein Häubchen, die andere eine Perücke, einen Kragen, ein Band; jene trommelt, diese kichert, wieder eine andere schlägt rucksend ihr Rad.

Wie zierlich trippelt dort der kleine, befranzte Fuß über den weißen Sand; wie neugierig schaut ihr rötliches Auge umher! Nun schwingt sie sich auf das Dach! Schön und schnell ist der Flug der Taube, am schnellsten unter allen Vögeln, und dies ist ihr einziger Schutz gegen den Falken. Wenn der Raubvogel über dem Hofe schwebt, dem menschlichen Auge kaum sichtbar, dann hat ihn die Taube schon erblickt, und ist ein Verbergen nicht mehr möglich, so erhebt sich die ganze Schar und steigt in dichtem Kreise auf. Rascher und immer rascher dreht sich der Knäuel, den Räuber zu

verwirren. Dieser stürzt herab und — verfehlt seine Beute; denn Blick und Stoß sind unsicher geworden; er versucht es noch ein-, zweimal, aber vergeblich, es bleibt ihm nichts übrig, als beschämt von dannen zu ziehen. Freilich ist der Ausgang zuweilen auch ein anderer.

Die Taube pflegt ihre Jungen mit emsiger Liebe, jedes Korn weicht sie ihnen im Kropfe auf, und verläßt das schüchterne Vögelchen den Schlag zum ersten Male, so umflattert sie es fürsorgend von allen Seiten. Oft wird sie ein Opfer ihrer Liebe. Man kann nicht ohne inniges Mitleid sehen, wie diese treuen Tiere bei Feuersbrünsten sich mitten durch die Glut- und Dampfwirbel schwingen und in verzweifelten Flügen das Taubenhaus umkreisen, bis endlich der Brand ihren Fittich ergreift und sie in die Flamme hinabstürzen.

21. Das Truthuhn oder der Puter.

Die Wälder der Staaten Ohio, Kentucky, Illinois, Arkansas, Tennessee und Alabama beherbergen noch heutigen Tages Truthühner in namhafter Anzahl. Sie leben in großen Gesellschaften und durchwandern weidend die Waldungen, bei Tage auf dem Boden fortlaufend, nachts auf hohen Bäumen rastend. — Um die Mitte des Aprils sucht sich die Henne einen geeigneten Nistplatz aus. Derselbe wird unter allen Umständen so versteckt als möglich angelegt und namentlich vor dem scharfen Auge der Krähe verborgen, weil diese sich jeden Augenblick, den die Mutter fern vom Neste verbringt, zu nutze macht, um die Eier zu rauben. Das Nest besteht aus einer seichten, liederlich mit Federn ausgekleideten Vertiefung. Das Gelege zählt zehn bis fünfzehn, zuweilen auch zwanzig rauchgelbe, rotgepunktete Eier. Dem Neste naht sich die Henne stets mit größter Vorsicht und deckt, wenn sie es verläßt, die Eier sorgfältig mit trockenen Blättern zu, so daß es schwer ist, das eine und die andern zu bemerken. — Das Ausschlüpfen der Jungen aus den Eiern geschieht gewöhnlich gegen Abend. Die Familie verbringt deshalb die erste Nacht im Neste. Hierauf ent-

fernt sie sich auf eine gewisse Strecke und sucht sich das höchste Land der Gegend aus, weil die Mutter mit Recht Nässe als das ärgste Übel für ihre zarten Jungen fürchtet. Schon mit dem vierzehnten Tage ihres Lebens sind die Jungen fähig, sich zu erheben, und die Familie fliegt gegen Abend stets zu einem niederen Zweige auf und verbringt hier, unter den gewölbten Flügeln der Mutter geschützt und geborgen, die Nacht. Noch etwas später verläßt die Alte mit den Küchlein die Wälder während des Tages, um auf den Blößen und Wiesen die verschiedenen Beeren sich zu nutze zu machen und den wohlthätigen Einfluß der Sonne genießen zu können. Von jetzt an wachsen die Jungen außerordentlich schnell. Schon im August sind sie befähigt, sich vor einem Angriff der Vierfüßler zu schützen; ja, der junge Hahn übt sich bereits in pomphaftem Einherschreiten und Kollern. Um diese Zeit finden sich Alte und Junge wieder zusammen und beginnen ihre Wanderung. — Gegen den Oktober hin, wenn noch wenige von den Baumsamen zu Boden gefallen sind, reisen sie dem Tieflande des Ohio und Mississippi zu. Die Männchen vereinigen sich in Gesellschaften von zehn bis hundert Stück und suchen ihre Nahrung für sich allein, die Weibchen schlagen sich mit ihren halberwachsenen Jungen in fast ebenso zahlreiche Banden zusammen und verfolgen abgesondert denselben Weg. So geht es weiter, immer zu Fuße, so lange nicht ein Jagdhund oder ein anderes vierfüßiges Raubtier störend dazwischen tritt, oder ein breiter Fluß den Weg abschneidet. Gelangt eine Truthuhngesellschaft ans Ufer eines solchen, so sammelt sie sich zunächst auf dem höchsten Punkt und verweilt hier manchmal tagelang, gleichsam beratend, ehe sie sich entschließt überzusetzen. Die Männchen blähen sich auf und kollern, als ob sie sich selbst Mut einzusprechen hätten, und die Weibchen und Jungen ahmen ihnen nach, so gut sie können, bis schließlich bei gutem Wetter das Wagestück unternommen und der Strom überflogen wird. Ein einziges „Gluck“ des Leithahns giebt das Zeichen und die Flugreise beginnt. Den alten Vögeln wird es nicht schwer überzusetzen, selbst wenn der Fluß eine Meile breit sein sollte; die jüngeren und minder kräftigen aber fallen oft unterwegs ins Wasser und müssen dann versuchen, das Ufer schwim-

mend zu erreichen. Sie schließen dabei die Flügel fest an den Leib, breiten den Schwanz, strecken den Hals nach vorn und greifen mit ihren Füßen so weit aus, als sie können, kurz, sie erreichen gewöhnlich das feste Ufer. Die glückliche Rettung scheint sie aber förmlich zu verwirren; denn sie laufen anfänglich wie betäubt umher und vergessen die ihnen sonst eigene Vorsicht oft so, daß sie dem Jäger leicht zur Beute fallen. Wenn sie in eine Gegend kommen, in welcher sie reichliche Beute finden, pflegen sie sich in kleinere Gesellschaften zu zerteilen, und nunmehr mischt sich alt und jung unter einander. Dies geschieht gewöhnlich um die Mitte des Novembers. Noch etwas später kann es vorkommen, daß sie sich, wahrscheinlich abgemattet von der langen Wanderung, den Bauernhöfen nähern, unter den zahmen Hühnerstand mischen, um hier Nahrung zu suchen. — Unter den zahllosen Feinden, welche dem Truthuhn nachstellen, sind nächst dem Menschen die gefährlichsten der Fuchs, die Schneeeule und der Uhu.

22. Der Mustang.

Pferde gab es in Amerika ursprünglich nicht, sondern sie wurden erst nach der Entdeckung Amerikas von den Spaniern eingeführt. Als Cortez von Cuba aus ums Jahr 1519 mit 600 Mann nach Mexiko ging, um dieses Land zu erobern, nahm er auch eine Anzahl Pferde mit. Man sagt, die spanischen Reiter hätten den Azteken (Mexikanern) große Furcht eingeflößt, weil diese Mann und Pferd für ein Wesen hielten. Vermutlich sind eine Anzahl dieser Pferde entkommen und auf den Prairien verwildert, wo sie sich dann sehr vermehrten. Diese verwilderten Pferde nennt man Mustangs. Schön sind sie gerade nicht, wenigstens ist der Kopf verhältnismäßig groß und auch eckig. Letzteres entspricht ganz dem Charakter des Tieres. Doch sind sie stark, ausdauernd und sehr flink, weshalb ihnen schwer beizukommen ist. Schon aus weiter Ferne entdeckt ihr scharfes Auge den herannahenden Menschen, und wie der Sturmwind sind sie auf und davon. Dennoch sind sie nach und nach eingefangen und gezähmt worden, sodaß das

wilde Pferd in Amerika, wie der Buffalo, bereits fast der Vergangenheit angehört. Das Einfangen geschieht gewöhnlich mit dem Lasso oder Lariat. Dieser ist ein etwa 50 Fuß langer Strick aus Pferdehaaren, Streifen ungegerbter Ochsenhaut oder anderm Material gedreht. Den Lasso hat der Reiter mit einem Ende unterhalb des Sattelknopfes befestigt. Am andern Ende befindet sich eine Schlinge. Ähnlich, wie der Schiffer die Leine, wirft der Pferdefänger den Lasso, nachdem er dem wilden Pferde nahe genug ist, so, daß dieses mit dem Kopfe in die Schlinge läuft. Dann hält er plötzlich an, wodurch das gefangene Pferd einen solchen Ruck bekommt, daß es häufig kopfüber schlägt. Sind der Pferdejäger viele beisammen, und ist das Terrain geeignet, so bilden sie auch wohl einen großen Kreis um eine Anzahl wilder Pferde. Erblicken diese dann einen Reiter, so galoppieren sie in entgegengesetzter Richtung davon. Natürlich entdecken sie bald vor sich einen andern Reiter und machen kehrt. So werden sie dann von einer Seite des Kreises zur andern gejagt, bis sie, durch das lange Rennen ermüdet, leichter einzufangen sind.

23. Der Waschbär.

Der gemeine Waschbär, der in Nordamerika heimisch ist, ist zwei Fuß lang, die Schwanzlänge beträgt zehn Zoll; am Widerrist ist er etwas über einen Fuß hoch. Der Pelz ist gelblichgrau und schwarz gemischt. Von der Stirne bis zur Nasenspitze zieht sich ein schwarzbrauner Streifen, und auch das Auge ist von einem schwarzbraunen Flecken umgeben. Über die Augen weg zu den Schläfen verläuft eine gelblichweiße Binde. — Heutigen Tages ist der Waschbär in den bewohnten Gegenden infolge der unaufhörlichen Nachstellungen, die er erleiden mußte, weit seltener geworden, als er früher war; doch konnte man ihn immerhin noch nicht ganz vertreiben. Im Inneren des Landes, namentlich in Waldgegenden, findet er sich in Menge. Wälder mit Flüssen, Seen und Bächen sind seine Lieblingsplätze; hier treibt er so ziemlich ungestört sein Wesen bei Tag und Nacht. In der Regel pflegt er

seine Jagden erst mit Einbruch der Dämmerung zu beginnen und den hellen Sonnentag in hohlen Bäumen oder auf dicken, belaubten Baumästen zu verschlafen. Wo er aber ganz ungestört ist, hat er eigentlich keine besondere Zeit zur Jagd, sondern lustwandelt ebensowohl bei Tage als bei Nacht durch sein weites Gebiet. —

Er ist ein munterer, schmucker Bursch, welcher durch große Regsamkeit und Beweglichkeit sehr erfreut. Wenn er gleichgültig dahin-



schlendert, erkennt man ihn allerdings nicht als das, was er wirklich ist. Er senkt dabei den Kopf, wölbt den Rücken, läßt den Schwanz hängen und schleicht schiefen Ganges langsam seines Weges fort; sowie er jedoch eine der Teilnahme würdige Entdeckung macht, verändert sich sein ganzes Wesen. Das gestruppte Fell glättet sich, die breiten Lauscher werden gespitzt, er stellt sich spähend auf die Hinterbeine und hüpft und läuft nun leicht und behende weiter oder klettert mit großer Geschicklichkeit auf Bäume und macht mit unfehlbarer Sicherheit Sprünge von einem Ast zum

andern. In seinem Wesen hat er durchaus etwas affenartiges. Er ist heiter, munter, neugierig, neckisch und zu lustigen Streichen aller Art geneigt; aber er ist auch mutig, wenn es sein muß, und zeigt im Beschleichen seiner Beute oft die List des Fuchses. Mit seinesgleichen verträgt er sich ausgezeichnet und spielt selbst im Alter noch stundenlang mit andern Gefährten oder, in der Gefangenschaft z. B., mit jedem Tier, welches sich überhaupt ins Spielen mit ihm einläßt. — Der Waschbär frißt alles, was genießbar ist, scheint aber ein echtes Leckermaul zu sein, welches sich, wenn es nur angeht, immer die besten Leckerbissen auszusuchen weiß. Die verschiedensten Fruchtarten, wie Kastanien, wilde Trauben, Mais, so lange die Körner noch weich sind, Obst aller Art, liefern ihm schätzbare Nahrungsmittel; aber er stellt auch den Vögeln und ihren Nestern nach, weiß listig ein Hühnchen oder eine Taube zu beschleichen, fängt gewandt Fische, Krebse und Schaltiere, und wagt sich bei der Ebbe solchem Schmaus zuliebe oft weit in die Gewässer. Besonders die Austern verzehrt er sehr gern und weiß sie geschickt zu öffnen. Er hat die Eigentümlichkeit, seine Nahrung vorher in das Wasser zu tauchen und sie zwischen seinen Vorderpfoten zu reiben, sie gleichsam zu waschen. Das thut er jedoch nur dann, wenn er nicht besonders hungrig ist; im letzteren Falle läßt ihm sein knurrender Magen wahrscheinlich keine Zeit zu der ihm sonst so lieben, spielenden Beschäftigung, welcher er seinen Namen verdankt.

24. Die Klapperschlange.

Vater: Bei unserm heutigen Besuche in der Menagerie habe ich mit stiller Freude bemerkt, wie ihr, liebe Kinder, die verschiedenen kleinen und großen Tiere mit sichtlichem Interesse beobachtet und im Fragen nach diesem und jenem nicht müde wurdet. Recht so!

Hermann: Werden wir unsern Besuch bald wiederholen, lieber Vater?

Vater: Ja, sobald als möglich; und dann werde ich euch auf einen Käfig aufmerksam machen, dessen Inhalt euch heute ganz entgangen zu sein scheint.

Alexander: Vater, meinst du etwa die Schlangen in dem gläsernen Käfig?

Vater: Du hast's getroffen, mein Sohn. Und wenn ich euch nun sage, daß gerade in dem Käfige ein ebenso gefährliches Tier lauert, wie der Löwe, dessen Brüllen euch so sehr erschreckte, nicht wahr, ihr möchtet glauben, ich spaße?

Alexander: War es etwa eine Riesenschlange, Vater?

Vater: Eine Boa war es nicht, wohl aber die in unserm eigenen Lande lebende furchtbare Klapperschlange.

Hermann: Bitte, lieber Vater, erzähle uns etwas von derselben.

Maria: Schlangen sind gar häßliche Tiere; ich mag sie nicht einmal im Bilde sehen, und Schlangengeschichten machen mich gruseln.

Vater: Es ist wahr, schöne Tiere sind die Schlangen nun gerade nicht, sondern sind, wie Maria sagt, häßliche, abscheuliche Kreaturen. Doch bedenkt, liebe Kinder, daß dieselbe allweise Schöpfershand, die das stolze Pferd, das zierliche Eichhörnchen schuf, auch die häßlichen Schlangen hervorgehen ließ! Dann wird Maria ihren Abscheu und ihr Gruseln, wenn nicht überwinden, so doch bekämpfen. Betrachtet doch einmal dieses Ding, Kinder.

Alexander: Was ist das, lieber Vater?

Vater: Das ist die Haut einer Klapperschlange. Dieselbe ist vier Fuß lang und, wie ihr seht, leopardenartig gefleckt. Das ist das Kleid der am weitverbreitetsten Schlange. Am Schwanze bemerkt ihr eine Anzahl hornartige Ringe, welche man Klappern nennt. Von diesen Klappern und von dem Geräusch, das die Schlange bei trockenem Wetter damit verursacht, hat sie ihren Namen.

Maria: Ich zähle elf Klappern.

Vater: Du hast richtig gezählt, mein Kind. Nun aber wißt, daß sich die Zahl der Klappern alljährlich beim Häuten um eine vermehrt, so daß man an derselben das Alter der Schlangen bestimmen kann. Die Schlange, deren Haut wir hier betrachten, zählte demnach elf Jahre, als sie gefangen wurde. Man hat aber

schon Schlangen gefangen, welche 47 Klappern und den Umfang einer Ofenröhre hatten.

Alexander: Ist diese Schlange auch giftig, lieber Vater?

Vater: Gerade ihr Gift macht sie zu einem furchtbaren und gefährlichen Tiere. Dasselbe steckt in kleinen Bläschen hinter den Vorderzähnen des Oberkiefers. Beißt nun die Schlange, so platzen diese Bläschen, und das Gift teilt sich der Wunde mit. Der Biß ist in den meisten Fällen todbringend.

Hermann: Du sagtest vorhin, lieber Vater, diese Schlange lebe in unserm eigenen Lande. Giebt es auch solche bei uns in unsern Wäldern?

Vater: Amerika ist die eigentliche Heimat dieses gefährlichen Reptils, und besonders sind es die Südstaaten unserer Union, wo sie hausen. Die Schlange, deren Kleid hier vor uns liegt, wurde vor etwa drei Jahren auf den Lookout Mountains in Tennessee von Indianern gefangen und getötet. In den Nordstaaten ist sie durch die immer mehr zunehmende Bevölkerung seltener geworden. Dazu hat dieses gefährliche Tier seine ihm noch gefährlicheren Feinde, die es vertilgen und ausrotten.

Alexander: Wer wird sich aber an ein so giftiges Tier heranmachen?

Vater: Menschen haben allerdings volle Ursache, vor demselben auf der Hut zu sein; aber die großen Raubvögel und vor allem unser zahmes Schwein sind seine bittersten Feinde. Diese gehen tapfer auf die Schlange los und töten sie. Dem Schwein schadet der giftige Biß nicht, da das Gift im dicken Speck seine Wirkung verliert.

Hermann: Wovon leben die Klapperschlangen?

Vater: Kleinen Vierfüßlern, besonders Kaninchen, Eichhörnchen und Beuteltieren schleichen sie nach und verzehren sie. Im Winter bedürfen sie keine Nahrung; da liegen und schlafen sie in Löchern, die von andern Tieren bereitet sind. — So viel für heute von der Klapperschlange. —

Kinder: Habe Dank, lieber Vater, für die Belehrung.

25. Krokodile.

Die Krokodile sind Eidechsen. Es giebt mehrere Arten derselben. Das Nilkrokodil ist gewöhnlich acht bis zwölf Fuß lang und anderthalb Fuß dick, bisweilen werden auch größere gefunden. Es ist ein starkes, gefährliches Tier, das im oberen Nil und auch in andern Flüssen Afrikas vorkommt, doch soll es den Menschen nur gereizt angreifen. Seine Haut ist, sowie die Schuppen, knochenhart und läßt keine Kugel durch, außer unter den Augen und bei den Ohren. Sie hören sehr gut, sehen auch in der Luft außerordentlich, weniger gut hingegen im Wasser.

Das amerikanische Krokodil heißt Alligator oder Kaiman und hat eine breite Hechtschnauze; dasselbe wird von zehn bis vierzehn Fuß lang und ist sowohl den in den Flüssen badenden Menschen, als auch den zur Tränke gehenden Tieren gefährlich. Es wird häufig in Gesellschaft mit weit aufgesperrtem Rachen auf Sandbänken und am Ufer lauernd angetroffen. Die heißeste Jahreszeit verbringen Alligators schlafend, häufig unter einer Decke von getrocknetem Schlamm. Bei Eintritt der Regenzeit brechen sie dann aus ihrer Gruft hervor, die Erde in die Luft schleudernd, zur furchtbaren Überraschung des Reisenden, der etwa zufällig in der Nähe sich gelagert hat.

26. Der Elefant.

Der Riese der jetzigen Tierwelt ist der asiatische Elefant. Die Wildnis, wo man keine menschliche Wohnung sieht, ist sein Haus. Da tummelt er sich mit seinen Genossen. Seine Nahrung holt er mit dem langen Rüssel von den Bäumen, von deren Zweigen er sich nährt. Wehe aber den Fruchtfeldern, in welche er hineingerät! Am Reis, Mais und vorzüglich am Zuckerrohr richtet er zuweilen schreckliche Verwüstungen an. Er zieht so viel wie sechs Pferde, kann daher eine Kanone auch bei schlechtem Wege allein fortbringen. Das Wunderbarste am Elefanten ist der Rüssel. Er besitzt in ihm eine solche Kraft, daß er mit demselben nicht bloß einen Menschen, sondern den stärksten Tiger augenblicklich zu Boden

schlägt, Bäume ausreißt und sich selbst die Waren aufladen hilft. Wie der Ochse seine Hörner, der Löwe seine Tatzen, so hat der Elefant seinen Rüssel als furchtbare Waffe bekommen. Zugleich ist dieser starke Arm wie die zarteste, feinste Hand. Die kleinsten Geldstücke hebt er damit von der Erde auf. In der Mitte ist eine Öffnung, auf deren Grunde man die beiden Nasenlöcher sieht; so hat denn der Elefant seine Nase in der Hand. Mit dem Rüssel schöpft er Wasser und spritzt es in den Mund. Denn dieser liegt so tief in dem unteren Teile des Kopfes, daß er ein Teil der Brust zu sein scheint. Dabei ist der Hals so kurz, steif und dick, daß der Elefant sich vergeblich anstrengen würde, damit auf die Erde zu reichen. Mit dem Rüssel zieht er auch Wasser ein, wenn es heiß ist, um sich alle Teile seines Körpers damit zu bespritzen. Belästigen ihn Insekten, so schlägt er mit dem Rüssel nach ihnen, oder bricht einen Zweig von einem Baum, um durch Wedeln sie zu verjagen, oder bedeckt die empfindlichsten Stellen mit Staub.

Obgleich seine Beine wie vier dicke, mächtige Säulen sind, auf denen das schwere Gebäude des Riesenleibes ruht, so kann er sich doch so schnell fortbewegen, daß sein Trab noch schneller ist als der Galopp des Pferdes. Er ist auch ein tüchtiger Schwimmer. Mit großen Lasten schwimmt er über breite Ströme, wobei er seinen Rüssel, um Luft zu schöpfen, in die Höhe hält. Wenn sich eine Herde Elefanten in der Ebene in Bewegung setzt, so saust und braust es, als wenn ein Sturm daherfährt.

27. Der Eisbär.

Man sieht den Eisbären fast überall im Norden in der Nähe der Eisfelder oder auf denselben. Seine Größe beträgt ungefähr fünf Fuß in der Höhe und sieben bis acht Fuß in der Länge, das Gewicht desselben 600 bis 1000 Pfund und darüber. Er ist mit langem, gelblichweißem Haar bedeckt, und besonders zottig ist die innere Seite seiner Beine. Seine Tatzen sind sehr breit, seine Krallen erheblich lang. Seine Fangzähne ragen aus der Kinnlade hervor, und in seinen Kinnbacken hat er eine erstaunenswür-

dige Kraft, so daß man ihn eine starke eiserne Lanze hat entzwei beißen sehen.

Das Fell des Bären ist wertvoll und wird auf mannigfaltige Weise gebraucht. So bereitet man aus demselben kostbare Teppiche; in manchen Gegenden Grönlands wird es auch zu einem warmen, sackähnlichen Bett verarbeitet. Das Fleisch ist, wenn es vom Fett gereinigt wird, saftig und schmackhaft, besonders die Keule; auffallend aber ist es, daß die Leber schädlich und sogar tödlich ist, während doch das Fleisch und die Leber des See-



hundes, von welchem sich der Bär hauptsächlich nährt, genießbar und wohlschmeckend ist.

Obgleich man weiß, daß Eisbären bisweilen einander auffressen, so haben sie doch eine ausnehmende Zärtlichkeit für ihre Jungen. In der Nähe eines Schiffes, welches im Eise stecken geblieben war, zeigten sich einsmals drei Eisbären, ohne Zweifel angelockt durch den Geruch des Walroßfleisches, welches die Matrosen gerade auf dem Eise ausbrieten. Es war eine Bärin mit ihren zwei Jungen, welche ihr an Größe fast gleich kamen. Sie stürzten sich auf das Feuer zu, zogen ein tüchtiges Stück Fleisch heraus und verschlangen es. Die Schiffsmannschaft warf ihnen nun Stücke Fleisch hin; die Mutter holte sie, und trug sie ihren Jungen zu und

behielt nur sehr wenig für sich selbst. Als sie eben das letzte wegholte, legten die Matrosen auf die Jungen an und schossen beide nieder. Sie verwundeten auch die Mutter, jedoch nicht tödlich. Kaum konnte sich das arme Tier noch fortbewegen, und doch kroch es sogleich nach seinen Jungen hin, legte ihnen neue und wieder neue Fleischstücke vor, und als es sah, daß sie nicht zulangten, streckte es seine Tatzen erst nach dem einen, dann nach dem andern aus, suchte sie emporzurichten und erhob ein klägliches Geheul. Da alle Mühe vergeblich war, ging die Bärin eine Strecke fort, sah sich dann um und heulte aus Leibeskräften. Als sie aber nicht folgten, kehrte sie um, beschnupperte und betrachtete sie wieder und heulte wie zuvor. Sie ging und kam und suchte die Jungen mit der größten Zärtlichkeit an sich zu locken. Als sie endlich sah, daß sie ganz tot und kalt waren, richtete sie ihren Kopf dem Schiffe zu und brummte voll Wut und Verzweiflung. Die Matrosen antworteten mit Flintenschüssen; sie sank zwischen ihren Jungen nieder und starb, indem sie deren Wunden leckte.

28. Der Löwe.

Das Katzengeschlecht hat die größten und stärksten Raubtiere; obenan stehen Löwe und Tiger.

Mit einem Schlag seiner wuchtigen Pranke schlägt der Löwe nicht nur ein Pferd oder Kamel, sondern auch den stärksten Ochsen zu Boden, wenn ihm der Sprung auf dessen Nacken gelingt; er packt diese großen, schweren Tiere mit seinem mächtigen Gebiß, das ihnen die Halswirbel gebrochen hat, und schleift sie beträchtliche Strecken weit bis in das Felsengeklüft oder dichte Gebüsch, wo er im Verborgenen haust — falls er es nicht vorzieht, gleich an Ort und Stelle seine Mahlzeit zu halten.

Ein starker männlicher Löwe nimmt ein schon herangewachsenes Kalb in seinen Rachen und läuft mit ihm im Trabe davon. Über den acht bis zehn Fuß hohen Dornenwall, mit welchem die arabischen Nomaden Nord-Afrikas ihre Herden und Dörfer vor den Überfällen des mächtigen Raubtieres zu schützen suchen, setzt er mit

einem gewaltigen Sprung. Die Schaf-, Ziegen- und Rinderherden, schon durch das donnerähnliche Gebrüll in Angst und Schrecken versetzt, das in dunkler Nacht sich immer drohender ihnen naht, merken es gleich, wenn der „Würger“ in die Seriba eingebrochen ist. Wie unsinnig rennen die Schafe mit ihren Köpfen gegen den Dornenzaun, die Ziegen schreien laut, die Rinder rotten sich angstvoll stöhnend zusammen, die Kamele zappeln in ihren Fesseln, die sie vergeblich zu zerreißen suchen, um die Flucht zu ergreifen, sie zittern an allen Gliedern. Und selbst die Hunde, die mutig vorangehen, wenn es die Jagd auf Leoparden und Hyänen gilt, heulen und flüchten sich in die Nähe ihres Herrn, der wohl zu Gewehr und Lanze greift, aber selber ratlos ist, da er in der Finsternis dem Räuber nicht beikommen kann.

Dieser hat sich sein Opfer ersehen, seine großen Augen funkeln vor Siegesfreude und Kampfeslust; wie eine zum Sprung bereite Katze kauert er nieder und peitscht mit dem bebuschten Schwanze den Boden. Das Schaf oder die Ziege sind sicher, wenn er eines Rindes oder Kameles habhaft werden kann. Mit einem Satz ist er dem Opfer auf dem Nacken, und das kräftige Gebiß zerbricht die Wirbelknochen des Halses. Doch ganz geheuer ist es ihm selber nicht, zum Schmause nimmt er sich nicht Zeit; er muß, da der Aufruhr in der Seriba oder im Dorf gar zu groß wird, an schnellen Rückzug denken. Ist das von ihm erlegte Tier ein jüngeres, so nimmt er es in den Rachen, und, seine ganze Kraft zusammenfassend, vollendet er den Rücksprung mit der Beute.

Auf die Herden und Haustiere des Menschen macht der Löwe seinen Angriff nur des Nachts. Die wilden Tiere beschleicht er am liebsten morgens oder abends, wenn sie an einen Fluß oder Sumpf zur Tränke kommen; mit einem gewaltigen Satz hängt er selbst der hochaufragenden Giraffe am Nacken, beißt sich ein bis auf die Wirbelknochen, und nach ein paar verzweifelten Sprüngen bricht das edle Tier unter seinem schrecklichen Reiter zusammen.

Die Beute im Sprung zu erhaschen, ist echte Katzenart. Doch der Löwe ist nach Art der Wölfe und Hunde auch ein ausgezeichneter Jäger, der die flüchtige Gazelle im Schnelllaufe zu erhaschen

sucht, wenn er, von Jagdgenossen unterstützt, sie in die Enge treiben kann. Wenn die Löwenjungen herangewachsen sind und nun für ihren Unterhalt selber sorgen müssen, dann sieht man wohl, bevor die Trennung eintritt, eine ganze Löwenfamilie auf der Jagd. —

Den Menschen greift der Löwe nicht an. Wird er selber aber von ihm angegriffen und zum Kampf herausgefordert, dann zieht er sich nicht feig zurück, er lagert sich, aus seinem Versteck aufgescheucht, auf freier, offener Anhöhe und schaut festen Blickes um sich, genau bemerkend, von welcher Seite der Speer oder die Kugel ihm gesendet wird. — Mit wenigen schrecklichen Sprüngen hat er seinen Feind erreicht, wirft ihn zu Boden, und er würde ihn unfehlbar zermalmen, wenn nicht die Gefährten seines Opfers zu Hilfe eilten und ihre Kugeln ihm hart zusetzten. Das Löwenfell und die Löwenbrust sind freilich so hart, daß Fälle vorgekommen sind, wo selbst dreißig Kugeln, in einer Entfernung von zwanzig Schritten abgeschossen, noch nicht genügten, um den Löwen zu töten. Erst wenn das Herz oder Gehirn getroffen werden, ist der Tod gewiß. Und wenn auch schon auf den Tod verwundet, springt der Löwe noch auf den nächsten Angreifer ein, um auch diesen unter seine wuchtigen, scharfen Klauen zu bringen. Selbst wenn er schon regungslos auf seinem Opfer liegt, kann man doch keineswegs versichert sein, ob er nicht dennoch einen letzten Sprung wagen wird oder nicht. Ist seine Kraft schon zu sehr geschwunden, so zieht sich die Klaue krampfhaft zusammen und zerquetscht den Kopf oder die Brust des unter ihm liegenden Mannes in dem Augenblick, wo er sieht, daß sich das Gewehr seinem Ohr nähert; er schließt dann seine Augen und erwartet ruhig seinen Tod.

29. Rätsel aus der Tierwelt.

A haust im Reis, in Mandelwäldern
verwüstend, und macht alles nach.
B brummt dich an in dichten Wäldern
und tanzt nach Pfeif' und Trommelschlag.

C lauert an des Nils Gestade
und gleicht der Eidechs' an Gestalt.
D gräbt sich unterird'sche Pfade
und wird durch langes Schlafen alt.
E geht daher mit langen Ohren
und trägt geduldig seine Last.
F hat der Gans den Tod geschworen
und ist ein gar verschmitzter Gast.
G hat das Tanzen nicht erfunden,
dies lehrt ihr ungeschicktes Bein.
H sinkt, erreicht von Schuss und Hunden,
und schmeckt gebraten zart und fein.
I nährt von Obst sich und von Mäusen;
nur greif' den Stachelball nicht an!
K wählt der Kaufmann sich zum Reisen
auf heißer, wasserloser Bahn.
L schüttelt furchtbar seine Mähnen
und ist ein königliches Tier.
M hat die Katzen zu Hyänen
und nascht, wie sie, von allem schier.
N schlägt und schmettert in den Hecken,
doch bald verstummt ihr süßes Lied!
O schleppt den Pflug durch weite Strecken,
bis ihn der Mensch zur Schlachtbank führt.
P trägt den stolzen Schmuck zur Plage
und teilet selbst der Schlachten Graus.
Q lebt im Wasser seine Tage
und gilt für einen leckern Schmaus.
R schreit, wie man ihn pflegt zu nennen,
und ist als Käsedieb bekannt.
S grunzt; du wirst es sicher kennen,
hältst du ein Würstchen in der Hand.

T ist die gräßlichste der Katzen
und sein Gebrüll erfüllt die Luft.
U frißt Kaninchen, Häschen, Ratzen,
und liebt die dunkle Felsenkluft.
V ist ein großer Held im Schmausen,
er schluckt vom Morgen bis zur Nacht.
W, der in Wäldern pflegt zu hausen,
hat manchen um sein Ross gebracht.
Z giebt uns Milch und gute Käse,
zeigt immer einen heit'ren Sinn,
hüpft und ergötzt durch munt're Späße;
nur taugt sie nicht zur Gärtnerin.

30. Der spanische Flieder.

Unter diesem Namen kennt man in manchen Gegenden den schönen Zierstrauch, welcher auch Pfingstnäglein, Syringe und Lilak genannt wird. Der Name Pfingstnäglein deutet auf die Blütezeit und zugleich auf die Gestalt der Blüte. Denn sie besteht aus einem Röhrchen, welches sich oben zu einem Tellerchen mit vier Zipfeln erweitert und mehr den Gewürznäglein als den eisernen Nägeln ähnlich sieht. Diese bläulichrote (lilafarbige) Blütenröhre steht in einem kleinen Kelche mit vier Läppchen auf einem kurzen Stiel. Im Innern der Röhre oder des Trichters sind zwei Staubfäden und ein ziemlich langer Griffel, der nach dem Abblühen noch aus dem Kelche hervorragt. Die Stellung dieser sehr zahlreichen Blüten in einer langen, sich etwas umbiegenden Traube macht sie noch lieblicher. Dazu nun der liebliche Duft und der Hintergrund der tief grünen Blätter! So ist es begreiflich, daß dieser oft baumartig wachsende Strauch fast allenthalben gezogen wird.

Die Blätter sind bei der gewöhnlichen Art herzförmig, mit einer Spitze versehen, ganz glatt, nur ziehen sich sehr schön gebogene Nerven hindurch. Die Stiele sind lang, auf der Oberseite von einer Rinne durchzogen. An den Zweigen stehen sie paarweise. Es giebt wenige in Gestalt und Farbe so liebliche Blätter. An Größe

übertreffen sie die der meisten Gartenbäume; doch sind sie wieder nur halb so lang, als die prächtigen Blütentrauben. Der Stamm des Flieders ist mit einer graubraunen Rinde bedeckt; das Holz ist fest, aber das Mark sehr weich. Daher kommt vielleicht der Name Flieder, mit dem wir auch den Holunderstrauch bezeichnen. Fortgepflanzt wird der Strauch durch Samen oder Wurzelausschläge. Der Same findet sich in einer Kapsel, und zwar immer zwei Körnchen beisammen. Die Lilafarbe der Blüte ändert sich auch wohl ab, besonders in Weiß. Überhaupt kommt der Strauch in verschiedenen Arten vor. Spanisch sollte übrigens dieser Flieder nicht genannt werden, sondern persisch. Denn aus Persien stammt er und wurde vor dreihundert Jahren zuerst nach Wien gebracht. Von dort aus hat er sich immer weiter verbreitet.

31. Der Hickorybaum.

Gott hat unser Land reich gesegnet. Alljährlich heimsen wir mehr von den Feldern ein, als wir für uns nötig haben, so daß wir andern Völkern von unserm Überfluß mitteilen können. Gott hat unser Land sonderlich auch mit weit ausgedehnten Wäldern geschmückt, die nicht nur durch ihr grünes Laub das Auge erfreuen, sondern die uns auch vortreffliches Holz für unsere Bauten und für viele unentbehrliche Geräte liefern. Es giebt auf der ganzen weiten Erde kein so vorzügliches Nutzholz, wie in unserm Nordamerika. Unter den Waldbäumen verdienen die Nußbäume und unter diesen insonderheit der Hickorybaum allen Preis. Sein Holz ist von solcher Güte, so hart und zäh und dauerhaft, daß es auch im Auslande gern gekauft wird.

Wenn ihr vom Hickorybaum hört, dann werdet ihr auch dankbar der Nüsse gedenken, die er in großer Zahl euch spendet. Denn die Hickorynüsse haben einen würzigen Geschmack, sonderlich, wenn sie von dem Baume stammen, dessen Rinde sich in langen Streifen abzuschälen pflegt, und den man darum "Shell-bark Hickory" genannt hat. Er heißt der weiße Hickory, weil die Frucht in einer weißen Schale steckt. Wenn die rauhen Herbststürme die Nüsse

von dem stattlichen, bis zu achtzig Fuß hohen Baum geweht haben, dann haben viele von euch die wohlschmeckenden Früchte für den Winter eingeheimst. So ein Sonnabend, an dem ihr nach Nüssen in den Wald gezogen seid, wird euch immer eine angenehme Erinnerung bleiben. Was nicht auf dem Boden zum Aufheben bereit lag, das wurde durch geschickten Wurf heruntergeholt. Nächst der weißen Hickorynuß ist vielleicht die Spottnuß — Mocker-Nut — die wohlschmeckendste. Aber der Kern ist nur schwer aus den vielen Winkeln der sehr harten Schale herauszubringen, woher wohl der Baum seinen Namen hat.

Sicherlich kennt ihr auch die Schweinsnuß — Pig-Nut. Diese birnförmige Nuß hat einen bitterlichen Geschmack, ist aber immer noch genießbar. Gerade das Holz dieses Baumes wird wegen seiner Härte und Zähigkeit gern für Axtstiele und Radspeichen verwendet und liefert auch ein ausgezeichnetes Brennholz.

Der stattlichste unter allen Hickorybäumen, ein prächtiger Baumriese, mit schönstem Laubschmuck angethan, ist derjenige, dessen Frucht kaum genießbar und dessen Holz am wertlosesten ist. Es ist die Bitternuß — Bitter-Nut. Da sehen wir, wie so oft im Leben, daß der äußere Schein trügt. Selbst die Schweine, die doch sonst nicht wählerisch sind und Hickorynüsse mit Begierde fressen, lassen die Bitternüsse unberührt.

In unsern Südstaaten gedeiht ein Hickorybaum, dessen wohlschmeckende längliche Früchte überall zu kaufen sind; es ist der Pekannußbaum — Pecan-Nut. Das aus diesen Nüssen gepreßte Öl wird sehr geschätzt. Das Holz, wiewohl grobfaserig, ist auch nicht ohne Wert. Im Süden, sonderlich in Texas, pflegt man den Pekannußbaum und vermehrt ihn durch Anpflanzungen, weil der Handel mit seinen Nüssen sehr einträglich ist.

32. Die Zugvögel.

Fast alle die lieben Sänger, die uns im Frühlinge und Sommer den Garten und den Wald beleben, ziehen fort von uns, wenn der Herbst kommt, wenn die Blätter auf den Bäumen gelb und rot

werden und dann ein Blatt nach dem andern herniederfällt auf die Erde. Manche ziehen allein, manche Pärchen und Pärchen, manche in großen Schwärmen.

Sie können den kalten Winter nicht ertragen; ihr Federkleid ist zu sommerlich und leicht; sie würden ja erfrieren. Und wo sollten sie auch alle die Beeren und Raupen und Würmer und Körnlein finden unter Eis und Schnee, von denen sie leben? Wenn der Morgen kommt, wollen sie doch essen, und mittags auch, und Abendbrot wollen sie auch gern haben, auch wohl noch ein kleines viertes Mahl dazwischen, — wo sollten sie das herbekommen?

Ziehen die Wolken vor den rauhen Winden dahin, als flögen sie, so ziehen auch die meisten Vögel fort, fort in wärmere Länder, wo der liebe Gott ihnen schon wieder den Tisch gedeckt hat; sie ziehen über Berg und Thal, über Bäche, Ströme, selbst über das Meer dahin, tausend Meilen, ja, zweitausend Meilen weit und noch weiter.

Niemand zeigt ihnen den Weg; sie wissen ihn schon selbst zu finden; aber ehe sie ihren Weg antreten, hoch in der Luft oder niedriger über die Stoppelfelder dahin, sind sie nicht fröhlich; sie flattern umher, sie sammeln sich, Männchen und Weibchen und Brüder und Schwestern und Verwandte und Freunde schweben dann noch einmal rings um die Gärten und Häuser — und husch! geht es fort.

Unterwegs begegnet wohl manchem ein Unglück; aber die meisten kommen doch glücklich ans Ziel. — Wenn nun im Frühlinge die Sonne wärmer scheint, siehe! da finden auch sie sich wieder bei uns ein. Jeder von ihnen sucht seinen Geburtsort oder seine alte Wohnung wieder auf. Der eine findet das Nest am Dache, der andere das seinige im Busch, und noch ein dritter hat sogar seinen Kasten auf der schwankenden Stange wiedererkannt, auf welchem er im vorigen Jahre sang. Alle sieht man an den Stätten, wo sie ehemals fröhlich waren, und sie beginnen von neuem ihre schönen Lieder. —

So verkünden uns die Zugvögel, wenn sie gehen, daß der Winter nahe ist; und wenn sie wiederkommen, sind sie die Boten des kommenden Frühlings.

Es ist wunderbar, wie sie alles so genau wissen. Wer ist's wohl, der sie lehrte, daß sie ihre Wege finden und die Zeit wissen, da sie gehen und kommen? Der ist's, der keines seiner Geschöpfe vergißt, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt.

33. Knabe und Zugvögel.

Knabe: „Ihr Vöglein alle, wohin, wohin?"

Vögel: „Nach wärmerm Lande steht unser Sinn."

Knabe: „So weit über Berg' und Feld und Meer? Verirrt ihr euch nicht gar zu sehr?"

Vögel: „Der liebe Gott mit seiner Hand, der führt uns immer ins rechte Land."

Der Knabe sah ihnen nach so weit: „Zieht hin, ihr habt ein gut Geleit." Er blickte zum Himmel dann hinan: „HErr, führ' auch mich auf rechter Bahn!" Der hörte es gern in seiner Gnade, bewahrte sie beide auf ihrem Pfade.

34. Der Blauvogel.

Es ist bereits Mitte März, aber noch immer will es in unsern nördlichen Landesteilen nicht Frühling werden. Schnee deckt noch die Erde, Eis die Teiche und Seen. Noch immer führen rauhe Nord- und Westwinde die Herrschaft. Die zarten Frühlingsblümchen ruhen noch unter ihrer schützenden Schneedecke. Endlich treten einige warme Tage ein. Schnell schmilzt Schnee und Eis hinweg. Da erscheint ganz plötzlich der lieblichste aller unserer gefiederten Gartenbewohner: Der Blauvogel oder Hüttensänger (Bluebird). Eines schönen Morgens ist er da und verkündigt mit lauten, wirbelnden Tönen, daß er aus dem Süden angekommen ist. Er ist einer der ersten Ankömmlinge und ein mit Sehnsucht erwarteter Bote des nahenden Lenzes. In unsern nördlichen Staaten kommt er in der letzten Hälfte des März an. Von alt und jung wird seine Ankunft freudig begrüßt. Gar manche Landleute haben Brutkästen für ihn zurecht gemacht und in den

Bäumen des Gartens befestigt. Diese werden von dem Pärchen zunächst in Augenschein genommen. Munter und fröhlich fliegen sie von einem zum andern, lugen zum Flugloche hinein und verschwinden abwechselnd, erst einer, dann der andere, im Innern des Nistkastens. Dabei läßt das Männchen seine lieblichsten und zärtlichsten Töne fortwährend erklingen.

Doch der Frühling hat noch lange mit dem Winter zu kämpfen, bis er mit lauer Luft und Blumenduft als Sieger seinen Einzug halten kann. Nur zu oft kommt es vor, daß nach dem Erscheinen der Blauvögel noch kaltes Wetter und starker Schneefall eintritt. Wochenlang hält diese winterliche Witterung oft noch an. Dann haben diese zu früh heimgekehrten Vögel oft die bitterste Not zu leiden. Gar mancher kommt vor Hunger um, andere überstehen alle Not, während viele wieder südlicher ziehen. An solchen kalten, schneeigen Tagen klingen alle ihre Töne schwermütig und traurig, beim ersten warmen Sonnenstrahl jedoch erschallen sie wieder lieblich und fröhlich. Nachts suchen sie in Nistkästen, Baumhöhlungen, Specht- und Astlöchern Schutz vor Kälte und Schnee. Endlich zieht der Mai ein und mit ihm die meisten unserer Sommervögel. Nun singt und klingt es von allen Seiten, die Blumen blühen, die Sonne scheint warm hernieder auf die Erde.

Die meisten Blauvögel sind um diese Zeit schon beim Brüten. Schon Ende April bauen sie emsig an ihren Nestern. Man sieht sie Grashalme, Bastfasern und andere Stoffe in irgend eine passende Höhlung: in ein Spechtloch, einen hohlen Pfosten oder Zaunriegel tragen und daraus das kunstlose Nest formen. Solche Vögel, die keine freistehenden Nester bauen, sondern Höhlungen zur Anlage derselben aufsuchen, nennt man Höhlenbrüter. Da unser Hüttensänger eine ganz besondere Anhänglichkeit an den Menschen zeigt und mit Vorliebe in den Gärten brütet, so zieht er die Nistkästen, welche liebende Menschen für ihn zurecht gemacht haben, allen andern Brutgelegenheiten vor. Durch sie kann man ihn in allen Gärten auf dem Lande ansiedeln. Die vier bis fünf Eier sind bläulich.

So zutraulich der Blauvogel auch sonst ist, so vorsichtig und

scheu ist er am Nest. Still und verstohlen naht er sich der Höhlung, damit der Bau nicht verraten werde. Die Jungen werden mit Insekten aufgefüttert und in Gefahr von den Alten mit Liebe und Aufopferung verteidigt. Auf die erste Brut folgt fast immer noch eine zweite. — Er ist ein sehr schönes Geschöpf. Die prachtvolle blaue Oberseite erinnert an das Blau des Himmels; die Unterseite ist satt kastanienbraun. Im Herbste sieht man große Gesellschaften von Blauvögeln in den Feldern umherfliegen. Mit traurig klingenden Tönen nehmen sie Abschied von ihrer Heimat und ziehen langsam dem Süden zu. Während des Winters findet man sie in großen Scharen in den Südstaaten, wo sie sich in Wäldern und auf Feldern umhertreiben.

35. Ein Frühlingsbote.

Unter den hiesigen Drosseln ist die Wanderdrossel, Robin, American Redbreast, wiewohl sie als Sänger weit hinter der Walddrossel zurücksteht, der besondere Liebling des amerikanischen Volkes. Ihre Schönheit, Zutraulichkeit und ihr anmutiger Gesang, den sie vom Tage ihres Kommens bis spät in den Sommer hinein erklingen läßt, machen sie allerwärts beliebt. Sie ist der erste Bote des nahenden Frühlings. Oft hört man sie singen, wenn die ganze Landschaft noch in einem weißen Schneemantel gehüllt ist. Sie ist auch der letzte unter den fröhlichen Sängern, die uns beim nahenden Winter verlassen. Gleich nach ihrer Ankunft sieht man sie auf einem Zaun oder in der Spitze eines Baumes sitzen, von hier aus hell und fröhlich singend.

Aber ihr erster Frühlingsgruß ist es nicht allein, der sie uns lieb macht; sie zeigt sich auch zutraulich, siedelt sich ungescheut in der Nähe unserer Wohnungen an und errichtet ihr Nest oft dicht am Wohnhause, an Wegen und Landstraßen. Schon ihr Name „Robin", d. i. Rotkehlchen, beweist, daß die ersten Ansiedler bei ihrem Anblick an einen Lieblingsvogel der alten Heimat erinnert wurden, und ihm von Anfang an eine warme Zuneigung entgegen brachten.

Die Wanderdrossel ist einer der am häufigsten vorkommenden Vögel. Von Grönland bis Mexiko, vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean ist sie zu finden. In den Wintermonaten ist sie sonderlich in den Südstaaten häufig; doch ist sie in diesen nicht Brutvogel, sondern findet sich dort nur als Wintergast.

Zum Nistplatz werden die verschiedensten Orte gewählt. Man findet das Nest ziemlich freistehend auf Bäumen, in den Ecken der Riegelzäune, auf hohen Baumstumpfen, in den Wurzeln umgefallener Bäume, besonders häufig auch in den Obstbäumen unserer Gärten, in Weinstöcken und in Gartenlauben. Das Nest ist ein ziemlich großer Bau und besteht aus Stroh, trockenen Blättern und Moos, innen mit Lehm ausgeklebt und mit Gras und kurzen verrotteten Hälmchen ausgekleidet. Die vier bis fünf Eier sind grünlichblau und ungefleckt. Das Weibchen brütet allein. Beide Alten nehmen sich aber sorgfältig der jungen Sprossen an. Der Robin ist sehr mutig und tapfer, wenn es gilt, Eier und Junge gegen Schlangen, Katzen und andere Feinde zu verteidigen.

Der Gesang der Wanderdrossel ist sehr laut, flötend und wohlklingend. Sie beginnt denselben mit dem frühesten Morgengrauen, wenn die ganze Natur noch im tiefen Schlummer liegt. Der Robin sitzt oft lange Zeit in der Spitze eines Baumes und singt, und wir lauschen ihm gern, wenn er frisch in den Sonnenschein hineintrillert.

Bald nach Sonnenaufgang sucht die Wanderdrossel nach Nahrung. Dieselbe besteht aus allerlei Würmern, besonders Regenwürmern, Raupen und sonstigen schädlichen Insekten, welche sie vom Boden aufsucht. Da sie eine große Anzahl schädlichen Ungeziefers täglich verzehrt, so ist sie sehr nützlich. Als wohlverdienten Lohn verlangt sie dann freilich auch einen kleinen Teil Kirschen und Beeren, besonders Holunder- und Vogelbeeren.

Die Wanderdrossel ist bedeutend größer als der Blauvogel und auch anders gefärbt. Die Oberseite ist olivengrün, der Kopf schwärzlich, die Unterseite rotbraun.

36. Der Regen.

Die Wolken, welche wir am Himmel sehen, bestehen, wie der Dampf, aus vielen kleinen, hohlen Wasserbläschen, die in der Luft schweben können, weil sie sehr leicht und selbst mit Luft gefüllt sind. Werden diese Bläschen durch den Wind zusammen gedrängt, oder drücken die oberen Schichten derselben zu schwer auf die unteren, so platzen sie, die Wasserteile vereinigen sich mit einander zu Tropfen und fallen als Regen auf die Erde. Besteht derselbe aus sehr feinen Tropfen, welche ruhig und fast unmerklich zur Erde fallen, so nennt man ihn Staubregen. Sind aber die Tropfen groß, und stürzen sie in bedeutender Menge und mit Heftigkeit herab, so ist das ein Platzregen. Zuweilen geht dieser sogar in einen sogenannten Wolkenbruch über. Dann fällt das Wasser nicht tropfenweise, sondern in zusammenhängenden Massen herab. In Rücksicht auf den Raum, über den sich der Regen verbreitet, unterscheidet man Strichregen und Landregen. Jener trifft nur einen kleinen Strich Landes und tritt am häufigsten bei schwüler Gewitterluft ein. Der Landregen erstreckt sich über einen größeren Raum, und hält gewöhnlich auch längere Zeit an.

37. Das Wasser.

Das Weltmeer ist gleichsam ein großer Kessel, in dem alle Wasser der Erde zusammenlaufen. Aus ihm soll dies ganze Erdreich Jahr ein Jahr aus mit Wasser versorgt werden. Wie aber gelangt dasselbe in die Länder, welche Hunderte von Meilen vom Meer entfernt liegen, und wie gelangt es in die Höhe, daß es die höchsten Berge und Bäume benetzen kann? Da läßt Gott die Sonne scheinen. Sie verwandelt durch die Wärme ihrer Strahlen tagtäglich eine ungeheure Menge Wasser in feine Dünste, welche in die Höhe steigen, so fein, daß wir sie mit unsern Augen gar nicht wahrnehmen. Dabei bleibt auch alles Salz und alle Bitterkeit des Meerwassers unten zurück. Diese feinen Dünste werden zu Wolken, welche nun über dem Meere schweben. Damit aber diese über alle Länder nah und fern verteilt werden, läßt der liebe

Gott einen starken Wind sich erheben. Da ist es doch nicht anders, als bliese man in einen Federtopf, wo alle Federn umherstieben, so ziehen die Wolken nach allen Richtungen hin. Eine solche Wolke enthält oft mehr als tausend Centner Wasser. Stürzte sie herab, so würden nicht bloß Pflanzen, Bäume und kleine Tiere, sondern sogar Menschen und Häuser zerschmettert werden. Dies zu verhüten läßt der liebe Gott die schweren Wasserwolken tropfenweis, wie aus einem Siebe, vom Himmel herabfallen. Darum stehet auch geschrieben: „Er fasset das Wasser in seine Wolken zusammen und die Wolken zerreißen darunter nicht." Das überflüssige Wasser dringt in die Erde, sickert durch die Berge und kommt als krystallreine Quelle am Fuß derselben hervor. Diese Quellen vereinigen sich zu Bächen, werden zu Flüssen und ergießen sich, nachdem sie uns Wasser zum Trinken, Kochen, Waschen, Backen gegeben, Mühlen getrieben und Schiffe getragen haben, als Ströme wieder ins Meer und ersetzen dadurch das Wasser, das täglich durch die Sonnenstrahlen in die Höhe gezogen wird. Wie wunderbar ist dieser stete Kreislauf!

38. Von den Winden.

Wenn die Luft in Bewegung gesetzt wird, so entsteht ein Wind. Die Winde werden nach den verschiedenen Himmelsgegenden, aus denen sie kommen, in Nord-, Ost-, Süd- und Westwinde eingeteilt. Wenn die Winde aus einer Zwischengegend herkommen, so heißen sie Nordost-, Südost-, Nordwest- und Südwestwind. — In Hinsicht auf die Stärke und Schnelligkeit unterscheidet man gewöhnliche Winde, welche durchaus keinen Schaden anrichten, Sturmwinde, welche schon mit furchtbarem Gebrause daherstürzen und alle Bäume heftig erschüttern, Orkane, welche so mächtig einherstürmen, daß sie Bäume entwurzeln, Dächer abdecken und selbst Gebäude niederreißen, und Wirbelwinde, welche entstehen, wenn sich zwei Winde von entgegengesetzter Richtung treffen und alles, was ihnen bei ihrem Zusammenstoß in den Weg kommt, im Kreise herumdrehen.

Der Nutzen der Winde ist außerordentlich. Sie reinigen die Luft von den schädlichen Dünsten; sie vermindern die Hitze, wie die Kälte; sie treiben die Wolken über die Länder hinweg und bringen ihnen dadurch den wohlthuenden Regen; sie bewegen das Meerwasser, daß es nicht faul wird; sie treiben Mühlen und Schiffe. Freilich richten sie auch zuweilen großen Schaden an. Doch ist dieser gegen den Nutzen, den sie gewähren, nur gering.

39. Das Eisen.

Das Eisen ist ein fester Erdstoff, ein Mineral; es wird als Erz aus den Bergen gegraben. Alsdann wird das Metall aus dem Eisenerze herausgeschmolzen. Reines Eisen ist hart und kann durch Feuer und Hammer noch härter gemacht werden, z. B. zu Stahl. Ein Stück Eisen ist schwerer, als ein gleich großes Stück Holz oder Kalkstein. Seine Farbe ist grauschwarz. Wenn man es schleift oder glättet oder poliert, so bekommt es einen starken Glanz. Die Funken, welche beim Schmieden des Eisens umherspringen, sind glühende Eisenteilchen. Wenn das Eisen im Wasser oder in feuchter Luft liegt, so löst es sich nach und nach auf, wird gelbrot und pulverig: es rostet. Wenn man ein paar alte Eisennägel ins Wasser thut, so giebt's nach einigen Tagen gelbrotes Eisenwasser.

Aus dem Eisen werden viele Gerätschaften gemacht, ohne die wir gar nicht bestehen können; sie sind kaum alle zu nennen, so groß ist ihre Zahl. Wer weiß viele dergleichen Kunstgegenstände? Das Eisen ist unscheinbar, aber unter allen Metallen das nützlichste. Darum hat es der liebe Gott der Erde auch in großen Massen geschenkt.

40. Dreizehn Fragen über Vorgänge in der Natur.

1. Warum halten Strohdächer im Sommer kühl, im Winter warm?

Sie nehmen im Sommer die äußere Wärme nur langsam und in geringem Grade an, daher kann der Raum, welchen

sie bedecken, nicht so erhitzt werden, als unter andern Dächern. Im Winter dagegen verhindern sie wieder, daß die innere Wärme des Hauses durch die äußere kalte Luft plötzlich abgekühlt wird. Unter Zink- oder Bleidächern ist es im Sommer sehr heiß, im Winter sehr kalt, weil Metalle die Wärme und Kälte leicht annehmen und weiterleiten.

2. Warum baut man in sehr kalten Gegenden die Häuser nicht aus Stein, sondern aus Holz?

Das Holz leitet die innere Wärme des Hauses nur langsam in die äußere Luft ab; Steine aber berauben viel schneller die inneren Räume ihrer Wärme. Sogar Eis leitet die Wärme nicht so leicht weiter, als Stein. Die Eskimos bauen daher ihre Winterwohnungen zum Schutz gegen die Kälte aus Eis.

3. Warum ist es an der Decke eines geheizten Zimmers immer wärmer, als auf dem Fußboden desselben?

Die Luft wird durch die Erwärmung leichter. Sie steigt daher in die Höhe und lagert über der kälteren Luft. So muß sie den oberen Teil des Zimmers einnehmen, während die kältere den unteren Raum erfüllt.

4. Warum hängt man die Wäsche zum Trocknen auf?

Die Wäsche trocknet, indem die Nässe in ihr verdunstet. Dies geschieht um so schneller, je besser die Luft hinzu kann. Wäre die Wäsche zusammengelegt, so würde sie viel langsamer trocknen; denn die Luft träfe nur die obere Fläche; in den unteren Lagen aber würde die Feuchtigkeit nur sehr allmählich abnehmen.

5. Warum trocknet die Wäsche an feuchten Herbsttagen oft gar nicht?

An solchen Tagen ist die Luft selbst schon so mit Feuchtigkeit gesättigt, daß sie keine oder nur noch sehr wenig aufnehmen kann. In trockner Luft trocknet daher die

Wäsche besser als in feuchter. Ebenso trocknet sie auch besser in warmer Luft, als in kalter, da die warme Luft zugleich mehr Wasserdampf aufnehmen kann, als die kalte. Daß aber selbst bei großer Kälte noch eine Verdunstung stattfindet, sehen wir daran, daß Wäsche auch bei Frost trocknet, namentlich wenn die Luft zugleich sehr trocken ist.

6. Warum beschlagen unsere Fensterscheiben, wenn sich die Luft draußen abkühlt?

In der Luft jedes bewohnten Zimmers sind beständig wässerige Dünste enthalten. Die Fensterscheiben aber sind durch die Luft von außen abgekühlt. Kommen nun die Dünste mit ihnen in Berührung, so werden sie selbst so abgekühlt, daß sie sich in Tropfen verwandeln und sich als solche an die Fensterscheiben ansetzen.

7. Warum ist ein trockener Schwamm so klein, während er, ins Wasser getaucht, so bedeutend anschwillt?

Das Wasser dringt in die großen Höhlungen oder Poren des Schwammes ein und füllt sie an. So lange der Schwamm trocken ist, sind die Poren zusammengeschrumpft. Aber durch das eindringende Wasser werden sie ausgedehnt.

8. Warum wird frisch aufgetragene Schrift nicht verlöscht, wenn man ein Löschblatt darauf legt?

Löschpapier hat mehr Poren, das heißt, feine, kleine Höhlungen, als Schreibpapier. In diese kann die flüssige Tinte sogleich eindringen. Auf diese Weise wird der Schrift die überflüssige Tinte genommen. Hat das Papier weniger Poren, oder sind diese durch einen Überzug mit Leim verschlossen, so breitet sich die überflüssige Tinte sowohl auf dem beschriebenen als daraufgelegten Papier aus und macht Flecken.

9. Warum beschlägt ein Glas mit frischem Brunnenwasser, wenn es längere Zeit in einem warmen Zimmer ge-

standen hat, an seinen inneren Wänden mit perlartigen Bläschen?

Auch das Wasser enthält Poren, die mit Luft gefüllt sind. Diese Luft wird durch die Wärme ausgedehnt. Sie ist leichter als das Wasser und sucht sich aus diesem auszuscheiden. Dadurch vereinigen sich die Nachbarteilchen mit einander und bilden die größeren Bläschen, welche uns sichtbar werden.

10. Warum kann man den lose gewordenen Stiel eines Hammers oder einer Axt dadurch wieder befestigen, daß man denselben umgekehrt gegen einen harten Gegenstand aufstößt?

Stößt man den Stiel der Axt etwa in senkrechter Richtung auf einen Stein, so erhalten der Stiel und das Eisenstück eine schnelle Bewegung nach unten hin. Plötzlich wird die Bewegung des Stieles durch den Stein gehemmt. Die Bewegung des Eisens dagegen kann nicht zugleich gehemmt werden, da es nur lose auf dem Stiel aufsitzt. Es beharrt vielmehr noch einen Augenblick in der Bewegung, rückt dadurch weiter auf den Stiel hinauf und wird auf diese Weise wieder auf demselben befestigt.

11. Warum schützt uns im kalten Winter das Pelzwerk gegen die Kälte?

Der Pelz wärmt nicht darum, weil er etwa selbst Wärme enthält, sondern weil er verhindert, daß unsere natürliche Körperwärme entweicht. Pelzwerk nimmt die Wärme nur sehr langsam an und leitet sie daher auch nur sehr wenig weiter.

12. Warum füllt sich ein Trinkglas, das wir mit der Öffnung ins Wasser eintauchen und niederdrücken, nicht mit Wasser?

Weil das Glas, obgleich es leer aussieht, doch nicht leer ist. Es ist vielmehr schon ein Körper darin vorhanden.

Dieser Körper ist die Luft. Sie verhindert das Eindringen eines andern Körpers, nämlich des Wassers.

13. Warum quellen oft Thüren, Tischplatten oder andere hölzerne Gerätschaften bei feuchtem Wetter oder in feuchten Zimmern auf?

Das Holz dieser Gerätschaften hat Poren, also feine, kleine Höhlungen. Die Wände derselben schrumpfen zusammen, wenn das Holz ganz trocken ist. Aber sie erweitern sich durch die eindringende Nässe, welche durch feuchtes Wetter oder ein feuchtes Zimmer verursacht wird. Auf diese Weise dehnen sich die Körper aus.

41. Rätsel.

Uns durchströmet das Licht von außen und von innen;
Aber der Regen benetzt eine Seite uns nur.
Weht uns der Nord ins Gesicht, so schwitzet uns meistens der Rücken.
Starret die Wiese von Eis, bieten wir Blumen dir dar.
Raubet ein Sturm, ein Hagel, ein Stein uns endlich das Leben,
So verscheiden wir froh, nicht ohne Schwanengesang.

42. Das Quecksilber.

Das Quecksilber ist ein Metall. Es wird bei sehr hoher Kälte fest, so daß es sich hämmern läßt. Bei uns erstarrt es nie, sondern bleibt stets flüssig; und fülltest du einen Teich damit aus, so könntest du mit einem schweren, eisernen Kahn auf demselben spazieren fahren. Wolltest du aber einen Kahn von Silber nehmen, so würde es demselben ergehen, wie einem Stück Zucker, das du ins Wasser wirfst — er würde sich in dem Quecksilberteiche auflösen, und du würdest ängstlich nach Hilfe rufen. Vor dem Naßwerden brauchtest du dich freilich nicht zu fürchten, auch nicht

vor dem Untersinken; denn du könntest in diesem flüssigen Metallteiche schwimmen, ohne es gelernt zu haben; aber verschlucken dürftest du nicht ein Tröpflein aus dem Teich, es wäre sonst um dein Leben geschehen.

Stellst du ein Gefäß voll Quecksilber aufs Feuer, so wird das Quecksilber in Dünsten in die Höhe steigen. Wenn du aber einen kalten Deckel auf den Quecksilbertopf legst, so werden die Quecksilberdämpfe wieder zu Tropfen, wenn man sie erkalten läßt.

Wie schon gesagt, löst das Quecksilber das Silber in sich auf und ist demselben ein lieber Freund, den es gern aufsucht. Das Silber ist ein edles Metall, steckt aber verborgen in ganz unansehnlichen Steinen, gemengt mit andern Stoffen, z. B. Kupfer und Schwefel. Der Bergmann kennt diese Steine gar wohl. Er zerpocht sie, röstet sie und treibt dadurch vorerst den Schwefel fort. Dann zermahlt er das Gestein zu Mehl, thut dieses Erzmehl in ein Faß, das sich wie ein Mühlstein dreht, und bringt nun den Freund des Silbers, das Quecksilber, auch in das Faß. Lustig dreht sich dann das Quecksilber in lauter kleinen Tropfen mit im Kreise herum. Ohne sich um das Kupfer, das sich mit darin befindet, zu kümmern, ergreift es ein Spitzchen Silber nach dem andern, und schwenkt sich in dem drehenden Behälter bald oben, bald unten, bald langsam, bald rasch, so lange herum, bis sämtliches Silber mit ihm tanzt. Dann erst hat die Lust ein Ende. In einen Klumpen vereinigt, werden sie nun in einem Gefäß dem Feuer ausgesetzt. Aber da schlägt die Scheidestunde; denn die Hitze treibt das arme Quecksilber als Dampf hinweg. Während so das Silber verlassen und allein zurückbleibt, muß das Quecksilber durch Röhren streichen, die in kaltem Wasser liegen, muß hier sich abkühlen und dann von neuem Silber aus seinem Verstecke aufsuchen. Sein Leben ist ein beständiges Finden und Verlieren.

In dünnen, gläsernen Röhren eingesperrt, hast du es gewiß schon oftmals in der Stube am Fenster auf einem schmalen Brette hängen sehen. (Barometer.) Da ist es gar ein Wetterprophet und prophezeit dir, ohne daß es hinaussieht, was für Wetter draußen

eintreten wird, und sagt dir, ob du einen Sonnen- oder Regenschirm auf deinem Spaziergange mitnehmen sollst. Dem Schiffer auf dem Meere kündigt es einen bevorstehenden Sturm an, damit er seine Einrichtung darnach treffe; dem Gebirgsreisenden und kühnen Luftschiffer aber sagt es sogar, wie hoch sie über dem Meere sind. Auch weiß es besser als du, wie warm es ist, und während es als Wetterprophet oder Barometer oft ein Schalk ist und statt Regen Sonnenschein verkündigt, so täuscht es als Wärmemesser oder Thermometer niemals. In einer kleinen, oben und unten verschlossenen Glasröhre eingesperrt, steigt es gradeweise höher, je wärmer die Luft wird, und fällt, wenn die Wärme wieder nachläßt.

Siehe, so wird in der Hand des verständigen Menschen ein Gift sein treuer, gehorsamer Diener.

43. Wo bleiben die Dinge?

Wie viel Stecknadeln werden wohl täglich fabriziert? Ganz ohne Zweifel geht das in die Millionen.

Nun steht wohl so viel fest, daß noch kein Mensch auch nur eine Stecknadel wirklich abgenutzt hat. Wo in aller Welt kommen nun all die alten Stecknadeln hin, daß ganze Fabriken immer beschäftigt sind, neue Stecknadeln zu machen?

Jedes Kind wird hierauf antworten: die Stecknadeln gehen verloren.

Da aber Millionen Stecknadeln täglich neu gemacht werden, und man durchaus nicht sagen kann, daß die Menschen vor einem Jahre Mangel an Stecknadeln hatten, und auch in diesem Jahre noch keinen Überfluß an Stecknadeln empfinden, so muß man annehmen, daß in dem ganzen Jahr wirklich so viel Stecknadeln verloren gegangen, als fabriziert worden sind.

Das heißt aber nichts anderes: es werden täglich Millionen Stecknadeln fabriziert und also: es gehen täglich Millionen Stecknadeln verloren.

Wenn das aber jahrein jahraus so fortgeht, so müßte man ja bald bis über die Knöchel in lauter verlorenen Stecknadeln herumgehen?

Du siehst, mein lieber Leser, daß es gar nicht so leicht zu beantworten ist, wo die Stecknadeln bleiben.

Die Wahrheit aber ist, daß so viel andere Dinge alltäglich mit verloren gehen, daß man die Stecknadeln nicht merkt.

Alltäglich werden wohl Millionen von Tassen, Schüsseln, Töpfen, Näpfen und dergleichen gemacht, und es steht fest, daß man in keiner Wirtschaft sich solche Dinge in großem Überfluß anschafft. Daraus folgt, daß man sich durchschnittlich nur das neu anschafft, was zerbrochen wurde; und hieraus muß man den Schluß ziehen, daß auch alltäglich so viel Tassen, Schüsseln, Töpfe und Näpfe zerbrochen werden.

Wie es nun mit diesen Dingen geht, geht es auch mit andern Dingen in der Welt. Immerfort werden neue Nägel, Schrauben, Haken gemacht. Das ist ein Beweis, daß immerfort ebenso viel von diesen Sachen zu Grunde gehen. Die Kattunfabriken fabrizieren immerfort, weil immerfort ihr Produkt zerrissen wird. Die Schneider, die Schuhmacher, die Gerber, die Weber, die Glaser, die Tischler, die Böttcher, mit einem Wort, fast alle Menschen machen immerfort unendlich viele neue Dinge, woraus hervorgeht, daß immerfort unendlich viele alte Dinge verloren gehen. Du wirst es also gar nicht übertrieben finden, wenn ich dir sage: die verlorenen Stecknadeln verlieren sich vollständig in dem großen Wust von tausend und abertausend Dingen, die mit ihnen gleichzeitig alltäglich verloren gehen.

Wo aber in aller Welt kommen nun alle alten Dinge hin? — Ich will dir's sagen: durch Gottes Allmacht werden aus all den alten Dingen neue Sachen.

Gewiß hast auch du, lieber Leser, schon einmal eine Stecknadel verloren. Wenn ich dir nun sage, daß du diese Stecknadel ein Jahr nachher in anderer Form und anderer Beschaffenheit aufgegessen hast, so lachst du darüber. Und doch ist es sehr gut möglich.

Deine Stecknadel ist unter Kehricht gekommen, der Kehricht wurde in die Müllgrube geschüttet. Der Inhalt der Müllgrube wurde zum Dünger aufs Feld gebracht, und auf dem Felde da hat Luft und Wasser ihr Spiel mit deiner Stecknadel gehabt. Die

Stecknadel wurde rostig und durch verschiedene Einflüsse in eine Art Salz verwandelt, das sich in Wasser wiederum auflöste. Die Früchte nahmen dieses Wasser in sich auf, und da wir Menschen solche Früchte genießen, so ist es gar leicht möglich, daß du in einer Portion Spinat, den du mit großem Appetit verzehrt hast, deine Stecknadel oder wenigstens einen Teil davon mit aufgegessen hast. Bedenke wohl, deine alte, verlorene Stecknadel, die du dich scheuen würdest vom Kehricht aufzunehmen und von der du glaubst, daß sie nie wieder zu dir zurückkehren wird.

Du wirfst ein Ding fort und glaubst es dadurch zu vernichten; aber in Wahrheit hast du es nur in die große Verwandlungsmaschine gebracht, die es gleichmütig aufnimmt und es zermalmt, auflöst, verwandelt, Luft, Wasser daraus macht, dann wieder in einen festen Körper umschafft, und wenn es dir wieder zu Händen kommt, rufst du aus: Ach, das ist ja etwas ganz Neues! und merkst nicht, daß es etwas ganz Altes ist.

44. Siebzehn Fragen über Vorgänge in der Natur.

1. Warum kann der Holzhauer mit Hilfe des Keils die großen Klötze leichter spalten, als mit der Axt?

Wenn der Holzhauer nicht mit einem Axtschlage das Holz spalten kann, so überwindet er durch den ersten Schlag nur einen Teil des Widerstandes, den das Holz der Axt entgegensetzt; zieht er die Axt heraus, so zieht sich der entstandene Spalt zum Teil wieder zusammen. Es muß daher beim zweiten Schlage der schon einmal überwundene Widerstand noch einmal, wenigstens zum Teil, überwunden werden. Steckt aber ein Keil in dem Spalte, so kann dieser nicht wieder zusammengehen, und der zweite Schlag auf den Keil wirkt mit seiner vollen Kraft auf die Überwindung des noch übrigen Widerstandes, ebenso der dritte, vierte etc.

2. Warum kann ein Arbeiter mit Hilfe eines einfachen Hebebaumes einen viele Centner schweren Ballen bewegen?

Der Hebebaum ist ein sogenannter Hebel und zwar ein zweiarmiger Hebel. Will man nun mit ihm eine Last heben, so schiebt man ihm in der Nähe derselben einen Stein oder Klotz als Unterlage unter. Man nennt dies den Stützpunkt des Hebels. Dagegen heißt das hintere Ende der Stange, welches der Arbeiter anfaßt, wenn er die Last heben will, der Angriffspunkt. Man hat also dreierlei: den Angriffspunkt, den Stützpunkt und die Last, zu unterscheiden. Indem der Arbeiter den Hebebaum an einem Ende niederdrückt, dreht er die Stange um ihren Stützpunkt. Das entferntere Ende beschreibt dabei einen größeren Bogen, als das nähere. Dieser ist genau um so viel größer, als die Entfernung des Angriffspunktes vom Stützpunkt größer ist, als die Entfernung der Last vom Stützpunkte. Um so viel kleiner der Weg, um so größer kann also der Widerstand oder die zu hebende Last sein. Ist der Hebebaum 9 Fuß lang und der Klotz 1 Fuß vom Ballen untergeschoben, so kann der Arbeiter diesen Ballen mit einem Kraftaufwande von 50 Pfund in Bewegung setzen, wenn derselbe auch vier Centner wöge.

3. Warum hebt man eine auf einer Schiebkarre liegende Last leichter auf, als wenn man sie vom Boden aufheben soll?

Die Schiebkarre ist auch ein Hebel und zwar ein sogenannter einarmiger, dessen Stützpunkt am Ende desselben in der Achse des Rades liegt, und bei dem die Last dem Stützpunkte möglichst nahe angebracht ist, während die hebende Kraft am äußersten Ende wirkt, wo man die Karre anfaßt. Jeder kann es versuchen, daß sich dieselbe Last leichter fährt, wenn man sie möglichst weit nach vorn, in die Nähe des Rades legt, als wenn man sie von diesem entfernt.

4. Warum hört man entfernten Kanonendonner besser, wenn man das Ohr auf die Erde legt?

Der Erdboden pflanzt den Schall mit größerer Geschwindigkeit fort, als die Luft. Überhaupt leiten die meisten festen Körper und selbst Flüssigkeiten den Schall mit größerer Geschwindigkeit weiter, als die Luft. So ist die Geschwindigkeit des Schalles in Eisen 16 2/3, in Tannenholz 18, in Wasser 4 1/2 mal so groß, als in der Luft. Dagegen wird die Fortpflanzung des Schalles gestört durch ungleichartige und vielfach unterbrochene Körper. Namentlich lockere Körper, wie Tuch, Pelz, Wolle, Baumwolle, Federn, Sägespäne, sind zur Fortleitung des Schalles wenig geeignet und schwächen ihn beträchtlich, weil in ihnen der Schall beständig aus einer festeren Schicht in eine eingeschlossene Luftschicht und umgekehrt übergehen muß und dabei jedesmal gestört wird. Durch wollene Decken oder Strohmatten, die man vor Fenster und Thüren hängt, kann man das Geräusch der Strasse von einem Zimmer fern halten.

5. Warum kann man sich noch auf sehr weite Entfernungen vernehmlich machen, wenn man in ein Sprachrohr hineinspricht oder -ruft?

Das Sprachrohr hat eine kegelförmige Gestalt. Die gegen die inneren Wände desselben treffenden Schallwellen erhalten daher fast alle ein und dieselbe Richtung. Sie werden deshalb auf dem langen Wege durch die freie Luft zusammengehalten. Ein Hörrohr ist ein umgekehrtes kleines Sprachrohr, dessen Trichter eine große Menge von Schallwellen aufnimmt, die in dem engeren Schallrohr zusammengedrängt werden und so vereinigt in das Ohr gelangen, auf welches sie darum stärkeren Eindruck machen.

6. Warum pfeifen aus Gewehren oder Kanonen abgeschossene Kugeln auf ihrem Wege durch die Luft?

Die Kugeln bewegen sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit und Kraft fort. Die Luft wird also gezwungen, schnell auszuweichen. Dadurch entsteht eine heftige Erschütterung derselben, die sich bis zu unserm Ohre fortpflanzt und hier als ein Pfeifen empfunden wird.

7. Warum sehen wir den Blitz eines in einer gewissen Entfernung abgeschossenen Gewehres früher, als wir den Knall hören?

Weil das Licht eine weit größere Geschwindigkeit als der Schall besitzt. Beide sind zwar durch das entzündete Pulver des Gewehres verursacht, aber der Schall pflanzt sich nur langsam fort, während die Geschwindigkeit des Lichtes so groß ist, daß sie für irdische Entfernungen nur mit den künstlichsten Mitteln gemessen werden kann. Für eine Strecke von tausend Fuß braucht der Schall eine Sekunde, das Licht aber kaum den millionsten Teil einer Sekunde.

8. Warum springen Funken ab, wenn man mit einem Stahle an einen Feuerstein schlägt?

Durch das heftige Anschlagen des Stahls gegen den harten Feuerstein springen kleine Stahlstückchen ab. Diese werden durch die Hitze, welche die Reibung erzeugt, glühend. Wenn sie daher auf Schwamm oder Zunder fallen, so entzünden sie diesen. Läßt man aber die Funken auf weißes Papier fallen und betrachtet sie dann durch ein Vergrößerungsglas, so kann man deutlich die geschmolzenen Stahlstückchen erkennen. Auch vom eisernen Huf eines auf gepflasterter Straße galoppierenden Pferdes sieht man abends glühende Teilchen umhersprühen. Wenn man zwei Kieselsteine heftig aneinanderschlägt, werden ebenfalls glühende Steinstückchen losgerissen. Überhaupt wird durch Reibung und starken Druck Wärme erzeugt. Ein Hammer erwärmt

sich bei längerem Gebrauch und der Schmied kann einen Nagel durch geschicktes Hämmern glühend machen.

9. Warum müssen die Achsen der Wagenräder geschmiert werden?

Bei der Umdrehung der Räder um die Achsen findet eine heftige Reibung statt. Dadurch würde bedeutende Wärme erzeugt werden, die sich bis zur Entzündung der Achsen steigern könnte, wenn die Reibung nicht durch eine dazwischengebrachte Flüssigkeit, namentlich durch Öl oder Fett, vermindert würde.

10. Warum verbrennt man sich die Hände, wenn man sich schnell an einem Seile herabläßt?

Beim schnellen Herabgleiten an einem Seile findet eine heftige Reibung zwischen den Händen und dem Seile statt. Durch diese Reibung wird Wärme erzeugt. Diese kann so heftig werden, daß wirkliche Brandwunden an den Händen entstehen. Die Reibung und die dadurch verursachte Erwärmung ist um so heftiger, je schneller das Herabgleiten geschieht, und je größer die Strecke ist, durch die man sich herabläßt.

11. Warum kommen Ertrunkene, die einige Tage unter dem Wasser gelegen haben, auf die Oberfläche desselben?

Während dieser Zeit schwillt wegen eintretender Fäulnis ihr Körper auf. Dies rührt von Luftarten her, welche sich durch die Verwesung entwickeln. Dadurch verliert der Körper an Gewicht. Schon im lebenden Zustande ist der Leib der meisten Menschen nicht viel schwerer als das Wasser; beim Ertrinken hat er aber an Schwere infolge des eingedrungenen Wassers zugenommen. Durch die in seinem Inneren entwickelten Luftarten muß er daher wieder leichter geworden sein als das Wasser und deswegen auf die Oberfläche desselben gehoben werden.

4

12. Warum schwimmt das Eis auf dem Wasser?

Das Eis ist leichter als das Wasser. Es kann daher in demselben nicht untersinken. Das Wasser hat nämlich die besondere Eigentümlichkeit, daß es beim Festwerden oder Erstarren, statt, wie die meisten andern Körper, sich zusammenzuziehen und dichter zu werden, sich ausdehnt. Eine bestimmte Menge Wasser nimmt als Eis einen um $^1/_{13}$ größeren Raum ein. Eis ist also leichter als Wasser.

13. Warum schwimmen Schiffe mit Lasten, die so schwer sind, daß sie, für sich allein ins Wasser geworfen, sogleich untersinken würden, auf demselben?

Das Wasser, welches dem Umfange eines Schiffes gleichkommt, wiegt mehr, als das Schiff mit allen darin befindlichen Lasten. Der Druck, den das Schiff durch seine Schwere auf das Wasser ausübt, vermag nicht den Gegendruck des Wassers völlig aufzuheben und es sinkt deshalb nur so weit ins Wasser hinein, bis es eine seinem Gewichte gleiche Menge Wasser aus der Stelle getrieben hat.

14. Warum sinken Schiffe im Flußwasser tiefer ein als im Meerwasser?

Weil das Salzwasser wegen seines Salzgehaltes schwerer als das Süßwasser ist. Da nun feste Körper, die auf dem Wasser schwimmen, immer so viel Wasser aus der Stelle treiben, als sie selbst wiegen, so braucht natürlich nur eine geringere Menge von Meerwasser aus der Stelle verdrängt zu werden, als von Flußwasser, um das gleiche Gewicht zu erhalten. Wird aber weniger Wasser aus der Stelle getrieben, so kann das Schiff auch nicht so tief einsinken, als wenn eine größere Menge Wasser aus der Stelle verdrängt wird.

15. Warum empfinden wir im Sommer die Hitze in schwarzen Kleidern mehr als in weißen?

Weil schwarze Kleider, wie überhaupt dunkelfarbige Körper, die von der Sonne ausstrahlende Wärme leichter aufnehmen oder verschlucken, aber auch wieder leichter abgeben oder ausstrahlen, als weiße Kleider oder überhaupt hellfarbige Körper, welche die Wärmestrahlen vielmehr zurückwerfen. Hellfarbige Sommerkleider schützen uns daher vor der Einwirkung der Sonnenwärme. Dagegen wählt man zur Winterkleidung im Zimmer besser dunkle Stoffe, welche die vom Ofen ausgestrahlte Wärme leichter aufnehmen und dem Körper zuführen. Ebenso schmilzt mit Staub bedeckter Schnee leichter, als reiner Schnee; dunkle Mauern werden daher auch mehr erwärmt, als weiße.

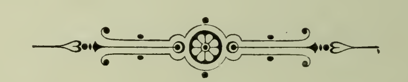
16. Warum läuft ein Teil des Wassers, welches aus einem Gefäße ausgegossen wird, sehr oft an den äußeren Wänden des Gefäßes hinab?

Die Wasserteilchen, welche an den äußeren Wänden des Gefäßes zunächst herausfallen, werden von ihnen angezogen und nehmen daher ihren Weg an denselben entlang. Will man dies vermeiden, so muß die Flüssigkeit so ausgegossen werden, daß alle Teile weit genug von den Wänden entfernt herabfallen. Deshalb werden an den Gefäßen Ausgußschnäbel angebracht.

17. Wie entsteht ein Regenbogen?

Der Regenbogen ist eine Wiederspiegelung der Sonnenstrahlen in einer Regenwolke. Er steht daher immer der Sonne gegenüber, und wir sehen ihn nur, wenn wir uns zwischen der Sonne und der Regenwolke befinden. Je tiefer die Sonne steht, desto höher reicht der Bogen, und deshalb ist er morgens und abends am größten. Aber woraus entstehen die prächtigen Farben, da doch an der Sonne weder Rot noch Blau zu bemerken ist? Das reine Sonnenlicht ist allerdings weiß; aber jeder Lichtstrahl besteht aus sieben

feineren Strahlen, von denen jeder eine besondere Farbe hat; die Regentropfen nun brechen die Lichtstrahlen und zerstreuen ihre Farben. Daher sieht man am Regenbogen statt des weißen Lichtbildes sieben schöne Farben. Das Licht, das am wenigsten gebrochen wird, erscheint rot, dasjenige, welches die stärkste Brechung erfährt, zeigt sich violett, und dazwischen liegen in allmählichem Übergange: orange, gelb, grün, hellblau und dunkelblau. Bisweilen erscheint jedoch neben und über dem Hauptbogen ein schwächerer, ein Nebenbogen, der aber seine Farben in umgekehrter Ordnung zeigt, nämlich das Rote unten und das Violette oben.



Dritter Abschnitt.

1. Die alten Deutschen.

1. Um die Zeit der Geburt Christi war Deutschland noch ein sehr rauhes, unwirtliches Land. Dichter Urwald bedeckte den größten Teil des Bodens, und die gewaltigen Eichen, Buchen und Tannen, aus denen er bestand, ließen die Strahlen der Sonne nicht durchdringen und das Erdreich erwärmen und abtrocknen. Daher war das Land weit sumpfiger, rauher und unfruchtbarer als jetzt. Edle Obstarten und Weintrauben konnten nicht gedeihen. Die gewöhnlichen Ackerfrüchte waren Gerste und Hafer; auch wurde stark Flachsbau getrieben. Grasreiche Weiden nährten Rinder und Pferde in Menge; Viehbesitz war des Deutschen einziger Reichtum. Im Dickicht der Wälder hausten viele wilde Tiere: Wölfe, Bären, Elentiere und riesige Auerochsen. Städte gab es nirgends im Lande; denn so enges Zusammenleben schien dem Volke beschwerlich. Es lebte in Dörfern und einzelliegenden Höfen; Hütten aus Holz und Lehm, mit Schindeln oder Stroh gedeckt, dienten ihnen zur Wohnung.

2. Die alten Deutschen waren ein kerniger Menschenschlag. Groß und kraftvoll war ihr Körper, breit ihre Brust, ihr Auge blau, das Haar goldgelb und lang herabfallend. Ihr ganzer Sinn ging auf Kampf und kühne Thaten. Von Jugend auf übten sie sich im Gebrauch der Waffen, im Kampfe mit wilden Tieren. In Friedenszeiten war's vorzüglich die Jagd, welche die freien Männer beschäftigte. Die Besorgung des Hauswesens und der Ackerwirtschaft blieb den Weibern und Knechten überlassen. Sie selbst lagen daheim auf der Bärenhaut. Wer es zu lange that und den Sinn für große Thaten verlor, hieß ein Bärenhäuter. Die Zeit verkürzten sie sich gerne mit Würfelspiel, dem sie mit solcher Leidenschaft ergeben waren, daß sie oft Hab und Gut verspielten. Auch im Trunk waren sie leicht unmäßig. Zwar kannten sie

noch nicht den Wein; aber in Bier und Met, ihren Lieblingsgetränken, sich berauschen, galt nicht für Schande. Doch gewährten ihnen die häufigen Gelage, die sie hielten, auch bessere Ergötzung. Dabei sangen sie die Thaten der alten Helden. Da tauschten sie offenen Herzens ihre Gedanken aus, schlossen Freundschaftsbündnisse, ratschlagten über kriegerische Unternehmungen, über Angelegenheiten der bürgerlichen Gemeinde und der Familie. Aber am andern Tage prüften sie noch einmal nüchternen Mutes, was sie bei der Fröhlichkeit des Mahles verabredet hatten, damit kein wichtiger Entschluß ohne reifliche Überlegung gefaßt werde. — Als schöne Züge in dem Wesen der kriegerischen Männer hebt der römische Geschichtsschreiber Tacitus vor allem ihre Redlichkeit und Treue hervor, sowie ihre Gastfreundlichkeit und ihre Hochachtung gegen die Frauen. Wie der Deutsche redete, so meinte er es auch; Verstellung und Hinterlist waren seinem geraden Sinne fremd. Treulich hielt er, was er versprochen. „Hier hast du meine Hand darauf", sagte er, und reichte die Rechte dar. Und das galt so viel wie Eidschwur: ein Wort — ein Mann. Jedem Wanderer stand seine Hütte offen; auch den völlig Unbekannten nahm er gastlich an seinen Tisch und bot ihm Pflege und Erquickung. Beim Abschied gab er ihm ein Gastgeschenk und geleitete ihn seines Weges. Hohe Ehre genossen die Frauen. Nicht allein, daß sie dem Hauswesen vorstanden, man achtete auf ihre Stimme auch im Rate der Männer. Denn verständiger Sinn zierte sie nicht minder wie züchtige Sitte. Ja man schrieb ihnen sogar die Gabe der Weissagung zu, und einige von ihnen haben auf große Unternehmungen wichtigen Einfluß geübt. Auch die Beschwerden und Gefahren des Kriegslebens teilten sie manchmal mit den Männern. Sie folgten ihnen in die Schlacht, um durch ihren Zuruf den Mut der Kämpfenden anzufeuern und die Verwundeten zu pflegen. Manche Schlachtreihe, die schon zu weichen begann, hat das Flehen der Frauen wieder zum Stehen und Kämpfen gebracht.

3. Das Volk der alten Deutschen, in welchem doch später das Christentum den fruchtbarsten Boden finden sollte, saß vor dieser

Zeit in derselben Finsternis, wie alle andern heidnischen Völker. Auch die alten Deutschen verehrten viele Götter. Ihr Götzendienst wurde nicht in Tempeln verrichtet, sondern auf heiligen Bergen, in geweihten Hainen, besonders unter großen Eichen. Der höchste Gott hieß Wodan. Ihn verehrten sie als den Weltregierer und Schicksalslenker; er war ihr Schlachtengott, der ihnen den Sieg verleihen und die im Kampf gefallenen Helden in seine Walhalla aufnehmen sollte. Doch genug davon. Wir, als Nachkommen der alten Deutschen, können Gott nicht genugsam dafür danken, daß er das Volk unserer Väter nicht nur aus jener Finsternis errettet, sondern auch dazu bestimmt hat, der Hauptträger des Christentums zu werden und das Licht des Evangeliums in alle Welt hinleuchten zu lassen.

2. Hermann, Deutschlands Befreier.

Um das Jahr 9 nach Christi Geburt wären die Römer vom Rhein her in Deutschland schon bis an die Weser vorgedrungen, und der römische Statthalter Varus wollte unsere freien Vorfahren zwingen, lateinisch zu sprechen und die römischen Götter anzubeten. Auch ließ er sie oft, wenn sie sich vergingen, mit Ruten peitschen. Das alles wollte den Deutschen gar nicht gefallen. Ein junger Fürst der Cherusker, das heißt, der Härzer, Hermann mit Namen, der in Rom erzogen war, sandte daher im Jahre 9 nach Christi Geburt zu Varus und ließ ihm sagen: „Komm' nach der Elbe, da giebt's Streit. Mache dort Frieden!“ Sogleich nahm Varus die drei besten römischen Legionen und zog durch den finstern Teutoburger Wald. „Da giebt's wieder etwas zu erobern!“ dachte er. Es ging ihm aber sehr schlimm. In jenem Walde standen die Cherusker schon auf den Bergen, warteten auf die Römer und warfen große Felsblöcke und Bäume und einen Regen von Pfeilen auf sie herab. Die armen Römer mußten sich auf sumpfigen Wegen zurückziehen, und die Deutschen jagten, immer schießend und werfend, hinter ihnen her, drei Tage lang. Da waren die meisten Römer erschlagen, und Varus erstach sich in der Ver-

zweiflung selbst. Nur wenige Römer sahen Rom wieder, und brachten die schreckliche Botschaft mit. Die ganze Stadt erbebte. Kaiser Augustus war ganz verzweifelt darüber und rannte öfters mit dem Kopfe gegen die Wand und schrie wie ein Rasender: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ Er fürchtete, die Sieger würden nun gleich auf Rom losgehen. Die waren aber schon zufrieden, daß sie die Römer aus ihrem Lande gejagt hatten, und blieben ruhig zu Hause.

3. Heinrich der Vogelsteller.

Ein sonderbarer Name. Wer war dieser Vogelsteller? Ein Herzog von Sachsen war er, ein mächtiger, frommer Herr, ums Jahr 920. Darum wählten ihn auch die Deutschen zu ihrem Könige. Die Boten, welche ihm die Nachricht von seiner Wahl brachten, fanden ihn bei der Stadt Quedlinburg auf dem Finkenfange. Daher kommt sein Beiname. Er hätte wohl einen bessern verdient.

Zu seiner Zeit war das arme Deutschland ein sehr unglückliches, trauriges Land. Von Südosten her jagten häufig auf ihren schnellen Pferden die wilden Ungarn herein, trieben den Bauern ihr Vieh weg und sengten und plünderten, wohin sie kamen. Sammelte sich nun erst langsam wieder ein Haufe deutscher Krieger wider sie und fing an, sich in Marsch zu setzen, dann waren sie samt ihrer Beute schon lange wieder fort, weit, weit über alle Berge.

Zunächst schloß Heinrich einen neunjährigen Waffenstillstand mit den gefährlichen Ungarn und gelobte ihnen eine jährliche Abgabe. Dafür sollten sie nicht mehr nach Deutschland kommen und das Vieh wegtreiben. Sie waren das auch zufrieden. Und nun begann im ganzen deutschen Reiche eine bessere Zeit, überall ein reges und thätiges Leben. Man fing an Häuser zu bauen und hie und da eine größere Anzahl derselben mit einer Mauer und einem Wassergraben zu umgeben. Solch eine ummauerte Stätte nannte man Stadt oder Burg und ihre Bewohner Bürger. Aber

die Städte waren noch leichter zu bauen als Bewohner darein zu finden, denn die Deutschen liebten das Wohnen auf dem Lande und sagten: Sollen wir uns lebendig begraben lassen? Die Städte sind nichts anderes als Gräber. Da befahl Heinrich, die Leute sollten losen, und je einer aus zehn, den das Los treffe, sollte vom Lande in die Stadt ziehen. Damit sie das aber um so lieber thun möchten, gab er den Städten viele Vorrechte, so daß die Bürger hinter ihren Mauern nach und nach viel freier wurden als die Bauern, welche damals ihren Edelleuten als Leibeigene dienen mußten. Nun fing auch in den Städten einer an und machte für alle die Kleider, ein anderer für alle die Schuhe, ein dritter baute Häuser für die andern, natürlich aber das alles nicht umsonst. Mit Einem Worte, es entstanden die verschiedenen Handwerke. Bis dahin hatte nämlich jeder sein eigener Schneider, Schuster, Maurer, also alles mögliche selbst sein müssen. In den Städten ging's von da an viel besser. Doch merkten es die Städter noch immer nicht, daß sie es besser hatten.

Als aber nach neun Jahren die Ungarn wieder kamen, konnten die Bauern ihr Vieh und ihre sonstigen Habseligkeiten in die ummauerten Städte flüchten, wo die Ungarn nicht einzudringen vermochten. Und als Heinrich mit Gottes Hilfe diese Räuber bei Merseburg dermaßen besiegte, daß sie, so lange er lebte, nicht wieder kamen, da jubelten alle „dem Städteerbauer" entgegen und freuten sich ihres Königs.

4. Kaiser Friedrich I., Barbarossa.

In der Mitte von Schwaben erhebt sich der hohe Staufen, ein kegelförmiger Berg. Hier stand einst die Stammburg eines berühmten deutschen Kaiserhauses, das den Namen Hohenstaufen führt. Jetzt sind die Trümmer der alten Heldenburg mit Gras und Disteln überwachsen. — Im Jahre 1152 wählten die deutschen Fürsten einstimmig unter lautem Zuruf des Volkes den Herzog Friedrich aus dem Hause der Hohenstaufen zum Kaiser.

Friedrich stand damals in der Fülle der Manneskraft. Eine

hohe Gestalt und Schönheit zeichneten ihn aus. Sein Haar war blond, und seine Wangen waren von Jugendfrische gerötet. Wegen seines rötlichen Bartes nannten ihn die Italiener Barbarossa, das ist, Rotbart. Im Grauen der Morgendämmerung besuchte er die Kirche, um den Tag mit Gebet zu beginnen. Vor allem aber meinte er, ein Kaiser habe sein Amt von Gottes Gnaden. Es sei ihm aufgetragen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Wer den Bösen schone, thue dem Guten Schaden.

Zu seiner Zeit gab es in Deutschland Hader und Zwiespalt genug. Die Fürsten stritten unter einander und verlangten vom Kaiser, er solle regieren, wie es ihnen genehm war. Da beschloß Friedrich, das Kaisertum wieder stark zu machen an Macht und Ehren, wie es zu Karls des Großen Zeit gewesen war. Die Raubritter am Rhein ließ er seinen Arm fühlen. Ihre Burgen zerstörte er und schaffte im deutschen Reiche Ruhe und Sicherheit. Gesandte aus allen Ländern Europas huldigten ihm im Namen ihrer Fürsten.

Nie war der deutsche Name mehr geachtet und gefürchtet als damals. Nie sahen die deutschen Gauen glänzendere Reichstage als zu den Zeiten Barbarossas.

Als 70jähriger Greis machte sich Friedrich auf, um den Ungläubigen Jerusalem wieder zu entreißen. Auf dem Wege dahin rief ihn Gott ab. Es war im Jahre 1190. Als er nämlich mit seinem Heere an den Fluß Saleph in Kleinasien gekommen war, warf er sich in ungeduldiger Hast mit seinem Rosse in den Strom, um das jenseitige Ufer zu gewinnen. Das Wasser war aber kalt und hatte einen raschen Lauf. Der Strudel erfaßte den Kaiser; seine Kräfte verließen ihn, und es war um ihn geschehen, ehe ihm die Seinen zu Hilfe kommen konnten. In tiefer Trauer bestattete man die Gebeine Friedrichs zu Antiochia. Eine schmerzliche Klage ertönte, als die Trauerkunde nach Europa kam. Das deutsche Volk hat das Andenken Friedrichs im Herzen bewahrt bis auf diesen Tag.

5. Barbarossa.

In einem Ausläufer des Harzes, in dem Berge Kyffhäuser, sitzt und schläft schon bald 700 Jahre, wie die Sage geht, der mächtige deutsche Kaiser Friedrich, Barbarossa oder der Rotbart genannt. Dieser Sage liegt die Sehnsucht des deutschen Volkes nach Vereinigung aller seiner Stämme und Länder zu Grunde, um die Kraft und die Herrlichkeit wieder zu erlangen, die es zur Zeit seiner großen Kaiser besessen. Der Dichter Rückert bringt die Sage in folgendes Gedicht:

1. Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

2. Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt,
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

3. Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt.
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

5. Sein Bart ist nicht vor Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

6. Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

7. Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh', ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

8. Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr."

6. Kaiser Konrad III. und die Weiber von Weinsberg.

(Eine Sage.)

Als Konrad III. als Kaiser über Deutschland herrschte, empörte sich der stolze Herzog Welf von Bayern gegen ihn. Doch der Kaiser siegte in der Schlacht bei dem Städtchen Weinsberg im heutigen Königreiche Württemberg. Nun konnte sich die kleine Feste nicht länger halten. Konrad, über ihren hartnäckigen Widerstand ergrimmt, hatte gelobt, die schwerste Strafe über die Einwohner zu verhängen. Da kamen Frauen aus der Stadt zu ihm ins Lager und baten demütig um Gnade. „Mit Weibern führe ich keinen Krieg", sprach der Kaiser; „sie mögen frei abziehen und von dem, was ihnen am liebsten ist, so viel mitnehmen, als ihre Schultern tragen können." Darauf öffneten sich am andern Morgen die Thore, und es erschien ein seltsamer Aufzug. In langer Reihe kamen die Weiber aus der Stadt, jede ihren Mann auf dem Rücken. Konrad lachte über die Klugheit der Frauen, und als seine Räte meinten, dies sei Betrug, und der Vertrag dürfe ihnen nicht gehalten werden, erwiderte er: „Ein Kaiserwort soll man nicht drehen und deuteln", und schenkte um der treuen Weiber willen auch den Männern Leben und Freiheit.

7. Von der Buchdruckerkunst.

In einem Buche reden die zu uns, welche vor hundert und tausend Jahren lebten, als wären sie noch unter uns. Das Buch lehrt die Welt kennen. Die Leser bekommen ferne Dinge zu sehen

und zu hören, wie hinter den Bergen und jenseit des Wassers auch noch Menschen wohnen. Wie entsteht ein Buch? Bis Gutenberg kam, hatte man nur geschriebene Bücher. Mit dem Abschreiben derselben beschäftigten sich besonders die Mönche in den Klöstern. Aber ein Drucker kann mehr drucken, als tausend Schreiber schreiben können. Darum sind durch das Drucken die Bücher billiger geworden. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst galt eine Bibel 350—400 Dollars, ein Neues Testament 40—50 Dollars.

Im Jahre 1840 ist in mehreren Städten Deutschlands ein Fest gefeiert worden zum Gedächtnis der vor 400 Jahren erfundenen Buchdruckerkunst. Worin besteht sie denn? Auf Metallstäbchen befinden sich Buchstabenformen (Lettern). Diese werden zu Wörtern, Zeilen, Blattseiten zusammengestellt. Das nennt man Setzen. Nachdem die zusammengesetzten Lettern mit Buchdruckerschwärze bestrichen sind, wird Papier darauf gelegt und dasselbe durch eine Presse fest darauf gedrückt. Wer Gelegenheit hat, es anzusehen, der sehe es ja; das lehret mehr als die Beschreibung der Abbildung.

Wann, wo und von wem ist der Letterndruck erfunden? Johann Gutenberg wird als der Erfinder angesehen. Er war um das Jahr 1400 in Mainz geboren. Lange Zeit war er von seiner Vaterstadt abwesend in Straßburg, und in dieser Zeit lebte er vom Drucken. Das war aber nicht der Letterndruck, sondern der Tafeldruck. Es wurden nämlich in hölzerne Tafeln Buchstaben eingeschnitten und diese mit Farbe oder mit Lampenruß bestrichen. Ein darauf gelegter Bogen wurde auf der Rückseite mit einer Bürste überfahren. So drückte sich die Tafel auf dem Papiere ab. Abc-Tafeln, Schuldbriefe rc. wurden auf diese Weise hergestellt.

Bei aller dieser Arbeit hatte Gutenberg immer mit Mangel und Sorge zu kämpfen, sowohl in Straßburg als in Mainz, wohin er nach zwanzigjähriger Abwesenheit zurückgekehrt war. Da machte er die Erfindung, eine Holztafel in Zeilen, diese in Wörter, Silben und Buchstaben zu zerschneiden. So wurden einzelne bewegliche Buchstaben (Lettern) gewonnen; die konnte man, wenn sie auch schon einmal gebraucht waren, immer wieder zu neuen Wörtern zusammenstellen. Es war aber sehr mühsam, diese Stäbchen

alle zu schnitzen. Endlich kam Gutenberg darauf, die Buchstaben von Blei oder Zinn zu gießen. Mit diesen metallenen Lettern begann er um 1452 den Druck einer Bibel auf Pergament, die nach drei Jahren fertig war.

Bald nach dieser Zeit wurde Mainz belagert und geplündert. Deshalb zogen mehrere Druckergehilfen nach andern Städten und legten Druckereien an. So ward die Kunst schnell verbreitet. Gutenberg starb arm und verlassen. Zu Mainz steht sein Standbild von Erz.

8. Die Wittenberger Nachtigall.

In ödem Hag bei stiller Nacht,
Wenn sonst die Sänger schweigen,
Ein Vöglein klein, in schlichter Tracht,
Sein' Kunst beginnt zu zeigen:
Es schallt der Nachtigall Gesang
Mit wundervollem süßem Klang,
Und alles schweigt und lauschet.

Als einstmals auch die Christenheit
Ein nächtlich Schweigen deckte,
Da war's ein Mönch in schlichtem Kleid,
Des Stimme sie erweckte.
Ein Klang durchzog das ganze Land,
Nicht hoch vom Thron, nein, wie bekannt,
Von Wittenberg in Sachsen.

Ein Lied, wie's nie ein Sängerheld
Im Wartburgsaal gesungen,
Ein Lied, wie längst durch Wald und Feld
Kein andres war erklungen,
Ein Lied, so neu und doch so alt,
Ein Sang so laut, daß er durchschallt
Den weiten Raum der Erde.

Das Lied, das der Propheten Chor
Einstmals hat angefangen,
Das dann vor off'nem Himmelsthor
Die Engelscharen sangen,
Das endlich aus Apostelmund
Erfüllt den ganzen Erdenrund,
Sang Martin Luther wieder.

Es hört die weite Christenheit
Dies wundervolle Schlagen,
Kein Ton hat sie noch so erfreut
Seit der Apostel Tagen:
Das alte Evangelium
Hört man im öden Heiligtum
Als neue, frohe Kunde.

9. Luther und Frundsberg.

1. Schon harret an den Thüren
Des Volkes Menge dicht,
Als sie den Luther führen
Vor Kaiser und Gericht;
Und an der Thüre Pfosten,
Dem Eingang Luthers nah,
Steht fest auf seinem Posten
Der alte Frundsberg da.

2. Wie unter Blitzesflammen,
Wie unter Sturmesweh'n
Zwei Eichen dicht beisammen
Auf zähen Wurzeln steh'n:
So stehen kühngestaltig
Die beiden Helden dort,
In Waffen der gewaltig,
Und jener in dem Wort.

3. Den schirmt die Pickelhaube,
Das Panzerhemd aus Erz,
Und jenem stählt der Glaube
Das vielgeprüfte Herz.
In Schlachten schaut der eine
Dem Tod ins Angesicht,
Dem zittern die Gebeine
Auch vor dem Teufel nicht.

4. Der Ritter sieht den Priester
Sich werfen in den Tod.
In seinen Zügen liest er
Der Losung ernst Gebot,
Das siegen oder sterben
Den Frommverweg'nen heißt,
Und vor dem Himmelserben
Beugt sich des Helden Geist.

5. „Mönchlein", beginnt der Ritter,
„Du gehest einen Gang,
Wie auch im Schlachtgewitter,
Im Mord- und Sturmesdrang
Ich noch bestanden keinen
Und keinen werd' besteh'n.
Bist du mit Gott im Reinen,
Magst du den Gang auch geh'n!"

6. So gab der greise Degen
Am heißen Kampfestag
Dem Luther seinen Segen,
Den Hand- und Ritterschlag.
Wohlauf denn, Held, und schwinge
Dein ritterliches Schwert!
Fürwahr, du hast die Klinge
Als flammende bewährt.

10. Wie es einst in einem Dörflein zur Reformation gekommen ist.

In dem Dorfe Hermannsburg in dem ehemaligen Königreich Hannover lebte im Jahre 1529 ein junger katholischer Pfarrer aus vornehmem Geschlecht, Namens Christoph Grünhagen. Zu ihm kommt eines Tages ein Handwerksbursche und bittet um einen Bissen Brot. Es war Winterszeit, und der arme Mensch war ganz erstarrt. Der Pfarrer hat Erbarmen, läßt ihm Speise und Trank reichen und weiset ihm einen Platz neben dem Herde an, damit er seine kalten Glieder wärmen kann. Nachdem der Bursche gegessen und auch das Beten nicht vergessen, streckt er sich neben dem Feuer nieder und zieht ein geschriebenes Büchlein aus der Tasche, worin er eifrig und andächtig liest. Grünhagen wundert sich, daß ein Handwerksbursche lesen kann — denn das war in damaliger Zeit etwas Seltenes; nicht einmal alle Priester konnten es —, tritt neugierig hinzu und fragt ihn: „Was liesest du denn?" Statt aller Antwort reicht jener ihm das Buch hin. Grünhagen lieset und lieset, und je mehr er lieset, desto begieriger verschlingt er den Inhalt. Es war eine Abschrift von Luthers kleinem Katechismus. Wie ein Blitz fährt es ihm durch die Seele: Das ist die Wahrheit, was in diesem Buche steht. Er fragt nun seinen Gast, woher er kommt? Dieser antwortet: „Von Wittenberg; da habe ich Luther predigen hören und mir diesen Katechismus mitgebracht." Grünhagen lieset immer weiter und ist so entzückt von dem köstlichen Büchlein, daß er zu dem Handwerksburschen spricht: „Freund, du mußt so lange bei mir bleiben, bis ich mir den Katechismus abgeschrieben habe, denn eher kriegst du ihn nicht wieder." Das ließ sich der Fremde denn gern gefallen, und sie tauschten nun redlich mit einander. Nach mehreren Tagen entläßt der Pfarrer den reich beschenkten Handwerksburschen mit Thränen in den Augen; denn er hat ja durch ihn die Wahrheit kennen gelernt. Und nun geht es an das Studieren. Der kleine Katechismus sitzt bald fest im Kopf und Herzen. Nun verschafft er sich aber auch die andern Schriften Luthers, vor allen Dingen das Neue

Testament. Da kann er sich denn nicht mehr verhehlen, daß in der päbstlichen Kirche das Wort Gottes und das Sakrament schnöde verfälscht sind, und daß er selbst so lange, ohne es zu wissen, ein Verführer des Volks gewesen, da er doch als Pfarrer ein Diener Gottes sein sollte. Das brennt ihm in seine innerste Seele hinein, so daß er erst ganz tiefsinnig wird. Aber bald findet er Gnade im Glauben an das teure Blut Christi. Und nun geht auch an ihm das Wort in Erfüllung: „Ich glaube, darum rede ich." Er fängt an, das reine Wort Gottes zu predigen in Beweisung des Geistes und der Kraft; er fängt an, den Abendmahlsleuten das ganze, völlige Abendmahl, den Leib und das Blut JEsu Christi, zu reichen; er lehrt auch die Kinder den Katechismus. Und wie konnte da die Frucht ausbleiben! Die Gemeinde wird lebendig, die Umgegend wird wach, und Tausende kommen, Gottes Wort zu hören. Das ist eine selige Zeit gewesen, als so der Heilige Geist die Totengebeine anblies und das Licht hervorleuchtete aus der Finsternis.

11. William Penn.

Im Jahre 1649 entstand in England eine Sekte, welche man die Quäker nennt. Ihr Gründer war der Schuster Georg Fox. Die Quäker sind Schwärmer. Sie verwerfen Taufe und Abendmahl und haben kein Predigtamt. In schmucklosen Sälen versammeln sie sich, schweigend, mit bedecktem Haupte, harren sie auf den „Geist". Derjenige, welchen „der Geist treibt", darf dann sprechen, er sei Mann oder Weib. Sie halten auf altmodische Kleidung, halten alle Ehrentitel für unrecht, sagen „du" zu jedermann, nehmen vor keinem Menschen den Hut ab, verweigern Eid und Kriegsdienst 2c.

Kurz vorher, ehe diese Sekte aufkam, wurde William Penn, der nachmals einer der eifrigsten Beförderer dieser Gesellschaft war, geboren. Sein Vater war ein englischer Admiral, der dem Könige von England sehr nahe stand. Er ließ den feinbegabten Sohn gründlich studieren und wollte ihn zu einem tüchtigen Marineoffizier ausbilden. Er hoffte, es möchte einst auch ein hervor-

ragender Admiral aus ihm werden. Doch der junge Penn hörte die Quäkerpredigten und wurde nicht nur selbst Quäker, sondern ließ sich's auch angelegen sein, diese neue Religion auszubreiten. Zu diesem Zwecke soll er auch Deutschland und andere Länder besucht haben. Dem Vater gefiel die religiöse Schwärmerei des Sohnes gar nicht. Er sandte ihn auf längere Zeit nach Paris, um ihn davon abzubringen, und als das nicht half, versagte er ihm alle väterliche Gunst, verwies ihm das Haus und dachte daran, ihn zu enterben. Doch William duldete alles und blieb bei seiner Schwärmerei. Die Ausdauer des Sohnes besiegte endlich den Sinn des Vaters; er nahm denselben wieder zu Gnaden an und hinterließ ihm bei seinem Tode sein sehr großes Vermögen.

Die Quäker hatten in England große Verfolgungen zu erdulden, sie wurden sogar oft ins Gefängnis geworfen. Selbst William Penn blieb nicht verschont, trotz seines hohen Standes. Da faßte er den Plan, in der neuen Welt eine Kolonie zu gründen, in der namentlich seine Glaubensgenossen eine Zuflucht finden könnten. Er kaufte dem Könige von England das große Gebiet ab, welches der jetzige Staat Pennsylvanien umfaßt. Penn reiste dann selbst herüber, versammelte die Indianerhäuptlinge des Gebiets und kaufte auch ihnen das Land ab. Auch schloß er mit ihnen ein Bündnis, das, wie die Indianer beteuerten, so lange gelten sollte, als Sonne und Mond auf- und untergehen würden. In der That lebten die Indianer in Pennsylvanien volle siebzig Jahre mit den Weißen im ununterbrochenen Frieden.

Nach Penn wurde die neue Kolonie Pennsylvanien, das heißt, Penns Waldland genannt. In der südöstlichen Ecke derselben, am Delawareflusse, gründete Penn die jetzt große und schöne Stadt Philadelphia. Dieser Name ist der Offenbarung St. Johannis entnommen und heißt zu Deutsch: „Bruderliebe". Die Kolonie wurde durch Volksvertretung regiert, das heißt, das Volk selbst wählte die Männer, welche die Gesetze machten und das Land regierten. Hier war jedem Bürger die möglichste Freiheit gestattet. Niemand durfte wegen seines Glaubens verfolgt werden, einerlei, welcher Kirche oder Sekte er angehörte. Daher kam es

denn, daß bald auch viele deutsche Lutheraner sich dort ansiedelten und noch heute stärker vertreten sind, als anderswo. Die freie Staatsverfassung aber, welche Penn seiner Kolonie gab, diente den andern Kolonien Amerikas als Vorbild.

Penn reiste nach zweijährigem Aufenthalt nach England zurück. Später besuchte er nochmals seine Kolonien und blieb zwei Jahre in denselben. Dann ging er wieder nach England und starb dort als 74jähriger Greis. Sein ganzes Vermögen hatte er dem Wohle seiner Mitmenschen geopfert.

12. Pocahontas.

Zu den unternehmendsten und tapfersten der virginischen Ansiedler gehört der Hauptmann John Smith. Unter dem Vorwande eines Handelsgeschäftes wurde er von einer zahlreichen Truppe Indianer in einen Hinterhalt gelockt, von denselben ergriffen und im Triumph zu ihrem König Powhattan fortgeschleppt. Powhattan verurteilte ihn zum Tode. — Hauptmann Smith wurde vorgeführt und sein Kopf auf einen großen Stein gelegt, um den tödlichen Schlag zu empfangen. In diesem Augenblicke stürzt Pocahontas, die jüngste und liebste Tochter Powhattans, dem Platze zu, wo der Unglückliche liegt, schlingt ihre Arme um seinen Hals, legt ihr Haupt auf das seinige und erklärt, daß, wenn der grausame Spruch ausgeführt werde, der erste Schlag auf sie fallen solle. Der Häuptling wurde gerührt — gab den Bitten seiner jungen Tochter (sie zählte erst dreizehn Jahre) nach und ging darauf ein, daß Hauptmann Smith gegen ein Lösegeld freigegeben werde. Das geschah; und der letztere kehrte unversehrt in seine Heimat Jamestown zurück.

Zwei oder drei Jahre später, im Jahre 1609, rettete Pocahontas wiederum Smiths Leben und den Bestand der Kolonie. Powhattan hatte nämlich den furchtbaren Plan geschmiedet, die Weißen zur Zeit des Friedens anzugreifen und ihnen die Hälse abzuschneiden. Pocahontas aber, die den Plan erfahren, eilte in dunkler, stürmischer Nacht allein nach Jamestown und enthüllte

das unmenschliche Vorhaben ihres Vaters, so daß die Kolonisten gewarnt wurden und geeignete Maßregeln ergreifen konnten, um den hinterlistigen Angriff abzuwehren. Infolge dieser Handlungsweise war Pocahontas bei den Kolonisten sehr beliebt; und sie machte oft freundschaftliche Besuche in den Ansiedelungen. Bei einer solchen Gelegenheit wurde sie auf ein Schiff gelockt und dort festgehalten. Ihr Vater, der sie zärtlich liebte, war nun gezwungen, die Feindseligkeiten einzustellen und einen Vertrag mit den Kolonisten zu schließen, wie diese ihn diktierten. Das war der von Gouverneur Dale mit den Powhattans geschlossene Freundschaftsvertrag.

Nachmals reichte der edlen Pocahontas ein junger Herr, Mr. Rolfe, seine Hand, wozu ihr Vater seine Bewilligung gab. Die Hochzeit wurde mit großem Schaugepränge gefeiert; und von dieser Zeit herrschte Eintracht zwischen der Kolonie und den Stämmen, die Powhattan unterworfen waren oder unter seinem Einfluß standen. Rolfe und seine Gemahlin gingen nach England, wo sie am königlichen Hofe mit großen Ehren empfangen wurden. Im Jahre 1617 ereilte Pocahontas in Gravesend, als sie im Begriff war, nach ihrer Heimat Amerika sich einzuschiffen, ein früher Tod.

13. Baron von Steuben.

Unter den fremden Offizieren, welche die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erringen halfen, nimmt General Friedrich Wilhelm von Steuben die hervorragendste Stellung ein. Er wurde am 15. November 1730 zu Magdeburg in Preußen geboren. Schon als Kind folgte er seinem Vater auf dessen Feldzügen. Als Jüngling trat er in die damals berühmteste Kriegsschule, in die preußische Armee, und focht mit Auszeichnung unter den Augen seines großen Königs in den blutigsten Schlachten des siebenjährigen Krieges. Im Jahre 1761 geriet er in russische Gefangenschaft und war auf dem besten Wege, nach Sibirien transportiert zu werden, allein, weil er Adjutant des großen Friedrichs war, wurde er freigegeben.

Die Jahre der Ruhe, welche dieser stürmischen Jugend folgten, waren nur von kurzer Dauer. In Paris, wo damals Benjamin Franklin amerikanischer Gesandter war, entschloß sich Steuben, an den Kämpfen der Amerikaner um ihre Unabhängigkeit teilzunehmen. Nach einer sehr stürmischen Überfahrt landete er am 1. Dezember 1777 in Portsmouth, New Hampshire. Die erste Nachricht, die ihm hier mitgeteilt wurde, war die von der Gefangennahme des britischen Generals Burgoyne samt seinem ganzen Heere.

Sonst aber stand es schlimm um die Sache des amerikanischen Volkes. Washington war bei Brandywine total geschlagen worden und Philadelphia in Besitz des Feindes geraten. Seine Armee zählte kaum noch 5000 Mann, seine Mittel waren erschöpft, das Volk entmutigt und die Soldaten liefen in Scharen nach Hause. In solchem traurigen Zustande befand sich das Heer Washingtons während des schrecklichen Winters in Valley Forge. Da erschien Baron von Steuben. Er selbst schrieb an einen Freund: „Ich sah ein Regiment von dreißig Mann und eine Kompanie, die aus einem einzigen Korporal bestand. Die Obersten und oft selbst Kapitäne gaben ihren Leuten nicht allein Urlaub für so lange, als ihnen gut schien, sondern bewilligten ihnen auch den Abschied ohne jede Anfrage bei den Vorgesetzten."

Washington bewillkommte Steuben auf das herzlichste und machte ihn zum Generalinspektor seines Heeres. Und nun begann Steubens großes Werk. Es wurde exerziert und wieder exerziert. Es war ein hartes Stück Arbeit! Aber bald merkte man, wie Steuben es durchzusetzen verstand, diese freien Männer nicht allein zur Unterwerfung unter sein Kommando zu bringen, sondern zum blinden Gehorsam zu zwingen. Schon in den ersten Kämpfen des nächsten Jahres bewiesen die Soldaten, daß etwas vom Geiste Friedrichs des Großen in ihnen wohne. Washington erkannte und würdigte aber auch die großen Vorteile, welche dem Heere aus den Anstrengungen seines Exerziermeisters erwuchsen.

Als Yorktown, das letzte Bollwerk der Briten, genommen werden sollte, erhielt Steuben ein regelmäßiges Kommando. Er war

der einzige Offizier, der schon mehrere Belagerungen mitgemacht hatte, ja, bei der berühmten Eroberung der Festung Schweidnitz als Adjutant thätig gewesen war. Unter seiner Leitung ward deshalb die Festung nach den Regeln der Kriegskunst belagert. Bald mußte Cornwallis die Waffen strecken. Steuben befehligte gerade in den Laufgräben, als die ersten Vorschläge wegen Übergabe gemacht wurden. Da erschien der französische General Lafayette und hätte gern den Ruhm für sich gewonnen und ausgebeutet. Doch Steuben wich nicht von seinem Posten und Washington nahm entschieden seine Partei. So ist's gekommen, daß der Oberbefehlshaber des letzten britischen Heeres sich einem deutschen Offiziere ergeben mußte.

Der Krieg war zu Ende. Die meisten Offiziere wurden entlassen, aber Steuben blieb noch drei Jahre Generalinspektor der Armee. Dann nahm auch er seinen Abschied und zog sich zurück auf sein Landgut bei Utica im Staate New York. Nur die Wintermonate verbrachte er in der Stadt New York und dann besuchte er fleißig die Gottesdienste der deutschen evang.-luth. Kirche an der Nassau Straße. Im Jahre 1794 starb er. Ohne viel Gepränge, in seinen Soldatenmantel gehüllt, ward er von seinen Freunden begraben.

Prag und Roßbach, Berlin, Kolberg und Petersburg, Paris und Philadelphia, Yorktown und New York sind die Marksteine in dieser Laufbahn, die, so beschwerlich und mühevoll sie auch war, doch manche glänzende Spur zurückgelassen hat und wohl verdient, den Deutschen Amerikas recht oft vorgeführt zu werden.

14. Baron de Kalb.

Einer der tüchtigsten Offiziere, die Frankreich herübersandte, um dem amerikanischen Volke seine Freiheit erkämpfen zu helfen, war Baron Johann de Kalb. Am 20. Juni 1721 in Hüttendorf, in Süddeutschland, als Sohn armer Leute geboren, mußte er gleich nach seiner Konfirmation sein Brot sich selbst zu verdienen suchen. Er ging nach Frankreich und wurde Kellner. Später trat er in

französische Kriegsdienste, wurde geadelt, kämpfte im siebenjährigen Krieg mit, mußte aber bei Roßbach — wie alle Franzosen — laufen, und schied als Oberst aus der französischen Armee.

Im Jahre 1777 sandte der französische Hof Baron de Kalb im Verein mit Lafayette und andern französischen Offizieren zur Unterstützung der Amerikaner übers Meer. Der Kongreß ernannte de Kalb zum Generalmajor und sandte ihn nach Valley Forge, Washingtons Winterquartier. Hier sah er schreckliche Übelstände, welche ihn fast bewogen hätten, nach Europa zurückzukehren. Nur daß der König von Frankreich sich nun auch öffentlich gegen England erklärte, hielt ihn zurück.

Im Jahre 1780 wurde de Kalb mit seiner Division nach dem Süden kommandiert. Doch schon kurze Zeit darauf erschien General Gates, um das Oberkommando zu übernehmen. Zum allgemeinen Staunen ließ Gates schon am nächsten Tage bekannt machen, daß die Armee in gerader Linie auf Camden losmarschieren und den Feind, wo sie ihn treffe, besiegen müsse. Baron de Kalb widerriet, — es half nichts. Drei Wochen lang wurde marschiert, bis man sich eines Nachts dem Feinde gegenüber befand. Der Kriegsrat, den Gates sogleich berufen hatte, widerriet den Angriff; nur ein Offizier, ein Hitzkopf, rief, man müsse kämpfen, es sei zu spät zum Rückzuge und — dem stimmte Gates zu. „Gut, dann siege ich, oder ich falle!" rief de Kalb und verließ das Zelt.

Die Schlacht begann. Die Briten drangen vor und der linke Flügel der Amerikaner, von plötzlichem Schrecken ergriffen, floh. Gates eilte den Milizen nach, „um sie zurückzuholen", wie er sagte. Am Abend aber schlief er in Charlotteville, sechzig Meilen vom Schlachtfelde. Den rechten Flügel befehligte Baron de Kalb. Er hielt den Angriff des Feindes aus und ging dann selbst zum Angriff über. Unaufhaltsam, wie ein Löwe fechtend, drang er mit seinen Tapferen vor, und nur der Umstand, daß der linke Flügel gewichen war, bewirkte, daß auch er schließlich unterliegen mußte. Dreimal ging er mit Bajonettangriff vor — dreimal mußte er zurück. Endlich fiel der Held, von mehreren Kugeln durchbohrt,

in die Hände der Engländer. Drei Tage später gab er in Camden seinen Geist auf.

Der Kongreß der Vereinigten Staaten aber setzte ihm „in dankbarer Anerkennung seines Eifers und seiner Verdienste" ein Denkmal.

15. General Nikolaus Herckheimer.

Zwischen den südlichen Ausläufern der Adirondack= und den nördlichen der Catskill=Mountains liegt eine reizende, malerische Landschaft. Das ist das Mohawkthal. Hier siedelten sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mehrere deutsche Familien an und trieben Ackerbau. Die Lieblichkeit des Thales, der fruchtbare Boden und das den Deutschen freundlich gesinnte England zogen immer mehr Ansiedler heran, und die Kolonie wuchs und blühte. Mit den umherwohnenden Indianern hielten die friedlichen Kolonisten gute Nachbarschaft.

Nun aber kam für die Deutschen eine Zeit schwerer Heimsuchung. England und Frankreich stritten sich um die Herrschaft Amerikas, und die Brandfackel des Krieges verwüstete auch das liebliche Mohawkthal. Die Franzosen und die mit denselben verbündeten Indianer überfielen die ahnungslosen Deutschen und gingen grausam mit ihnen um. Nach den ersten Kämpfen rüsteten sich die Kolonisten und erhielten Kapitän Nikolaus Herckheimer zu ihrem Führer.*)

Dieser brave Mann leitete denn auch die Verteidigung so geschickt, daß die Kolonie nicht gänzlich vernichtet wurde; und als 1759 die Alleinherrschaft Englands in Amerika gesichert war, feierten die Überlebenden in ihrem Kirchlein Friedensfeste. Neue Hoffnung belebte die Deutschen, und bald blühte wieder frisches Leben aus Schutt und Verwüstung.

So kam das Jahr 1775 heran, und mit ihm die amerikanische Revolution, der Kampf um die Unabhängigkeit. Es war diesmal

*) Nikolaus Herckheimer entstammte einer eingewanderten pfälzischen Familie und wurde etwa in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Mohawkthale geboren.

nicht der französische Feind, sondern England selbst, gegen welches die Waffen erhoben werden mußten, weil es allen amerikanischen Kolonisten ihre Freiheit rauben wollte. Unsere Deutschen waren sich dessen wohl bewußt, daß ein Anschluß an die amerikanische Sache neues Unglück über ihr friedliches Thal bringen werde; dennoch zauderten sie nicht lange, sondern hielten fest zu ihren amerikanischen Brüdern und traten in den Kampf gegen ihre Unterdrücker.

Vom Norden kam der englische General Burgoyne, um nach New York zu gelangen. Im Westen des Staates New York aber operierte der Oberst St. Leger, welcher über 750 weiße Soldaten und 1000 Indianerkrieger verfügte. Dieser Schar war das Mohawkthal ausgesetzt. General Herckheimer erließ einen Aufruf an alle waffenfähige Männer; aber nur 800 folgten seinem Rufe. Mit dieser geringen Streitmacht rückte er am 4. August 1777 gegen Fort Stanwix, in der Nähe des jetzigen Rome, vor, um den tags zuvor hier angekommenen St. Leger im Rücken anzugreifen. Herckheimer, welcher im französischen Kriege genug Erfahrung gesammelt hatte, wollte nicht eher angreifen, bis ihm die Besatzung aus dem Fort zu Hilfe eilen könne; allein seine Untergebenen warfen ihm Feigheit, ja sogar Verrat vor, und so sah er sich gezwungen, vorzugehen. Die feindlichen Indianer hatten sich nach ihrer Weise in einem Hinterhalte geborgen und überfielen plötzlich die ahnungslosen Truppen Herckheimers. Ein fürchterliches Gemetzel fand statt. Herckheimer erhielt gleich zu Anfang einen Schuß in das rechte Bein, der dasselbe zerschmetterte und sein Pferd tötete. Aber seine Kraft war nicht gebrochen. Er ließ sich auf einen kleinen Hügel setzen, von welchem herab er das Schlachtfeld überschauen konnte, zündete sich seine Pfeife an — und kommandierte weiter. Die Ruhe und Kaltblütigkeit ihres Führers belebte die Deutschen aufs neue, und wuchtig fielen ihre Hiebe auf die Köpfe der Feinde herab. Nach etwa dreistündigem Kampfe erschien Verstärkung aus dem Fort; die Feinde, einen Angriff im Rücken befürchtend, zogen sich zurück und General Herckheimer blieb Sieger. Das war die blutige Schlacht bei Oriskany.

St. Leger hatte daselbst einen kräftigen Widerstand gefunden, und seine indianischen Bundesgenossen waren entmutigt und zuchtlos geworden. Er konnte sich nicht mit Burgoyne vereinigen, wie dies der Plan gewesen war, und der Niederlage der englischen Macht bei Saratoga war Bahn gemacht worden. Der Sieg war aber auch teuer erkauft worden: zweihundert Deutsche waren gefallen oder lagen verwundet auf dem Schlachtfelde. Herckheimer selbst sollte an seiner Wunde sterben. Er wurde auf einer Bahre nach seinem Hause getragen. Hier wurde ihm das arg zerschmetterte Bein unterhalb des Knies abgenommen. Nach ein paar Tagen aber trat Verblutung ein. Als er sein Ende herannahen sah, bat er um eine Bibel und las daraus seiner Umgebung den 38. Psalm vor. Mit den Worten: „HErr, strafe mich nicht in deinem Zorn und züchtige mich nicht in deinem Grimm", verschied er am 17. August 1777. Auf einem kleinen Hügel unweit seines Hauses wurde er begraben. Ein einfacher weißer Stein mit entsprechender Inschrift ziert seine Ruhestätte.

Der Verlust des tapfern Mannes rief im ganzen Thale die tiefste Trauer und Bestürzung hervor, und das schnelle Ende dieses treuen Patrioten wurde überall schmerzlich empfunden. Und George Washington sagte von ihm: „Der Held vom Mohawkthal war es, welcher den ersten glücklichen Umschwung in die traurige Führung des nördlichen Feldzugs brachte. Er diente aus Liebe zum Vaterlande, nicht mit dem Wunsche nach einem höhern Kommando, geschweige denn um Gewinnes willen."

Schon im Oktober 1777 bewilligte der Kongreß der Vereinigten Staaten 500 Dollars zur Errichtung eines Denkmals für Herckheimer. Aber erst im Jahre 1883 ist dasselbe errichtet worden, und zwar an dem Platze, wo er, schwer verwundet, seine Pfeife rauchend, die Befehle erteilte.

16. Johann Christian Schell.

Nach dem am 7. August 1777 errungenen Sieg von Oriskany griffen die Deutschen vom Mohawkthale nicht mehr vereint handelnd in die großen kriegerischen Bewegungen ein. War doch ihr kluger, tapferer Führer gefallen, und

dazu hatte die erwähnte Schlacht unter der waffenfähigen Jugend gewaltig aufgeräumt. Dagegen aber mußten sie fortan desto mehr durch feindliche Raubzüge, Plünderungen, Brandstiftungen und sonstige Bedrängnisse des sogenannten kleinen Krieges leiden. Hauptsächlich war es der im Dienste Englands stehende Mohawkhäuptling Brant, der eine deutsche Niederlassung nach der andern überfiel und zerstörte.

Um den sogenannten kleinen Krieg durch Brant und seine Indianer zu einem erbitterten und grausamen zu machen, hatte die englische Regierung im Herbst 1778 einen Preis von acht Dollars auf den Skalp eines jeden Amerikaners gesetzt. Durch diese schmachvolle, barbarische Maßregel wurde dieser Grenzkrieg zu einer entsetzlichen Metzelei. Denn um die ausgesetzten acht Dollars zu verdienen, suchten jetzt Indianer und Tories so viel wie möglich Skalps zu bekommen, und töteten ohne Unterschied streitbare Männer, wehrlose Mütter, Kinder und Greise. Ach, welch ein herzzerreißender Anblick bot sich da so manchem deutschen Hausvater bei seiner Heimkehr am Abend, wenn er seine ganze Familie abgeschlachtet fand, wenn Weib und Kind, Vater und Mutter wimmernd und röchelnd mit abgeschnittener Kopfhaut in ihrem Blute dalagen!

Einer der denkwürdigsten Überfälle war der Überfall von „Schells Busch" am 6. August 1781.

Eine Stunde nordöstlich von Fort Dayton wohnte Johann Christian Schell mit seiner Frau und sechs Söhnen. Während die Nachbarn Schells sich und ihre Habseligkeiten im Fort in Sicherheit brachten, beschloß er, dem Sturm zu trotzen und Haus und Herd in Gemeinschaft mit seinen Söhnen zu verteidigen.

Sein stark gebautes Blockhaus eignete sich besonders gut zur Verteidigung gegen indianische Überfälle. Die untere Lage Balken hatte nur einen Eingang, der zugleich durch eine massive Thür geschützt war. Statt der Fenster sah man Schießlöcher, durch welche die Belagerten auf ihre Angreifer feuern konnten. Der obere Stock besaß einen Gang, welcher den unteren Stock überragte und mit Schießlöchern im Boden versehen war, sodaß durch denselben die Verteidiger nicht nur gesichert, sondern auch in den Stand gesetzt waren, den Feind zu belästigen, der es wagen sollte, das Haus in Brand zu stecken oder die Thür zu erbrechen.

Bisher war die Schell'sche Niederlassung unbelästigt geblieben. Auch die Nacht vom 5. auf den 6. August war ruhig vorüber gegangen. Wie am Morgen war Schell nach dem Mittagsbrote mit seinen Söhnen zur Arbeit gegangen. Keinerlei Gefahr schien ihn und die Seinen zu umgeben. Da — mit einemmale gellt der Indianerpfiff, und mit schrecklichem Geheul und Geschrei stürzen Indianer und Tories aus dem Dickicht. Schell suchte so schnell als

möglich mit seinen Söhnen das schützende Haus zu erreichen, was auch gelang. Die beiden achtjährigen Zwillinge aber, die nicht so rasch folgen konnten, fielen in Feindeshand und wurden nachher als Gefangene nach Kanada geschleppt.

Etwa gegen zwei Uhr nachmittags rückten die Angreifer — im ganzen 64 Mann — gegen das wohlverrammelte Haus an. An der Spitze stand der schottische Kapitän MacDonald, geführt aber wurden sie von zwei Verrätern aus dem Thal.

Als die Angreifer heranrückten, krachte ihnen alsbald Schuß um Schuß entgegen. Fast jede Kugel traf. Und die Schüsse ließen nicht lange auf sich warten, denn während Vater und Söhne den Feind aufs Korn nahmen, lud die Hausmutter die abgeschossenen Gewehre. So kam es, daß der Feind sich jedesmal vor dem heftigen Feuer zurückziehen mußte. Der vergeblichen Versuche überdrüssig, entschloß sich MacDonald, einmal selbst Hand ans Werk zu legen. Es gelang ihm, die Thür zu erreichen, und mit einem Hebebaum bewaffnet, versuchte er dieselbe zu sprengen. Aber mitten in dieser Arbeit krachte auf einmal wieder ein Schuß und zerschmetterte dem Angreifer das Bein, und ehe sich's dessen Haufe versah, hatte Schell die Thür entriegelt und den Getroffenen ins Haus gezogen.

Über die unerwartete Gefangennahme des Anführers wurde der Feind stutzig und zog sich in den Busch zurück. Aber mit erneuter Wut brach er bald wieder hervor, um das Haus mit Sturm zu nehmen. Es war bereits Abend geworden. Die untergehende Sonne warf ihre goldenen Strahlen auf den einsamen Kampfplatz im Walde. Aber so müde die tapferen sechs Hausbewohner von der ungewohnten, blutigen Arbeit bereits geworden, so wenig erschreckte oder gar entmutigte sie der feindliche Anlauf zum Sturm. Wohl hatten sie von MacDonald die eigentliche Stärke des Feindes erfahren, aber sie hatten auch gelernt, auf den Schutz dessen zu vertrauen, von dem David singt: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben." Während daher Vater und Söhne sich wieder schußfertig machten, stimmte Frau Schell auf einmal mit heller und lauter Stimme Luthers Siegeslied an: „Ein' feste Burg ist unser Gott." — Die Männer fielen mit ein und der Feind wurde abermals stutzig ob der fremden Klänge, die so feierlich und so freudig erschallten.

Das Lied war noch nicht verklungen, als die Feinde mit ein paar raschen Sätzen ans Haus vordrangen und die Läufe ihrer Gewehre durch die Schießlöcher den Belagerten entgegenhielten. Doch was geschah? Die gottvertrauende, mutige Sängerin griff rasch und entschlossen nach einer Axt und schwang dieselbe so kräftig, daß sie mit ein paar Schlägen fünf der Läufe verbog. Die Männer aber trieben durch ein paar wohlgezielte Schüsse die Feinde abermals zurück.

Wieder trat eine Pause ein. Da kam Schell wie ein Blitz der Gedanke, den Feind durch eine Kriegslist zu täuschen. Er erhob mit den Seinen plötzlich ein Lärmen, ein Schreien, ein Jauchzen, als ob Hilfe aus dem benachbarten Fort im Anzuge sei.

Die List gelang. Die entmutigten Angreifer zogen sich in die Wälder zurück. Diesen Abzug benutzend schlich sich Schell mit den Seinen aus dem Haus und gelangte ungehindert ins Fort. Der verwundete MacDonald wurde am andern Tage ins Fort geschafft und daselbst amputiert. Seine Leute aber ließen Schell sagen, daß die Behandlung seiner gefangenen Söhne von der Sorgfalt abhänge, welche MacDonald zuteil werde.

So endete dieser Überfall. Keiner der Belagerten war verwundet oder irgendwie beschädigt. Die Belagerer aber hatten einen Verlust von elf Toten und zwölf Verwundeten. Und als Schells Söhne später wohlbehalten aus Kanada zurückkehrten, berichteten sie, daß unterwegs noch neun von den Verwundeten gestorben seien.

17. Abraham Lincoln.



Abraham Lincoln, der 16. Präsident der Vereinigten Staaten, wurde am 12. Februar 1809 in Kentucky geboren. Seine Eltern waren arme Farmersleute. Als Abraham sieben Jahre alt war, zogen seine Eltern nach Indiana. Bei schwerer Arbeit und unter mancherlei Entbehrungen wuchs der Knabe heran. Eine ältere Schwester und er waren die einzigen Kinder; ein jüngerer Bruder war früh gestorben. In jenen nur wenig besiedelten Hinterwäldern war nur dann und wann Gelegenheit, eine Schule zu besuchen, und so kam es, daß Lincolns ganzer Schulunterricht zusammengerechnet weniger Zeit als ein Jahr gedauert hat. Doch mußte er sich zu Hause in dem Gelernten fleißig üben; dazu hielt ihn seine Mutter

an. Die Bibel, Bunyans Pilgerreise, Lebensbeschreibung berühmter Männer und andere Bücher, die ihm von Nachbarn geliehen wurden, las er immer wieder, oft beim Schein des Kaminfeuers. Einst blieb ein solches geliehenes Buch auf der Fensterbank liegen, wurde von einem heftigen Regen durchnäßt und stark beschädigt. Lincoln trug das Buch zum Eigentümer und erzählte, wie der Schaden angerichtet worden sei, und da er kein Geld hatte, erbot er sich, den Mann durch Arbeiten zu entschädigen. Dies wurde angenommen, und Lincoln arbeitete treulich zwei Tage für den Eigentümer des beschädigten Buches. Als Lincoln zum Jüngling herangewachsen war, zog er nach Illinois.

Er war hoch und schlank gewachsen — er maß beinahe sechs Fuß und vier Zoll. Als Beweis seiner Körperkraft wird erzählt, daß er mit einem Gehilfen an einem Tage dreitausend Fenzriegel gespalten habe, welche Leistung ihm den Beinamen „der Riegelspalter" eintrug. Als junger Mann machte er mehrere Fahrten auf dem Mississippi nach New Orleans mit einem Flachboote, welches er mit allerlei Farmerzeugnissen zum Verkauf beladen hatte. Neben seinen andern Arbeiten bereitete sich Lincoln auf den Advokatenstand vor. Von seinen Mitbürgern wurde er so geachtet, daß sie ihn, als er eben 25 Jahre alt war, als ihren Vertreter in die Gesetzgebung des Staates wählten. Viermal wurde er wiedererwählt, dann aber lehnte er eine Wiederwahl ab, um sich ganz seinem Berufe widmen zu können. Er war als Bürger beliebt wegen seiner Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit. Seiner Rede hörte man gerne stundenlang zu. — Am 4. November 1842 heiratete Lincoln und nahm seinen Wohnsitz in Springfield, Ill. Im Jahre 1846 wurde er in den Kongreß gewählt. Nach Ablauf seiner Amtszeit lebte er wieder, mit Berufsarbeiten überhäuft, in Springfield.

In den Jahren 1856—1860 hielt Lincoln politische Reden in allen größeren Städten der Nordstaaten. Der Eindruck derselben war ein gewaltiger. Er hatte sich das Zutrauen seiner Mitbürger in dem Maße erworben, daß er 1860 zum Präsidenten des Landes erwählt wurde. Elf Südstaaten sagten sich darauf von der Union los und der traurige vierjährige Bürgerkrieg begann.

Am 1. Januar 1863 erließ Lincoln als eine Maßregel des Krieges die bekannte Emanzipations-Proklamation, in welcher er die Sklaven in den Staaten, welche sich von der Union getrennt hatten, für frei erklärte.

Die beste Anerkennung seiner Dienste während der schweren Kriegszeit mußte Präsident Lincoln daraus ersehen, daß er bei der nächsten Wahl mit großer Stimmenmehrheit wiedererwählt wurde.

Am 9. April 1865, an welchem Tage der südliche General Lee sich und seine Armee General Grant ergab, nahte sich der Krieg seinem Ende. Da — am 15. April — verbreitete sich die Schreckensnachricht: Präsident Lincoln ist an einer Schußwunde gestorben! Und so war es. Am Abend vorher war er von einem Schauspieler Namens Booth geschossen worden, und am darauf folgenden Morgen starb der große Mann. Unter tiefer Trauerbezeugung des ganzen Landes wurde sein Leichnam in Springfield, Ill., beigesetzt. Dort ist ihm ein großes, schönes Denkmal errichtet.



Lincolns Grabdenkmal zu Springfield, Ills.

Vierter Abschnitt.

1. Die Erde.

Nach dem Augenschein ist die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große runde Fläche, gleich einer ungeheuren Scheibe. Über den Rand derselben weiter hinaus kommt nichts mehr; dort ist gleichsam der Himmel an sie angehängt, der wie eine große hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tage die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berge oder Hause, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und bei Nacht ist da der Mond und die Sterne und sie scheinen gar nicht so hoch über unsern Häuptern zu stehen.

Aber wenn nun einer daheim weggeht und will reisen bis ans Ende der Erde, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am 1. April vom Hause aus, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wenn er will, durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland nach Asien hinein, durch die Muhammedaner und Heiden, vom Land aufs Wasser und vom Wasser wieder aufs Land, und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Tabak einfüllt und will daran denken, wie lange er schon von den Seinigen weg ist und wie weit er noch zu reisen hat ans Ende der Erde und wieder zurück: auf einmal wird's ihm heimisch in seinem Gemüte, es wird auch alles, wie es daheim war, er hört seine Landessprache wieder sprechen, zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchturm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn zugeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf, und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim und hat das Ende der Erde doch nicht gesehen. Nämlich er reist um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausging.

Es sind schon viele solcher Reisen um die Erde nach verschie-

denen Richtungen gemacht worden. Ist nicht der englische Seekapitän Cook in seinem Leben zweimal um die ganze Erde herumgereist und von der andern Seite wieder heimgekommen? Aber das dritte Mal haben ihn die Wilden auf der Insel Owaihi totgeschlagen und gegessen (1779).

Daraus und aus mehreren sicheren Anzeichen erkennen die Gelehrten folgendes: die Erde ist nicht bloß eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein, sie ist eine ungeheuer große Kugel. Weiter: sie hängt und schwebt frei, ohne Unterstützung, wie ihres Orts der Mond und die Sonne, in dem unermeßlichen Raume des Weltalls, unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiter: sie ist rings um und um, wo sie Land hat und wo die Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt und von Tieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Teil der Geschöpfe abwärts hänge und in Gefahr stehe, von der Erde weg in die Luft herabzufallen. Dies ist lächerlich. Überall nennt man unten, was man unter den Füßen, und oben, was über dem Haupte hinaus ist. Niemand kann sagen, daß er unten sei. Alle sind oben, so lange sie die Erde unter den Füßen und den Himmel voll Licht und Sterne über dem Haupte haben, und niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheure große Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt und jedem Pflänzlein darauf seinen Tau und sein Gedeihen giebt, und dem Kindlein, das geboren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, daß 1400 Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne das Getier.

2. Das Erdbeben zu Lissabon.

Der erste November des Jahres 1755 war für Lissabon, die wunderschön gelegene Hauptstadt Portugals, ein Tag der Verwüstung und des Entsetzens. Tausende, die sich am Morgen des Lebens noch freuten, waren erschlagen, verbrannt, ertrunken, ehe der Abend dunkelte.

Am Morgen des jammervollen Tages kündete es kein Zeichen in der Natur an, wie schrecklich der Abend enden werde. Der Himmel war heiter, die Sonne glänzte, es regte sich kein Lüftchen, und dem verderblichen Sturme ging eine sichere Ruhe vorher. Es war der Tag des Allerheiligenfestes. In den Kirchen war die Volksmenge um die Altäre niedergesunken, als sich etwa um zehn Uhr in den Straßen ein donnerähnliches Rollen vernehmen ließ. Darauf folgte ein Stoß und ein Schwanken und Wogen des Erdbodens. Mehr bedurfte es nicht, um Kirchen, Paläste und Hütten in Schutthaufen zu verwandeln.

Der Tumult, das Gedränge, das laute Geschrei und Wehklagen, das die Tempel erfüllte, die das Erdbeben noch verschont hatte, der rasche Übergang von der stillen Andacht zu dem Todesschrecken läßt sich nicht beschreiben. Tausende eilten auf die öffentlichen Plätze und hofften da Rettung zu finden; aber sie fanden sie nicht. Ein Hagel von Ziegeln, Balken und großen Werkstücken fiel auf sie nieder, zerschlug und zerquetschte sie. Kinder, Greise und Kranke wurden in ihren Wohnungen verschüttet; man konnte den Schurt nicht wegräumen, um zu ihnen zu kommen. Hinterher fand man sie oft unverstümmelt, aber durch Hunger umgekommen.

Noch andere eilten dem Tajo zu, um auf Kähnen und Fahrzeugen ihr Leben zu retten; aber auch diese letzte Hoffnung ging ihnen verloren. Der Strom stieg bis zu einer Höhe von 40 Fuß. Die noch verschonten Häuser und Ruinen wurden überschwemmt. Unzählige kamen in den Wogen um. Ein Damm, auf dem hundert Menschen standen, versank mit ihnen. Ebenso plötzlich, als die Flut entstand, verschwand sie wieder. Die Schiffe standen auf schlammigem Boden; Böte wurden verschlungen; Felsen, die man sonst nie sah, ragten in die Höhe. Die See türmte sich auf; Wellen spritzten weißen Schaum in die Luft. Es schien, als ob der Boden, auf dem die Stadt stand, verschlungen werden sollte.

Ein neuer Feind, ein Orkan, erhob sich, der finstre Staubwolken in die Luft trieb und das Licht des Tages verdunkelte. Ein zweiter Erdstoß folgte, der mehrere Minuten anhielt. Häuser wankten wie die schlanken Bäume im Sturmwind, mehrere fielen

zusammen. Ein dritter Stoß war so erschütternd, daß man sich nicht auf den Beinen halten konnte; man mußte sich niederwerfen oder knieen. Hier, wie an die Erde gebunden, mußte man es abwarten, was die kommende Minute über Tod und Leben entscheiden werde.

Der Sturm war der Vorbote einer Feuersbrunst, die er anwehte und schnell weiter verbreitete. Ehe die Nacht anbrach, standen die Trümmer der zerstörten Stadt in Flammen. Wer konnte löschen? wer wollte retten, was noch zu retten war? Das Leben stand im höchsten Preise; für Irdisches wagte man es nicht. Acht Tage wütete die alles verzehrende Flamme, und statt der turmreichen, mächtigen Stadt sah man Aschenhaufen.

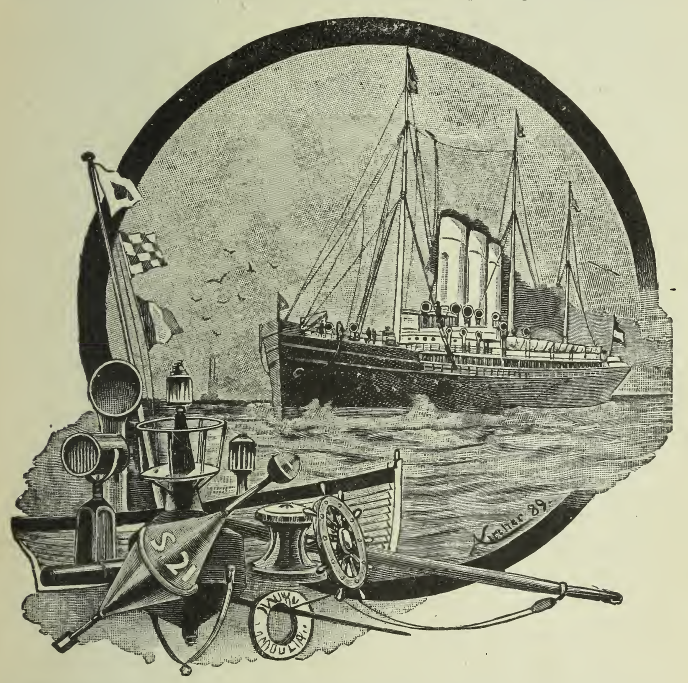
Tausende seufzten nach Brot, um den quälenden Hunger zu stillen. Zahllose Thränen flossen um die vermißten Eltern, die entrissenen Kinder, Wohlthäter und Freunde. Ein anhaltender Regen und Kälte vergrößerten das Ungemach aller derer, die obdachlos unter freiem Himmel lagen. Viele, die mit dem Leben davon gekommen waren, starben bald nachher an den Folgen des Hungers, der Erkältung, des Schrecks und der Angst. An 40,000 Menschen kamen bei dem Erdbeben um.

Wer denkt bei dieser furchtbaren Begebenheit nicht an das Wort der Schrift: Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben. (Ps. 39, 6.)

3. Die Schiffahrt.

Die Schiffahrt ist es, welche die verschiedenen Weltteile mit einander in Verbindung setzt. Wie es allerlei Fuhrwerke auf dem Lande giebt, so baut man auch allerlei Fahrzeuge, um das Meer zu befahren. Die Wilden höhlen große Baumstämme aus und wagen sich in denselben mit einigen Stangen zum Rudern selbst auf das Meer. Schon künstlicher gebaut sind die Kähne (Nachen, Boote), welche aus Brettern bald kleiner, bald größer, bald flacher, bald tiefer zusammengesetzt werden. Da man in einem offenen Kahne dem Regen und den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, so geriet man auf den Gedanken, auf demselben eine Bedeckung anzubringen.

Man richtete Stangen auf und hing Felle oder Tücher darüber her, oder man machte aus Brettern ein kleines Gemach. Zuerst bewegte man dieses Fahrzeug nur mittelst der Ruderstangen weiter und brachte bei größeren Kähnen vier, sechs und noch mehr Ruder an. Allein mit der Zeit lernte man den Wind zum Forttreiben der



Kähne benutzen. Man spannte ein Tuch zwischen zwei Stangen aus, so daß der Wind sich darin fing und das Fahrzeug auf der glatten Meeresfläche weiter trieb. Auf diese Art entstanden nach und nach aus Kähnen Schifflein mit einem Verdecke und Segel, und aus Schifflein wurden endlich große Schiffe mit mehreren Verdecken und vielen Segeln.

Es werden Schiffe gebaut, so groß wie Häuser, die einen zum Versenden von Lasten, die andern zum Kriegführen. Die größten

Kriegsschiffe haben drei Verdecke, auf welchen teils Kanonen aufgestellt, teils Gemächer für die Soldaten und Matrosen eingerichtet sind. Die Lastschiffe werden hauptsächlich von reichen Kaufleuten, welche in der Nähe des Meeres wohnen, gebraucht; sie senden auf denselben allerlei Waren in fremde Weltteile und lassen aus diesen Zucker, Kaffee, Reis und anderes holen. Auf vielen Kriegs- und Lastschiffen hat man Dampfmaschinen angebracht, durch welche Räder oder Schaufeln getrieben werden. Diese setzen das Schiff in Bewegung. Ein solches Schiff nennt man Dampfschiff. Jedes Schiff hat wenigstens ein Steuer, vermittelst dessen es regiert wird; der Mann, welcher dazu bestellt ist, heißt der Steuermann. Wenn der Wind dahin weht, wohin das Schiff gebracht werden soll, so werden die Segel aufgespannt; wenn aber der Wind in der entgegengesetzten Richtung weht, so werden die Segel eingezogen. Dazu, wie zu andern Diensten auf dem Schiffe, werden die Matrosen gebraucht. Der Vorgesetzte aller Schiffsleute auf einem Fahrzeuge heißt Kapitän. Mehrere Schiffe zusammen nennt man eine Flotte. Der Anführer einer Flotte heißt Admiral.

4. Die Reise durch Europa.

Wer will mit durch Europa reisen?
Kommt her, ich will den Weg euch weisen.
Da guckt einmal, ihr Leutchen, all':
Das erste Land heißt Portugal.
Von Spanien wird's hier umgeben,
Da wächst der Wein an edlen Reben,
Da türmen sich die Pyrenäen.
Hilft nichts! wir müssen drüber gehen,
Wenn wir zurück nicht bleiben sollen
Und bald nach Frankreich kommen wollen.
Von Frankreich geht es an den Rhein,
Da schiffen wir uns hurtig ein
Und ruhen bald im Vaterhaus,
In Deutschland von der Reise aus.

Dann aber lassen wir die Ruh',
Auf Böhmen geht's und Östreich zu.
Und nach Galizien darauf
Zielt weiter dringend unser Lauf.
Auch wollen wir mit raschen Füßen.
Ein sonsten eignes Reich begrüßen,
Man nennt es Polen: denkt daran,
Will sehen, wer sich's merken kann.
An Preußen grenzt es, wie ihr seht,
Wo schon der Seewind kräftig weht:
Da gehen wir an Schiffes Bord
Und segeln so nach Rußland fort.
Hier stehen wir am Ziel der Bahn.
Die erste Reise ist gethan.
Auf, Leutchen, auf! geschwind! geschwind!
Es bläst von Morgen her der Wind.
Zu Schiff! zu Schiff! Stoßt ab vom Strand!
Von Petersburg nach Engelland!
Das macht ein Reich mit Schottland aus;
Und von dem gleichen Königshaus
Wird Irland noch dazu regiert,
Wohin uns jetzt die Reise führt.
Was dort wir in der Ferne seh'n
Von Rauch umhüllt im Meere steh'n,
Das ist die Insel Island! Hier
Vermeiden Heklas Flammen wir,
Und lieber steuern wir in Ruh'
Dem Amsterdamer Hafen zu.
Aus Holland geht's nach Dänemark.
Bei Kopenhagen schießt man stark
Und läßt nicht jedes Schiff passieren,
Das würde uns zu sehr genieren.
Was ist uns an dem Sund gelegen!
Fort, Kameraden, nach Norwegen,

Und haben wir den halben Bogen
Bis zu den Lappen frisch durchzogen,
So kehren wir in Schweden ein,
Und hier soll wieder Rasttag sein!
Nicht stets zu Land, nicht stets zu See,
Wir schwingen uns auch in die Höh'!
Und durch die Lüfte segeln wir
Hin zu der Schweizer Bergrevier.
Seht, wie empor die Alpen steigen,
Wie sie bis an die Wolken reichen!
Doch wollen wir gern drüber hin
In eine schöne Gegend zieh'n,
Wo duftende Zitronen blüh'n
Und goldene Orangen glüh'n.
Das freundliche, das holde Land,
Es wird Italien genannt.
Neapel und Sizilien
Und ferner dort Sardinien
Gehört dazu; doch unsre Bahn
Geht östlich nach Illyrien;
Das Land der Ungarn stößt daran.
Doch wir verlassen es behende,
Es laden uns die Türken ein.
Und hier wird unsers Weges Ende,
Hier muß Europas Grenze sein.

5. Der Mörissee in Ägypten.

Nächst den Israeliten sind die Ägypter das älteste Volk, welches wir in der Geschichte kennen. Vor mehreren tausend Jahren herrschte über sie der König Möris. Der ließ von seinen Unterthanen einen großen See ausgraben, um das Wasser des Nil darin zu sammeln und es für die heiße Jahreszeit, wo es an Wasser mangelte, aufzubewahren; denn Ägypten ist ein heißes und trockenes Land, wo es fast niemals regnet oder taut; aber der Nil fließt

mitten hindurch und macht es fruchtbar durch seine Überschwemmungen. Im Monat März fängt sein Wasser an zu steigen von dem vielen Regen, der in den Bergländern fällt, da der Nil entspringt; dann wächst er immer mehr, bis er aus den Ufern tritt, und im Monat August überschwemmt er das ganze Ägyptenland, sodaß man mit Kähnen über die Felder fährt und die Städte wie Inseln aus einem großen See hervorragen. Wie dies vor drei- und viertausend Jahren geschah, geschieht es auch noch jetzt. Erst um die Zeit, wenn bei uns der Winter anfängt, fällt das Wasser wieder in seine Ufer. Dann säet man, ohne zu pflügen und zu eggen, in den Schlamm hinein, und schon im Dezember blühet der Flachs, im Januar schlägt der Weinstock aus, im März ist das Korn reif zum Schnitt, und im Juni hat man schon reife Weintrauben.

Wenn aber der Nilfluß nicht hoch genug steigt, oder wenn er zu sehr das Land überschwemmt, kommt Ägypten in große Gefahr. Darum ließ der König Möris jenen großen See graben, der nach ihm der Mörissee genannt wurde und eine große Wohlthat für die Ägypter war. Stieg nämlich das Wasser zu hoch, so wurde es in das Seebecken geleitet, und trat große Trocknis ein, konnte man wieder das Wasser des Sees auf das Feld leiten. Viel tausendmal tausend Menschen mußten viele Jahre lang arbeiten, um die Erde fortzuschaffen. Als das Becken tief genug war, ließ der König noch zwei große Pyramiden mitten in dem See erbauen, zum Denkmal für sich und die Königin. Auf der Pyramide des Königs ward noch dessen Standbild gesetzt, auf einem Throne sitzend; auf die Pyramide der Königin kam gleichfalls ein Thron und das Standbild der Frau des Königs — alles aus schwarzem, weißgeflecktem Marmor gearbeitet.

6. Nordamerika vor vierhundert Jahren.

Als das Ländergebiet vor vierhundert Jahren entdeckt wurde, welches gegenwärtig die Vereinigten Staaten von Nordamerika bildet, sah es hier ganz anders aus, wie jetzt.

Die Abdachung der Alleghanygebirge östlich bis zur Meeresküste und westlich bis zu den Ufern des Wabashflusses waren mit dichten Wäldern bedeckt, die sich vom Cape Fear nördlich bis zu den fünf großen Seen erstreckten. Nur rothäutige Indianer und wilde Tiere, wie der Bär, der Wolf und der Bison oder Buffalo, Hirsche und Truthühner rc. bewohnten dieses Land.

Weiter nach Westen hin bis zum Felsengebirge breiteten sich die baumlosen Prairien tausende von Meilen in die Länge und Breite aus. Die Buffalos weideten in ungeheuren Herden auf diesen fetten Grasfluren. Eine große Anzahl von Indianerstämmen hatten sich im Mississippithale der Bisonjagd wegen niedergelassen und führten, wie alle Indianer Nordamerikas, ein Nomadenleben. Sie hatten den ganzen Länderstrich in Besitz und jeder Stamm betrachtete sein Jagdgebiet als sein Eigentum.

In dem Lande, welches südlich von den Alleghanygebirgen und von dem Arkansasfluß nach dem Golf von Mexiko hin sich ausdehnt, wuchsen keine niedrigen Gräser, sondern nur Kräuter, Sträuche und Bäume der wärmeren Zone, wie die wohlriechende Magnolia mit zwei Fuß langen Blüten. Die Flüsse, sowie die Lachen (Bayoux, sprich Beijus) der Niederungen wimmelten von Alligatoren, einer riesenhaften Eidechsenart. In den Rohrdickichten (Cane brakes) hausten die Kougars und wilden Katzen in Menge. Die Bevölkerung dieses ungeheuren Ländergebiets soll sich zu jener Zeit auf ungefähr zwölf Millionen Indianer belaufen haben. Sie bestand aus vielen kleinen Stämmen, die sich nur mit Jagd und Fischfang beschäftigten, während die Frauen ein Stück Maisland bebauten. Die Sitten und Gewohnheiten der Indianer sind heute noch dieselben, wie vor vierhundert Jahren. Ackerbau und Viehzucht haben sie nie getrieben.

Man sah damals in Nordamerika keine Getreidefelder, Häuser, Städte, Pferde oder Rindvieh, Obstbäume oder eiserne Werkzeuge. Die Indianer hatten bei ihren Lagern in den Ebenen nur wenige Erdhügel aufgeworfen, um von ihren Gipfeln die Feinde oder das Wild in weiter Ferne zu erspähen. — Im ganzen Lande befand sich kein Europäer und kein Neger.

7. Einiges über den Charakter der nordamerikanischen Indianer.



1. Vom nordamerikanischen Indianer kann man mit Recht sagen, daß er ein zweifaches Naturell hat; ist er von Weißen oder, wie er dieselben nennt, Blaßgesichtern umgeben, glaubt er sich von ihnen beobachtet, dann ist er mürrisch, schweigsam, verdrießlich, verschlossen; dann lagert ein tiefer Ernst über seinen Zügen; dann vermag nur selten auch das Unerwartetste ihn aus seiner Ruhe zu bringen.

2. Anders aber verhält er sich in dem engeren Kreise der Seinigen, wenn er darin, ohne eine Ahnung hiervon zu haben, beobachtet wird. Da ändert sich sein Benehmen in auffallender Weise; da bekundet er Interesse für alles; da wird er mitteilsam, heiter, ja selbst geschwätzig; da wird er nicht müde, stundenlang seinen Genossen von seinen Kriegs- oder Jagdabenteuern zu erzählen oder ihnen aufmerksam und gespannt zuzuhören; da ist der Häuptling von einem andern Stammesgenossen kaum zu erkennen.

3. Charakteristisch ist ferner für den Indianer, daß er außerordentlich begierig auf Geschenke irgend einer Art, hauptsächlich auf Geld ist. Man mag ihm geben, soviel man will: zufrieden zu stellen ist er niemals. Er nimmt alles, auch das ihm Nutzloseste, an und verwendet es dann auf seine, freilich nach unsern Anschauungen oft überaus komische Weise. Übrigens ist nur den Männern, die bei den Indianern wunderbarer Weise eitler als die Frauen sind, der Putz gestattet.

4. Andere Charakterzüge des im Naturzustande lebenden nordamerikanischen Indianers sind folgende: Er ist unreinlich, raub- und beutegierig; im Stehlen von Pferden, sowie überhaupt im Entwenden eines Gegenstandes, nach dessen Besitz er lüstern ist, hat er es zur Meisterschaft gebracht; seinem Worte kann man kein Vertrauen schenken.

5. Andrerseits übt der Indianer in schöner Weise die Gastfreundschaft; er wird jedes Bleichgesicht, das sich ermüdet und ermattet seinem Wigwam naht, freundlich aufnehmen und nach



Kräften bewirten, seine Habseligkeiten beschützen und für sein Pferd Sorge tragen.

6. Wenn sich der Indianer nicht auf dem Kriegspfade befindet, wenn er nicht einen Raubzug gegen Weiße, ihr Leben, ihr Hab und Gut, namentlich ihr Vieh unternimmt, so beschäftigt er sich entweder mit der Jagd und dem Fischfange, oder er überläßt sich dem Müßiggange, den er höchstens durch die von ihm leidenschaftlich geliebten Spiele und Tänze unterbricht. Nur ausnahmsweise nehmen an dem letzteren die Frauen teil, welche die wirkliche Arbeit im Haus und, soweit sie sich unumgänglich notwendig erweist, im Felde verrichten müssen, da sie dem Indianer eines freien Mannes, wie er ist, unwürdig erscheint. Die Frauen müssen sich

Tag und Nacht quälen und plagen, um den Ansprüchen der Männer — ihrer Herren und Gebieter im wahren Sinne des Wortes — zu genügen, die in ihnen kaum etwas anderes als Last= und Arbeitstiere erblicken und sie als solche behandeln. Die Frauen müssen nicht bloß der Kinder warten, sondern auch Wasser tragen, Holz schleppen, Felle gerben, die Kühe besorgen, bei Wanderungen die Zelte auf= und abschlagen und die Lasttiere bepacken.

7. Gegen Arbeiten irgend einer Art, die dem weißen Ansiedler im fernen Westen Freude, Stolz und Befriedigung gewähren, wie Urbarmachung des Bodens, Säen, Ernten, Errichten von behaglichen Wohnstätten, hat der Indianer einen unbezwingbaren Abscheu; seine Beschäftigung besteht im Jagen, Fischen, Betteln und Rauben. Die bitterste Not kann ihm nicht Hacke oder Spaten in die Hand pressen; sie macht ihn höchstens zum Dieb oder Räuber, nicht aber zu einem nützlichen, ehrenwerten Arbeiter. Davon, daß feste, gründliche Arbeit lohnend sei und dem Menschen Achtung und Glück erwerbe, hat er nicht die leiseste Vorstellung. Die gründliche Verachtung jeder Art von ernster Arbeit ist bei einzelnen Stämmen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß z. B. die Sioux=Frauen einen Mann, der wirklich arbeiten will, eine Squaw, zu deutsch ein Weib, schelten. Der Indianer ist daher geradezu gezwungen, infolge thörichter Vorurteile einer unthätigen Lebensweise zu fröhnen.

8. Die Stadt Cleveland.

Cleveland, am südlichen Ufer des Eriesees im County Cuyahoga gelegen, ist nach dem letzten Census die zweitgrößte Stadt im Staate Ohio und die zehntgrößte in den Vereinigten Staaten von Nord=Amerika. Im Jahre 1890 betrug nämlich die Zahl ihrer Einwohner 265,000 und ihr Gebiet umfaßte etwa 28 Quadratmeilen. Fährt man auf einer der vielen Eisenbahnen in die Stadt hinein, so macht dieselbe keinen angenehmen Eindruck; kommt man aber zu Schiff vom See aus in dem künstlich ausgebauten Hafen am hellen Tage an, so hat man den prächtigen Anblick einer wirklich schönen Wohn= und Handelsstadt.

Etwa 80 Fuß über dem Wasserspiegel liegt die Stadt zu beiden Seiten eines weiten, rauchigen und mehrfach überbrückten Thales, in welchem schlangenartig der kleine Cuyahoga-Fluß seine vielen Windungen nordwärts zum See macht. Im Jahre 1796 wurden östlich vom Flusse die ersten Straßen angelegt und etliche Blockhäuser gebaut. Das Dörfchen nannte sich nach seinem Begründer, dem General Moses Cleveland. Mit der Zeit ließen sich Ansiedler auch auf den Höhen der Westseite des Flusses häuslich nieder und gaben der Ansiedlung den Namen Ohio City. Wie zwei Nachbarskinder, bald mit einander spielend und scherzend, bald sich zankend und streitend, wuchsen diese beiden Dörfer zu Städten heran. Da fiel es dem älteren und rascher aufgewachsenen Cleveland ein, der kleineren Nachbarstadt den Antrag zu machen, sich mit ihr zu einer Stadt zu vereinigen, und diese, nachdem sie sich besonnen, ging darauf ein und gab ihren Namen dran. Das war im Jahre 1855. Seitdem trägt nun diese Doppelstadt den Namen Cleveland. Sie heißt auch Waldstadt, wegen ihrer vielen Hausgärten und öffentlichen Parks, hauptsächlich aber, weil ihre breiten Wohnstraßen fast ausnahmslos auf beiden Seiten mit Schattenbäumen — meistens Ahorn und Ulme — eingefaßt sind. Unter ihren zahlreichen schönen Straßen ist die Euclid Avenue die bekannteste und ohne Zweifel die schönste. Sagt man doch in Cleveland, sie sei die prachtvollste Wohnstraße der Welt.

Mitten in dem Geschäftsteile der Stadt liegt ein zehn Acker großer Platz, Monumental Park benannt. Von zwei Straßen in der Mitte durchkreuzt, zerfällt derselbe in vier gleich große Vierecke. Auf einem derselben steht die Marmorstatue des tapferen Commodore Perry, zur Erinnerung seiner wider die Engländer gewonnenen Seeschlacht in der Nähe von Put in Bay im Jahre 1813. Auf dem andern schaut man das bescheidene eherne Standbild des Gründers der Stadt. Auf dem dritten ist eine steinerne Rednerbühne; hier werden die politischen Massenversammlungen gehalten. Das vierte Viereck zieren im Sommer etliche Beete von auserlesenen Blumen, welche dem Geplätscher eines munteren Springbrunnens lauschen. Unfern von diesem Park, der auch Public

Square genannt wird, stehen die hervorragendsten Gebäude der Stadt, das imposante Postamt, das feuerfeste Bankgebäude mit seinen Millionen von Ersparnissen, die Case Hall mit ihrer wertvollen Bibliothek, die City Hall mit ihren Amtsstuben groß und klein, das hohe Hollenden Hotel und das Arcade Gebäude, das größte seiner Art. Der erwähnte Platz ist gleichsam das Herz der Stadt. Von hier laufen die Hauptverkehrsstraßen nach jeder Richtung aus. Von hier aus bringen die elektrischen Straßenbahnen den Besucher zu den Sehenswürdigkeiten Clevelands. Dazu gehören z. B. der Wade Park, das Adelbert College, der Lake View Gottesacker mit seinem Garfield-Mausoleum, worin die Leiche des ermordeten Präsidenten ruht, prächtig gebettet von der Hand der ganzen Nation. Eines Spazierganges wert sind auch die hohen Brücken über das geschäftige Thal, sonderlich der riesige, steinerne Viadukt, welcher den Hauptverkehr zwischen der Ost- und Westseite der Stadt vermittelt.

Cleveland ist bekannt durch seine Ölraffinerieen, Eisen- und Stahlgießereien und durch sein Brush-elektrisches Licht, dessen Erfinder in kurzer Zeit aus einem armen einer der wohlhabendsten Bürger der Stadt geworden ist. Die Waldstadt ist reichlich mit Hotels und Hospitälern versehen. Ihre öffentlichen Schulgebäude sind Muster ihrer Art. Es fehlt auch nicht an hübschen Gotteshäusern, welche mit ihren Türmen wie aufgehobene Zeigefinger nach oben weisen und mit ihrem Glockengeläut den regen und trägen Leuten zurufen: Lebt in dieser kurzen Zeit für die lange Ewigkeit!

Sonderlich in der deutschen Bevölkerung der Stadt hat etwa seit dem Jahre 1850 die rechtgläubige evangelisch-lutherische Kirche eine Stätte gefunden und aus ursprünglich einer Gemeinde sind bisher acht geworden mit ebensovielen Schulen, in welchen 30 Lehrer 2500 Kinder tagtäglich in Gottes Wort und in den üblichen weltlichen Wissenschaften unterrichten. —

Wer nach Cleveland kommt, der vergesse nicht, das Grab des seligen Pastors Friedrich Wyneken auf dem Stadtgottesacker der Westseite zu besuchen und an diesem Grabe Gott für das Leben und Wirken dieses Mannes zu danken.

9. Chicago, die Metropole des Westens.

Nicht mit Unrecht hat man Chicago „die Wunderstadt" genannt, denn es dürfte in der That schwer fallen, eine zweite Stadt der Union, ja der ganzen Welt zu nennen, die sich so rasch zu solcher Größe und Bedeutung emporgeschwungen hat, wie Chicago. Der Platz, auf welchem heute diese Millionenstadt ausgebreitet liegt, war noch im Jahre 1801 ein unbewohnter Sumpf. Zehn Jahre darauf wurde daselbst ein unbedeutender Militärposten errichtet, der jedoch bald wieder aufgegeben werden mußte, da die Besatzung desselben fast bis auf den letzten Mann von Indianern niedergemetzelt worden war. Im Jahre 1821 finden wir wiederum in jener sumpfigen Gegend ein Fort mit geringer Besatzung, das nach einem weiteren Jahrzehnt von zwölf dürftigen Blockhütten umgeben ist. Endlich, im Jahre 1841, wird die Stadt mit 5752 Einwohnern inkorporiert und bildet schon einen ganz ansehnlichen Handelsplatz. Noch zwei Jahrzehnte weiter zählt die Einwohnerschaft der Stadt bereits über hunderttausend, und im Jahre 1871 sehen wir staunend, daß mitten aus dem Sumpfe heraus eine Stadt sich erhoben hat, die, was Reichtum, Pracht, Verkehr und Handel betrifft, allen größeren Städten des Landes den Rang abzulaufen droht. Aber siehe da, der HErr will die im Mammonsdienst, in Lastern und Sünden versunkene Stadt daran erinnern, daß sie Ihn suchen soll, und furchtbar streckt er seinen strafenden Arm über das blühende Chicago aus. Eine schreckliche Feuersbrunst entsteht am Sonntag-Abend, den 8. Oktober 1871; alle Löschungsversuche sind vergeblich und schon nach vierundzwanzig Stunden sind die Wohnstätten und Geschäftshäuser von 98,500 Personen in Trümmer und Asche gelegt. Drei und ein Drittel Quadratmeilen der dichtbevölkerten Stadt sind ein Raub der gierigen Flammen geworden. Der Gesamtschaden, den das Feuer anrichtete, belief sich auf nicht weniger als 190 Millionen Dollars.

Doch was niemand ahnte oder zu hoffen wagte, trat ein: schöner und großartiger, als je zuvor, erhob sich die Stadt wieder aus dem Schutt- und Trümmerhaufen und hat heute, neunzehn Jahre nach ihrer Zerstörung, eine Einwohnerzahl von 1,101,263 aufzuweisen, ein Wachstum, wie es fast einzigartig in der Geschichte der Städte dasteht.

Auf einem Flächenraum von 169 Quadratmeilen liegt die Riesenstadt am westlichen Ufer des Michigan-Sees auf einer nur sehr allmählich vom Ufer ansteigenden Ebene, die man gegen den See hin neun bis zehn Fuß erhöhen mußte, um die früher bei hohem Wasserstand häufig vorkommenden Überschwemmungen zu verhindern. Durch den Chicago-Fluß und seine beiden Zweige wird die Stadt in drei Teile getrennt, die durch 63 Drehbrücken und zwei Tunnels miteinander verbunden sind.

Wegen der niedrigen Lage litt die Stadt früher ungemein an Mangel reinen und gesunden Wassers. Jetzt versorgt jedoch ein großartig angelegtes Wasserwerk die Stadt mit täglich 98 Millionen Gallonen kühlen, reinen Wassers, welches zwei Meilen vom Ufer entfernt in zwei großen Tunnels von fünf respektive sieben Fuß im Durchmesser aus dem Michigan-See gepumpt und in die Stadt geleitet wird. Die Wasserwerke haben der Stadt die ungeheure Summe von nahezu elf Millionen Dollars gekostet.

Die Straßen der Stadt sind regelmäßig und schön angelegt und zum größten Teile in den niedrigen Gegenden aufgefüllt und erhöht. Ein breiter, großartiger „Boulevard" umgiebt die Stadt auf der Landseite; an demselben liegen sechs öffentliche Parks: Lincoln, Humboldt, Douglas, Central und zwei South Parks.

Wenige Städte der Welt können eine solche Unmenge großartiger, prachtvoller Gebäulichkeiten aufweisen, wie wir sie in Chicago finden. Die bemerkenswertesten öffentlichen Gebäude sind: das Bezirks-Gerichtshaus (Court-House), das Postgebäude, das Kriminalgerichtshaus und Gefängnis, das Zollamtsgebäude, die Börse, die erste Nationalbank, das neue Auditorium, das mit Turmaufsatz 17 Stockwerke hoch ist, das Bezirkshospital und das medizinische College.

Chicago ist ein Eisenbahn-Knotenpunkt. In sieben prachtvollen Bahnhöfen, unter denen der erst jüngst vollendete Wisconsin-Central Bahnhof der großartigste und schönste ist, laufen täglich Passagierzüge von 21 verschiedenen Bahnen ein und aus. Außerdem giebt es innerhalb der Stadtgrenzen noch etwa fünfzig kleinere Eisenbahnstationen.

Der Handel Chicagos ist wegen der überaus günstigen Lage und der ausgezeichneten Verbindung der Stadt mit allen Teilen des Landes ein sehr ausgedehnter. Dampfboote und Segelschiffe können von hier aus nach allen an den Seen gelegenen Plätzen gelangen. Durch den Welland-Kanal und den St. Lorenzstrom steht den Schiffen selbst der Weg bis zum atlantischen Ozean offen. Durch den Illinois-Kanal ist die Verbindung mit dem Illinois-Fluß und durch diesen wieder mit dem Mississippi hergestellt. Zieht man dazu endlich noch in Betracht, daß die Stadt durch die zahlreichen Eisenbahnlinien, welche von hier wie von einem Centrum nach allen Richtungen hin auslaufen, mit allen Teilen des Landes, insonderheit aber mit dem rasch emporblühenden, Ackerbau und Viehzucht treibenden Westen, in bestmöglicher Verbindung steht, so ist es kaum zu verwundern, daß Chicago den Ruhm genießt, einer der größten Vieh- und Getreidemärkte der Welt zu sein. Bezifferte sich doch die Menge des hierher gesandten Getreides im Jahre 1886 auf nicht weniger als 133 Millionen Bushel, wovon in den 29 Speichern wieder über 112 Millionen Bushel verschickt wurden. An Vieh wurden im Jahre 1887 nicht weniger als

5,470,852 Schweine, 2,447,867 Rinder, 1,360,862 Schafe und 46,404 Pferde nach Chicago versandt. Das Schlachtvieh wird in 70 großartigen Schlächtereien „verpackt", unter denen die Union Stock Yards, auf einem Flächenraum von 350 Acres, den ersten Platz einnehmen. Die Einfuhr an Bauholz betrug im Jahre 1886 1,742,989,000 Fuß und 813,869,000 Dachschindeln.

Obgleich Chicago keine eigentliche Fabrikstadt ist, so giebt es hier doch fast 2400 verschiedene gewerbliche Anstalten. Eisen- und Stahlwerke, Gießereien und Maschinenbaustätten, Möbelfabriken, Druckereien, Lederfabriken, Hobelmühlen, Seifensiedereien &c. sind hier in vollster Thätigkeit. Doch das Erfreulichste an dieser Millionenstadt Chicago ist jedenfalls dies, daß der HErr inmitten der ruhelos nach Geld und irdischem Gewinn jagenden Menschenmenge auch ein großes Volk hat, das Ihn ehret und anbetet und Seinem heiligen Namen dienet. Das lutherische Zion der lieben Missouri-Synode ist gegenwärtig hier durch 25 zum größten Teil sehr volkreiche Gemeinden vertreten, an denen 28 Pastoren thätig sind, während in den lutherischen Gemeindeschulen 89 Lehrer und Lehrerinnen eine Schar von über 8000 Kindern nicht nur in weltlichem Wissen, sondern auch in dem Einem, was not thut, unterweisen.

10. Die Indier.

Die eigentlichen Bewohner Ostindiens, Hindus genannt, sind braun in verschiedener Schattierung, mittelgroß, fein und schlank gebaut, gemeiniglich schön von Angesicht und von milden Zügen. Das ganze Volk ist in viele Klassen — Kasten — geteilt, von welchen hauptsächlich zu nennen sind: Die der Brahminen als die höchste und für heilig angesehene, aus welcher daher auch der Priesterstand sich bildet; die der Subras als die Mittelklasse; die der Parias als die niedrigste. Jeder muß in der Kaste bleiben, in welcher er geboren ist, und sich den Ordnungen und Regeln seiner Kaste fügen. Wer das nicht thut, wird ausgeschlossen. Die Indier sind von Gott mit reichen Anlagen ausgestattet. Ihre Priester sind gar gelehrte Leute, und doch kennen sie den wahrhaftigen Gott nicht, sondern sind Götzendiener und verführen das Volk zu thörichtem Aberglauben. Unter anderm glauben die Indier, daß die Seelen der Verstorbenen in Tieren oder in andern Menschen wieder zum Leibesleben kommen. Aus diesem Grunde essen die Brahminen kein Fleisch; in einem geschlachteten Tiere könnte sich ja die Seele eines Verstorbenen befinden! Um heilig

zu werden, machen die Indier die merkwürdigsten Übungen. Viele von ihnen hängen sich so lange an einem Baume auf, bis ihre Arme absterben oder verdorren. Andere gehen auf spitzen Nägeln, welche sie in ihren Schuhen haben. Noch andere legen sich auf ein Lager, das mit Stacheln versehen ist. Wieder andere sehen so lange in die Sonne, bis sie blind werden. — Ihren Götzen haben die Indier prachtvolle Tempel erbaut, in welchen Götzenbilder stehen. Einen ihrer Götzen bilden sie in Menschengestalt mit zweiunddreißig Händen ab. In jeder Hand hat er ein Messer und um den Hals eine Kette von Menschenschädeln. Die Feste ihrer Götter feiern sie mit großer Pracht. — Von Bekehrung des Herzens weiß das unglückliche Volk nichts. Glaubt man etwas Böses gethan zu haben, so bringt man zur Sühne ein Geschenk in einen Tempel, oder badet sich, oder spricht den Namen eines Götzen etliche hundertmal nach einander aus.

11. Der Yellowstone Park.

Nicht bloß unsere größeren Städte haben ihre Parkanlagen, in denen die Bürger nach vollbrachtem Tagewerke sich erholen, sondern auch unser Land hat ein solches Nationaleigentum. Das ist der Yellowstone Park. Derselbe liegt im Nordwesten des Staates Wyoming und erhebt sich 6000 Fuß über den Meeresspiegel. Er umfaßt etwa 3600 Quadratmeilen; ist also noch größer als die Staaten Rhode Island und Delaware zusammen genommen.

Ganz zufällig wurden der schöne Yellowstone Lake und der daraus entspringende Yellowstone River von Jägern entdeckt; aber im Jahre 1872 ist das ganze, herrliche Gebiet durch den Kongreß, das ist, die Bundesgesetzgebung in Washington, zum Nationalpark erklärt worden.

Der Park ist ein wahres Wunderland. Gottes allmächtige Schöpferhand hat auf diesem Stück Erde ein Wunder an das andere gestellt. Mächtige Berge, deren schneebedeckte Gipfel 6000 Fuß emporragen, schauerlich tiefe Schluchten, aus denen heraus man die Sterne am lichten Tage funkeln sieht, zahlreiche Geyser, welche ihre heißen Gewässer teilweise mehrere hundert Fuß hoch in

die Luft schleudern, gegen welche der großartige Geyser Islands in den Schatten treten muß, hohe Wasserfälle und herrliche Seen mit krystallreinem Wasser machen diesen Park zum schönsten Teil Amerikas.

Auch unsere einheimischen wilden Tiere, welche sonstwo dem Aussterben und der gänzlichen Vernichtung preisgegeben wären, finden auf den weiten Wiesen des Nationalparks Nahrung und Schutz. Buffalos, Moosetiere, Elche, Biber und mehrere Arten von Hirschen leben dort in schönster Eintracht und vermehren sich wieder. Selbst Pumas, Luchse, Wildkatzen, der Grizzlybär, der Zimmetbär und der schwarze Bär finden dort eine Zufluchtsstätte, und die dortige Kompanie Soldaten sorgt dafür, daß diese letzten mit ihren Vettern in gutem Einvernehmen leben; sowie auch dafür, daß dieser Park das sei, wozu er vom Kongreß bestimmt worden ist: eine dauernde Stätte der Belehrung und Erholung für alle Naturfreunde.

12. St. Louis.

Fast im Mittelpunkt des größten Flußgebietes der Vereinigten Staaten thront die Königin des Mississippi-Thales, die Stadt St. Louis. Erbaut auf dem westlichen Ufer des Mississippi, des Vaters der Ströme, etwa fünfzehn Meilen unterhalb des Missouri Flusses, steht sie da als Herrscherin in der Mitte des großen Gebietes zwischen dem Golf von Mexico und den britischen Besitzungen in Nordamerika.

Es war im Februar des Jahres 1764, als der Franzose Laclede Liguist in Gemeinschaft mit seinem damals etwa vierzehnjährigen Stiefsohn Augustus Chouteau und gegen dreißig andern Personen in der Nähe der Stelle, wo jetzt das Hotel Barnum steht, anfingen Bäume zu fällen im Urwald und Blockhütten zu errichten. Ein Handelsposten der Pelzhändler für den fernen wilden Westen wurde hier gegründet. In den ersten Jahrzehnten nach ihrer Gründung wuchs die neue Ansiedlung sehr langsam. St. Louis blieb unter dem Regiment der Franzosen, trotz seiner sehr günstigen Lage, immer doch nur ein sehr unbedeutender Ort. Im Jahre 1810

zählte der Platz erst rund 1600 Einwohner; im Jahre 1840 etwas über 16,000. Von dieser Zeit an aber wuchs die Stadt mit Riesenschritten. Schon nach einem Jahrzehnt, also im Jahre 1850, war die Einwohnerzahl auf 78,000 angewachsen, und nach wieder zehn Jahren auf mehr denn 160,000 Köpfe gestiegen. Heute ist St. Louis an Bevölkerungszahl die fünftgrößte Stadt in den Vereinigten Staaten. Nach dem Census von 1890 hat ihre Bevölkerung die Zahl 450,000 erreicht. Sie ist zudem die drittgrößte Fabrikstadt in der Union; denn sie hat sehr bedeutende Eisengießereien und Maschinenbauereien, große Zuckerraffinerien, eine Menge großer Mahlmühlen, Brauereien und Schlachthäuser, sowie Fabriken für Baumwolle, Tabak, Wachs, Öl, Farben 2c.

Das Weichbild der Stadt zieht sich der Länge nach fünfzehn Meilen den Fluß entlang, und die Breite, vom Mississippi an nach Westen hin, beträgt über sechs Meilen.

Die Straßen sind breit und schneiden sich meist rechtwinklig. Die Häuser sind zum größten Teil aus Backsteinen erbaut. Der Handel von St. Louis nach Außen hin ist ein sehr bedeutender. Getreide, Mehl, Fleisch, Bier, Metall- und Holzwaren aller Art, Baumwolle 2c. sind die vornehmlichsten Artikel für die Ausfuhr. Der Handelsverkehr wird vermittelt durch Eisenbahnen und Dampfschiffe. Von der größten Wichtigkeit für den Handel und Verkehr von St. Louis mit der Außenwelt ist das ausgedehnte Eisenbahnnetz, dessen Fäden hier von allen Himmelsgegenden her zusammenlaufen. In dem Union Depot, wo fast alle Bahnen münden, herrscht stets ein buntes Leben und Treiben.

Die Wasserwerke St. Louis' sind großartig. Dieselben sind am Flußufer belegen. Durch sie wird das Wasser aus dem Fluß gepumpt und in zwei mächtige Türme, die sogenannten Wassertürme, hinaufgetrieben. Von diesen wird es in ein großes Reservoir (Wasserbehälter) geleitet, von wo aus es dann durch Wasserleitungen über die ganze Stadt verteilt wird.

Der Mississippi wird bei St. Louis durch zwei Brücken überspannt. Besonders merkwürdig ist die gewaltige, massive, von Capt. Eads erbaute. Dieselbe ist ein Meisterwerk der Baukunst.

Mit drei mächtigen, auf vier kolossalen Pfeilern ruhenden eisernen Bogen wird der Fluß überspannt. Die Bogen sind so hoch, daß auch die größten hiesigen Dampfschiffe darunter passieren können. Von der Brücke aus kann man einen weiten Blick den Fluß hinauf und abwärts thun.

Unter den vielen öffentlichen Gebäuden verdienen besonders Erwähnung das Gerichtsgebäude, Four Courts genannt, das neue Rathaus, City Hall, das Post- und Zollamt, Post-Office and Custom House, und das Ausstellungsgebäude.

Eine besondere Zierde der Stadt sind die vielen Parks. Da ist vor allem zu nennen der riesige, großartig angelegte Forest Park; in diesen mündet die Lindell Avenue, der Stolz der St. Louiser. Etwas südöstlich von diesem Park liegt der Tower Grove Park, ein königliches Geschenk des alten St. Louiser Bürgers Henry Shaw. Dicht neben dem Tower Grove Park liegt der berühmte botanische Garten, Shaw's Garden genannt, der jährlich von Hunderttausenden von Fremden besucht wird. Dieser Garten ist einzigartig in Amerika; denn in keinem sind die verschiedensten Baumarten so vertreten.

Unter den Bewohnern von St. Louis sind schier alle Nationalitäten vertreten. Am zahlreichsten sind die Engländer, Irländer und Deutschen. Letztere bilden fast ein Dritteil der Bevölkerung. Sonderlich gestärkt wurde das deutsche Element der Stadt durch die Einwanderung der Sachsen im Jahre 1839. Diese gründeten hier in St. Louis die erste deutsche evangelisch-lutherische Gemeinde U. A. C., weshalb noch heute hier jedermann die lutherische Kirche die „Sachsenkirche" nennt. St. Louis ist seit jener Zeit ein Hort des reinen Luthertums und auch des Deutschtums gewesen. Zwölf deutsch-lutherische Gemeinden giebt's in der Stadt, und gerade durch die deutsch-lutherischen Gemeindeschulen ist die deutsche Sprache gepflegt und hier erhalten worden, wie durch nichts anderes. In dieser Stadt, wo die römisch-katholische Kirche so überaus mächtig ist — St. Louis ist der Sitz eines Erzbischofs, römischer Universitäten und vieler Klöster — wo der Unglaube so viele Vorkämpfer hat, wo fast jede protestantische Sekte vertreten

ist, hat die lutherische Kirche in Amerika ihre größte theologische Anstalt. Das große, solid gebaute, prächtige Concordia-Seminar, — als Gebäude eine Zierde der Stadt — befindet sich im südlichen Teil der Stadt an der Jefferson Avenue, zwischen der Miami und Winnebago Straße. Hier hat der große lutherische Theologe Dr. C. F. W. Walther den Lehrstuhl fast vierzig Jahre inne gehabt. Von dieser Anstalt sind Hunderte von klassisch ausgebildeten lutherischen Pastoren ausgegangen. Nahe bei dem Seminar, an der Miami Straße und Indiana Avenue, ist das Concordia Publishing House, die Synodaldruckerei der deutsch-lutherischen Missouri-Synode, in welcher jahraus jahrein viele Tausende von Exemplaren echt lutherischer Bücher, unter andern auch Dr. Walthers Werke und Dr. Luthers sämtliche Schriften, sowie Schulbücher für deutsch-lutherische Schulen gedruckt und von hier aus in alle Weltteile versendet werden.

13. Die Spiele der Griechen.

Wenn in Jerusalem die Israeliten von allen Seiten an ihren großen Festen zusammen trafen, Gott gemeinsam dienten und von ihm hörten, so lernten sie sich dabei als Brüder kennen und lieben, und freuten sich um so mehr, Gottes Volk zu sein. Auch die alten Griechen hatten solche Feste, bei denen die Männer aus allen Teilen des Landes zusammen kamen. Da hörten alle Streitigkeiten auf, da fühlten sie sich immer wieder als ein zusammengehöriges Volk, wie sehr sie auch sonst unter einander zerstreut und zersplittert sein mochten. Weil sie aber Heiden waren und den lebendigen, heiligen Gott nicht kannten, so hatten darum diese griechischen Volksfeste ein ganz anderes Ansehen, als jene Feste des zu Jerusalem feiernden Israel. Die Hauptsache war ihnen dabei, Spiele zu spielen und die Kraft, die Gewandtheit, die Schnelligkeit ihrer Leiber zu zeigen; daneben wurden wohl auch die Erzeugnisse ihres Geistes in Gedichten, Kunstwerken und dergleichen zur Schau gestellt. Unter diesen griechischen Volksfesten waren die sogenannten olympischen Spiele, welche alle vier Jahre wiederkehrten, die berühmtesten. Der Schauplatz dieser Spiele lag in der wohlhabendsten und best-

bebauten Gegend Griechenlands, im Westen der südlichen Halbinsel, die jetzt Morea heißt. Da lag Olympia in einem stillen, bewaldeten Thale. Olympia war nicht eine Stadt, sondern ein ummauerter, heiliger Raum. Innerhalb desselben sah man Tempel aus Marmor, Götterbilder und Standbilder von Siegern, aus Marmor oder aus Erz, endlich allerlei Gegenstände, die als Weihgeschenke an diesen „heiligen" Ort gestiftet worden waren. Zwischen all diesem standen Ölbäume, Pappeln, Platanen und Palmen, das Ganze überragend und Schatten gewährend. Namentlich stand da, nahe am Eingang, der heilige Ölbaum, von dessen Zweigen man mit einem goldenen Messer die Siegeskränze abschnitt. Außerhalb des geheiligten Zaunes standen z. B. Gebäude zur Bewirtung der Festgäste ꝛc. Mit Sonnenaufgang begannen die Spiele, nachdem die Nacht vorher mit Opfern und Gesängen zum Preise der Götter gefeiert worden war. Kampfrichter saßen innerhalb des zu den Wettkämpfen bestimmten Raumes.

Die Wettstreiter mußten zuerst beweisen, daß sie sich wenigstens zehn Monate lang zu diesen Kämpfen vorbereitet hätten, und es geschah diese Vorbereitung oft unter der äußersten Enthaltung von allem, was nicht zuträglich für die Kräftigung des Leibes erkannt wurde.

Nun kamen zuerst die Wettläufer, dann die Ringer, nackt und mit Öl am ganzen Leibe eingerieben. Wer den andern zweimal zur Erde warf und ihn festhielt, so daß dieser sich selbst als überwunden bekennen mußte, der war Sieger. Hierauf kam es zum Faustkampf, dabei es oft nicht unbedeutende Beschädigungen absetzte. Besonders gefährlich war das Wagenrennen mit Viergespannen, da man, auf einem hinten offenen, zweiräderigen Wagen stehend, zwölfmal eine bestimmte Bahn, und namentlich zwischen zwei Säulen hindurch, im schnellsten Laufe durchfuhr. Manche von diesen Wettfahrern warfen um, zerbrachen Wagen und Hälse, oder fuhren gegen andere an und mußten auf halbem Wege still halten.

„Jene" — so schreibt Paulus mit Beziehung auf diese Spiele — „jene also, daß sie eine vergängliche Krone empfangen, wir aber eine unvergängliche!"

Fünfter Abschnitt.

---

1. Das Kirchenjahr.

Das christliche Kirchenjahr beginnt mit dem 1. Advent. Es zerfällt in eine festliche Hälfte, welche den Weihnachts-, Oster-, und Pfingstkreis umfaßt, und in eine festlose Hälfte, welche vom Sonntage Trinitatis bis zum Schluß des Kirchenjahrs reicht.

I. Die festliche Hälfte.

A. Der Weihnachtskreis.

Der Weihnachtskreis beginnt mit dem 1. Advent und reicht bis zum Sonnabend nach dem letzten Sonntage nach Epiphanias.

1. Die Adventszeit umfaßt die vier Sonntage vor Weihnachten. Advent heißt Ankunft; die Adventszeit bereitet auf die Ankunft Christi vor: Siehe, dein König kommt! Man unterscheidet eine dreifache Ankunft Christi: die vergangene (die Ankunft ins Fleisch); die gegenwärtige (die Ankunft ins Herz); die zukünftige (die Ankunft zum Gericht).

2. Das Weihnachtsfest, das Geburtsfest Christi, fällt auf den 25. Dezember und ist ein unbewegliches Fest; es hat zwei Feiertage.

Das Fest der Beschneidung Christi, zugleich das bürgerliche Neujahrsfest, fällt acht Tage nach Weihnachten, den 1. Januar. Wenn der 1. Weihnachtsfeiertag auf die Tage Montag bis Freitag fällt, dann giebt es auch einen Sonntag nach Weihnachten. Fällt das Neujahrsfest nicht auf einen Sonntag, Montag oder Dienstag, dann hat man auch einen Sonntag nach Neujahr.

3. Die Epiphaniaszeit fängt mit dem Epiphaniasfeste an, welches immer auf den 6. Januar fällt. Es heißt auch Fest der heiligen drei Könige nach der Sage, daß jene Weisen drei Könige aus den damals bekannten Erdteilen gewesen seien. Epiphanias

heißt Erscheinung. Die Zahl der Sonntage nach Epiphanias ist mindestens zwei, höchstens sechs, je nachdem Ostern früh oder spät fällt.

B. Der Osterkreis.

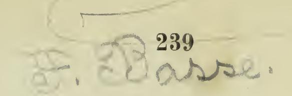
Er beginnt mit dem Sonntage Septuagesimä und reicht bis zum Himmelfahrtsfeste.

1. Die Vorbereitungszeit umfaßt die drei Sonntage Septuagesimä (d. h. der 70. Tag vor Ostern), Sexagesimä (der 60.) und Quinquagesimä (der 50.) oder Estomihi (nach Psalm 31, 3.: „Sei mir ein starker Hort"). Der hierauf folgende Dienstag heißt Fastnacht, der Mittwoch Aschermittwoch. Nun folgt

2. Die Fasten- oder Passionszeit, das heißt, Leidenszeit. Die Fastensonntage (und auch einige andere Sonntage) haben ihre Namen von den lateinischen Anfangsworten der Psalmen oder andern Schriftstellen, welche an diesen Sonntagen zu Anfang des Gottesdienstes vorgelesen wurden. Sie heißen: 1. Invocavit, Ps. 91, 15.: Er ruft mich an. 2. Reminiscere, Ps. 25, 6.: Gedenke, HErr. 3. Oculi, Ps. 25, 15.: Meine Augen sehen. 4. Lätare, Jes. 66, 10.: Freue dich. 5. Judica, Ps. 43, 1.: Richte mich. 6. Palmarum, nach dem Evangelium Matth. 21, Tag der Palmen. Mit Palmarum beginnt die stille Woche, auch Kar- oder Leidenswoche genannt. In diese Woche fällt der grüne Donnerstag und der Kar- (oder stille) Freitag, der Todestag des Heilandes.

3. Die Osterzeit. Ostern ist das Fest der Auferstehung des HErrn; es ist ein bewegliches Fest, nach welchem sich alle andern beweglichen Feste richten, und fällt immer auf den Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühlinge, also in die Zeit vom 22. März bis zum 25. April; es hat zwei Feiertage.

Die fünf Sonntage nach Ostern heißen: Quasimodogeniti, 1 Petr. 2, 2.: Als die Neugebornen; Misericordias Domini, Ps. 23, 6.: Die Barmherzigkeit des HErrn; Jubilate, Ps. 66, 1.: Jauchzet; Cantate, Ps. 96, 1.: Singet; Rogate, Matth. 7, 7.: Bittet. — Donnerstag nach Rogate (40 Tage nach Ostern) ist das Himmelfahrtsfest.



C. Der Pfingstkreis.

Er beginnt mit dem Sonntage nach dem Himmelfahrtsfeste und endigt mit dem Sonnabend nach Pfingsten.

1. Die Wartezeit geht bis zum Sonnabend vor Pfingsten und schließt in sich den Sonntag Exaudi, Ps. 27, 7.: Erhöre.

2. Die Pfingstzeit. Pfingsten hat seinen Namen von einem griechischen Worte, das der fünfzigste heißt. Es fällt auf den fünfzigsten Tag nach Ostern. Am ersten Pfingstfeste geschah die Ausgießung des Heiligen Geistes über die Jünger und die Gründung der christlichen Kirche. Auch das Pfingstfest hat zwei Feiertage.

Das Weihnachtsfest ist das Fest des Vaters, der uns Sündern seine Liebe bewiesen durch die Sendung seines Sohnes. Ostern ist das Fest des Sohnes, der durch seinen Tod und seine Auferstehung uns die Gnade Gottes erworben; Pfingsten ist das Fest des Heiligen Geistes, durch welchen der Vater und der Sohn mit uns in Gemeinschaft treten.

II. Die festlose Hälfte.

Am Sonntage nach Pfingsten ist das Trinitatisfest, das heißt, das Fest der heiligen Dreieinigkeit. Die folgenden Sonntage werden als Sonntage nach Trinitatis gezählt. Es giebt deren 22—27, je nachdem Ostern spät oder früh fällt. In die Trinitatiszeit fallen: Das Erntedankfest, am letzten Donnerstag im November; das Reformationsfest, am 31. Oktober. Am 31. Oktober 1517 schlug Luther die 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg.

Für jeden Sonntag und Feiertag des Kirchenjahres sind besondere Perikopen, das heißt, Abschnitte der heiligen Schrift, seit uralten Zeiten der christlichen Kirche bestimmt, welche bei der Liturgie vorgelesen werden und auch wohl die Predigttexte bilden. Diese Abschnitte heißen Evangelien, wenn sie aus den Evangelien, Episteln, wenn sie aus andern Büchern der heiligen Schrift entnommen sind.

2. Unsere Synode.

Der Heilige Geist sagt zu den Christen: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens.“ Eph. 4, 3. Der HErr will also haben, daß die Christen allen Fleiß anwenden sollen, miteinander Einen und zwar den rechten Glauben zu haben und, wenn sie den haben, sich miteinander im Frieden zu verbinden, um solchen Einen gemeinsamen rechten Glauben auch zu bewahren und sich zu Werken des Glaubens die Hände zu reichen.

Mehr als tausend im rechten Glauben einige Gemeinden sind daher zu der Synode verbunden, zu welcher auch unsere Gemeinde gehört. „Synode“ ist ein aus der griechischen Sprache genommenes Wort und heißt zu deutsch: ein gemeinsamer Weg. Unsere Gemeinden haben sich also verbunden zu einem gemeinsamen Wege des rechten christlichen Glaubens und rechter christlicher Werke durch dies arme Leben.

Und wie dies dem Befehle Gottes gemäß ist, so ist es auch gut und nütze. Denn eine Gemeinde kann vom Satan leichter auf einen falschen Weg gebracht werden, wenn sie für sich ganz allein steht, als wenn sie mit andern rechtgläubigen Gemeinden verbunden ist und zusammengeht. Eine glühende Kohle erlöscht eher, wenn sie allein liegt, als wenn sie sich in einem Haufen anderer glühender Kohlen befindet, deren Glut ihr mitgeteilt wird. Alpensteiger verbinden sich miteinander durch ein Seil, damit, wenn Einer gleitet, die andern ihn halten. Einzelne Stäbe können leicht zerbrochen werden, ein Bündlein von Stäben schwer. Vieler Augen sehen viel, vieler Gaben dienen einander fein. So fördern wir uns in unserer Synode in der rechten Lehre, wir wehren mit einander der Irrlehre, wir üben an einander christliche Zucht. Rechtgläubige und fromme Prediger werden in unserer Synode gestärkt, falschen und gottlosen Predigern wird gewehrt. Rechtgläubige und fromme Gemeinden werden gestärkt, falscher Lehre anhängenden und gottlosen Gemeinden wird gewehrt. Alle für Einen, Einer für Alle. Auch deshalb ist die Verbindung rechtgläubiger Gemeinden zu einer Synode gut und nütze, weil eine für sich alleinstehende Gemeinde unmöglich die Werke ausrichten kann, welche einer Verbindung von Gemeinden nicht schwer fallen. Eine Last, die ein einzelner Mensch durchaus nicht heben kann, ist federleicht in den Händen von hundert Menschen. Eine Summe Geldes, die ein einzelner Mann unmöglich bezahlen kann, wird ohne Anstrengung von Tausenden gemeinsam aufgebracht. Vieler Liebe, Vieler Gaben, Vieler Hände können große Dinge thun. So haben wir in unserer Synode große Anstalten, in denen Knaben in fremden Sprachen und in allerlei höherem Wissen unterrichtet werden; in denen Prediger und Lehrer ausgebildet werden; in denen Waisen erzogen, Taubstumme unterwiesen, Kranke gepflegt werden; in denen Bibeln, Zeitschriften, Bücher gedruckt werden. Wir bauen miteinander große Gebäude zu eben angegebenen Zwecken;

wir unterhalten miteinander ein Heer von Professoren und allerlei Lehrern und Arbeitern und Helfern. Wir senden miteinander Missionare — und solcher nicht wenige, sondern eine Menge. Wir helfen notleidenden Gemeinden, speisen Witwen und Alte. Alle für Einen, Einer für Alle.

Und daß alles recht und ehrlich und ordentlich zugehe, haben wir unserer Synode eine Verfassung (Konstitution) gegeben. Diese sagt vornehmlich, daß alles nach Gottes Wort und unserm lauteren lutherischen Bekenntnis zugehen müsse, und macht in allen Dingen, die in menschlicher Freiheit stehen, heilsame Ordnungen. Wir haben Beamte in unserer Synode, welche über die Ausführung unserer Verfassung zu wachen und die laufenden Geschäfte zu erledigen haben. Der Gesamtkörper unserer Synode hat einen Allgemeinen Präses mit zwei Stellvertretern (Vicepräsides), einen Kassierer und einen Sekretär (Schriftführer). Weil aber der Gesamtkörper unserer Synode sehr groß ist, so ist derselbe in verschiedene Distrikte eingeteilt, ein jeder Distrikt mit entsprechenden Beamten. Außer diesen Beamten haben die einzelnen Anstalten ihre Verwaltungsbehörde. Da die Beamten nur die Ausführung der Beschlüsse der Synode in Händen haben, so tritt alle Jahre ein regierender Ausschuß der Synode zusammen, und zwar in zwei aufeinander folgenden Jahren ein Ausschuß der einzelnen Distrikte, im dritten Jahre ein solcher der Gesamtsynode. Zu solchen Versammlungen der Distrikte sendet jede Synodalgemeinde ihren Pastor und einen aus ihrer Mitte gewählten Deputierten (Abgeordneten), zu denen der Gesamtsynode wählen mehrere Gemeinden zusammen einen Pastor und einen Deputierten. Auf diesen Versammlungen sucht man vor allen Dingen durch Besprechung der Lehre die Einigkeit des Glaubens zu bewahren und erledigt sodann alle andern Sachen, welche in einem so großen Haushalte vorkommen und welche teils geistlicher teils geschäftlicher Natur sind, doch insgesamt dem Reiche Gottes dienen. Alle Synodalglieder, welche nicht stimmberechtigte, das heißt, der Synode angeschlossene Gemeinden vertreten, — wie Pastoren, deren Gemeinden noch nicht in die Synode aufgenommen sind, Professoren, Lehrer — sind zwar gehalten, an diesen Versammlungen teilzunehmen, aber haben nicht das Stimmrecht, da unsere Synode nicht sowohl eine Verbindung einzelner Christen, als vielmehr eine solche von Gemeinden ist. Auch sollen die Gemeinden Gottes nicht durch einen Priesterstand beherrscht werden, sondern sich selbst nach Gottes Wort regieren.

Der Name unserer Synode ist von ihrer Gründungszeit her (1847): Deutsche Evangelisch-Lutherische Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten.

Der HErr, unser Gott, erhalte unsere liebe Synode in Seinem Wort und Glauben und sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja, das Werk unserer Hände wolle Er fördern.

3. Bünger als Lehrer und Pfleger der Jugend.

Unter den trefflichen Männern, die im Jahre 1839 aus Sachsen nach Amerika kamen und hier das Senfkorn pflanzten, aus dem ein großer Baum des reinen Luthertums geworden ist, war auch Johann Friedrich Bünger. Er war eines Pfarrers Sohn; auch seine beiden Großväter waren fromme Prediger. In den Schulen aber, welche Friedrich als Knabe und Jüngling hatte besuchen müssen, hatte er wenig von Christo gehört. In Leipzig jedoch war er in jenen Kreis frommer Studenten eingeführt worden, dem auch Walther angehört hat, und hier hatte er seinen Gott und Heiland recht kennen gelernt. Sein Vater war 1836 gestorben. Als nun zwei Jahre später eine große Gesellschaft lutherischer Auswanderer sich auf die Reise nach Amerika begab, war unter diesen Pilgern, die in das ferne fremde Land ziehen wollten, auch unser Bünger mit seiner Mutter und seinen Geschwistern. Doch in Bremerhafen wurde die Mutter auf die unwahre Beschuldigung hin, sie hätte zwei Waisenkinder entführt, gefangen genommen und festgehalten, bis die übrigen Auswanderer zur See gegangen waren. Als ein treuer Sohn blieb Friedrich bei der Mutter; sie reisten später den Gefährten nach und trafen in Perry County im Staate Missouri wieder mit ihnen zusammen.

Große Armut herrschte dort in der Sachsenkolonie am Mississippi, und auch sonst kam schwere Trübsal über die Eingewanderten. Aber nötiger als das tägliche Brot für den Leib achteten jene armen lutherischen Christen die Speise der Seele, das Wort Gottes, und zwar nicht nur für die Erwachsenen, sondern auch für die Kinder. Darum waren gleich in den ersten Tagen der Ansiedelung Schulen eingerichtet worden, in welchen die Kinder der Ansiedler mit allem Fleiß christlich unterwiesen wurden, wie es jetzt auch in unsern Gemeindeschulen geschieht. Und dabei ließ man es nicht bewenden. Auch eine höhere Lehranstalt wurde gegründet, in welcher auch die lateinische, die griechische und die hebräische Sprache getrieben werden sollte, und unter den Begründern dieser Anstalt that sich besonders unser Bünger hervor. Mit

den Kandidaten Brohm und Fürbringer baute er selber das Blockhüttlein, in welchem der Unterricht erteilt werden sollte, und den Brunnen grub er ganz allein. Die teuren Männer dachten damals nicht, daß aus jenem geringen Anfang im Urwalde unter Gottes Segen im Laufe der späteren Jahre zwei große, blühende Anstalten, das Concordia-Kollegium in Fort Wayne und das Concordia-Seminar in St. Louis, hervorwachsen sollten.

Auch diejenigen sächsischen Einwanderer, welche in St. Louis geblieben waren, hatten gleich nach der Ankunft eine Gemeindeschule eingerichtet. An diese wurde im Jahre 1841 Bünger als Lehrer berufen. Das Schulzimmer, in welchem der Lehrer auch wohnen und schlafen mußte, bot eigentlich kaum für fünfzig Kinder Raum, doch mußten oft achtzig darin Platz finden, indem viele die Stufen der Treppe, die nach oben führte, als Sitze, und ihre Kniee als Tische benutzten. Biblische Geschichte, Katechismus, Lesen, Schreiben, Rechnen, gemeinnützige Kenntnisse und englische Sprache waren die Lehrfächer, welche getrieben wurden. Dabei fehlte es sehr an Büchern. Die Fibel bestand aus höchstens zwölf Blättern, und die Lieder, welche gelernt werden sollten, mußten meistens abgeschrieben werden. Als Lesebuch diente anfänglich nur das Neue Testament. Dennoch wurde der Zudrang zu Büngers Schule immer größer. Auch solche Eltern, welche nicht Gemeindeglieder waren, brachten ihre Kinder, und es mußte bald ein größeres Zimmer gemietet werden. Als dann im Spätjahr 1842 die erste Kirche der Gemeinde fertig war und die Schule im Erdgeschoß derselben untergebracht werden konnte, wuchs die Zahl der Schüler bis auf 160 an.

Im Jahre 1844 wurde Bünger von der Gemeinde zum Hilfsprediger berufen; die Schule wurde nun geteilt, und er behielt die Oberklasse. Aber in einer Landgemeinde, deren Versorgung er zugleich übernommen hatte, nahm er sich ebenfalls der Kinder an. Am Freitag pflegte man ihm nämlich ein Pferd in die Stadt zu bringen und vor seiner Schule anzubinden. Sobald er dann des Nachmittags die Stadtkinder entlassen hatte, ritt er hinaus aufs Land. Dort sammelte er am Samstag die Kinder um sich. Am

Sonntag wurde noch Christenlehre gehalten; dann wurden den Kleinen neue Aufgaben gestellt, und diese pflegten sie pünktlich zu lernen, bis der Herr Pastor über vierzehn Tage wiederkam und sie wieder zur Schule kommen durften.

Doch nicht nur die Schule, auch die Gemeinde in St. Louis nahm zu, und als nun ein Bezirk abgezweigt werden mußte, wurde Bünger zum Seelsorger für denselben berufen. Obschon aber hiermit seine bisherige Thätigkeit in der Schule zu Ende ging, so blieb er doch auch als Pastor ein treuer Freund der Jugend. Gerne und oft besuchte er die Schulen seiner Gemeinde; großen Fleiß verwendete er auf die Christenlehre; die Konfirmierten sammelte er in einem Jünglings- und einem Jungfrauenverein; begabte Knaben ermunterte er zum Studieren, und wenn sie arm waren, sorgte er auch für ihren Unterhalt, so viel er konnte. Auch das Waisenhaus zum Kindlein JEsu, das er mit Hilfe anderer Christen gegründet und mit Liebe gepflegt hat, ist ein schönes Denkmal dieses frommen und treuen Lehrers und Pflegers der christlichen Jugend.

4. Johann Christoph Wilhelm Lindemann.

Das Geschlecht der „Lindemann", aus welchem dieser um die lutherischen Gemeindeschulen unsers Landes hochverdiente und unvergeßliche Seminardirektor stammte, hat schon seit der Reformationszeit eine ganze Reihe lutherischer Pastoren und Lehrer aufzuweisen. Noch der Großvater unsers Direktors war Schullehrer gewesen. Er selber aber war der älteste Sohn eines Kanzlisten in der alten Universitätsstadt Göttingen, im ehemaligen Königreich Hannover. Dort wurde er am 6. Januar 1827 geboren. Es hatte aber lange Jahre nicht den Anschein, als sollte dieser Knabe später ein Diener der Kirche werden. Denn obschon beide Eltern achtbare Leute waren, so war doch in ihrem Hause von Gottesfurcht und christlicher Kinderzucht keine Rede. Dazu kam, daß die Mutter starb, ehe unser Wilhelm zwei Jahre alt war, und dieser daher, unter der Aufsicht fremder Leute, ziemlich sich selbst überlassen auf-

wuchs. Dennoch sorgte der Vater dafür, daß der aufgeweckte Junge beizeiten etwas lernte. Schon mit dem vierten Jahre begann der Zeichenunterricht, und noch war der Kleine keine sechs Jahre alt, als ihn der strenge Vater bei den Schreibübungen schon oft so hart ins Ohr gekniffen hatte, daß das Blut nachfloß. Als der



sechsjährige Wilhelm dann in die Schule eintrat, konnte er bereits fertig lesen und schrieb eine schöne Hand. Bald machte er auch sonst in der Schule solche Fortschritte, daß ihn der Vater in eine gute Privatschule schickte, wo er wegen seines musterhaften Fleißes bei allen Lehrern wohlgelitten war. Er lernte mancherlei, nur nicht das Eine, was not ist, denn der sogenannte Religionsunterricht wurde von einem ungläubigen Lehrer erteilt. So hat auch unser Lindemann erst in seinem elften Jahre beten gelernt.

Aber schon in der Schule zeigte es sich, wohin des Knaben Sinn stand. Während nämlich seine Kameraden draußen spielten, saß er auf der Stube bei den Büchern, oder malte Soldaten und schnitt sie aus. Einmal konnte er so 200 Ritter zu Pferde aufstellen, deren Harnische von Schnupftabaksblei verfertigt waren. Oft hat er aber auch dem Vater vorgelesen und so die kleine Bibliothek desselben kennen und lieben gelernt. Die Kameraden nannten ihn „Stubenhocker"; wegen seiner langen Gestalt aber hieß er „Recke".

Unterdessen nahte die Zeit der Konfirmation, und es entstand die Frage: „Was soll aus dem Jungen werden?" Zwar dachte der Vater ernstlich daran, ihn studieren zu lassen, aber es fehlte an den nötigen Mitteln. So wurde er denn, ganz gegen seine Neigung und zur Verwunderung aller, die ihn kannten, vom Vater bei einem Tischlermeister eines Nachbardorfes in die Lehre gegeben.

Nun begann eine harte, bittere Lehrzeit, in welcher es an Schlägen und Thränen nicht fehlte. Als Lehrjunge mußte er die Kühe hüten, der zänkischen Meisterin das Wasser tragen, das geerntete Korn auf seinem Kopfe in die eine gute halbe Stunde entfernte Mühle schleppen, auch Kartoffeln ausroden, wobei ihm die Frostbeulen an den Händen aufbrachen, so daß er die Narben zeitlebens aufweisen konnte. Dennoch lernte er nicht nur sein Handwerk gründlich, sondern studierte in seinen Freistunden auch noch immer fleißig in den Büchern, die ihm der Vater schickte oder der Dorfpastor lieh. So hatte er sich ganz schöne Kenntnisse angeeignet, die ihm später gut zu statten kamen. Nur Ein Buch kannte er nicht — die Bibel. Diese lernte er erst kennen, als er auf seiner Wanderschaft, über achtzehn Jahre alt, nach Leipzig kam und dort unter offenbare Bibelfeinde geraten war. Aus Feindschaft gegen die Wahrheit kaufte er sich eine Bibel, um aus dieser „den alten Aberglauben", so nannte er damals unsern Christenglauben, zu widerlegen. Zu dem Zwecke las er fleißig in der Schrift. In der Schublade unter seiner Hobelbank lag die Bibel, und oft wurde selbst während der Arbeit nachgeschlagen und gelesen. Aber es ging ihm hierbei wie einst dem jungen Saulus.

Je mehr er las, desto unruhiger wurde sein Gewissen, desto mehr wurde er vom Wort ergriffen, und endlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er sah nun den Irrtum seines Weges; er sah aber noch nicht den, der ihm allein helfen konnte, seinen Heiland. Dieser wurde ihm von dem Katecheten an der Peterskirche in Leipzig gezeigt, an den er sich in seiner Seelennot gewandt hatte, und so wurde aus dem verblendeten Jünglinge durch Gottes Gnade ein aufrichtiger Christ.

Dennoch war er noch keineswegs ein Lutheraner. Um ihn zu einem solchen zu machen, dazu gebrauchte Gott einen schlichten, frommen Handwerker. Obschon nämlich Lindemann im ersten Liebeseifer gerne Missionar geworden wäre, fügte Gott es doch so, daß er fürs erste bei seinem Handwerk bleiben und in Bernau, bei Berlin, Arbeit finden mußte. Hier wurde er bald mit einem Seidenwirker bekannt, der ihm den Unterschied der Lehre klar machte, und ihn endlich in die dortige kleine lutherische Gemeinde einführte. So wurde er ein bekenntnistreuer Lutheraner.

Nachdem er dies geworden war, öffnete ihm nun auch Gott die Thür zu dem Berufe, in welchem er später so segensreich wirken sollte. Er wurde nämlich in das Schullehrerseminar zu Hannover aufgenommen und zeichnete sich hier so aus, daß ihm nach Ablauf kaum eines Jahres ein Beruf der lutherischen Gemeinde in Baltimore, Md., vom Inspektor des Seminars eingehändigt wurde. So kam er als Schullehrer nach Amerika und zwar gleich in den kirchlichen Verband, in welchem er nachmals eine so wichtige Stellung einnehmen sollte. Nachdem er mehrere Jahre als Schullehrer dasselbe geübt hatte, was er später andere lehren sollte, entschloß er sich noch als verheirateter Mann, Theologie zu studieren und Pastor zu werden, und nachdem er sich elf Jahre lang als solcher erprobt hatte, wurde er endlich Professor und Direktor des Schullehrerseminars in Addison, Ill. (1864.) In diesem seinem schweren Amte bewies er eine so ungeheuchelte Frömmigkeit, eine solche Bekenntnistreue und kindliche Einfalt; entwickelte eine so reiche Erfahrung und so vielfältige Kenntnisse, bei einer fast beispiellosen Arbeitskraft, daß er, als ein Herzschlag am 15. Januar

1879 seinem Leben plötzlich ein Ende machte, nicht allein von seinen Schülern, sondern von der ganzen treulutherischen Kirche dieses Landes als ein auserwähltes Rüstzeug Gottes tief betrauert wurde.

Sein kurzes Lebensbild aber lehrt uns, wie sich der große Gott oft auf wunderbare Weise seine Werkzeuge zurichtet und auf Wunderwegen hinausführt, was er sich vorgenommen hat, zu seiner Ehre und zum Segen seiner Kirche.

A. M.

5. Wie Walther ein frommer lutherischer Prediger geworden ist.

I.

Am 25. Oktober des Jahres 1811 wurde dem Pastor Gottlob Heinrich Wilhelm Walther zu Langenchursdorf im Königreich Sachsen und seiner Ehefrau Johanna Wilhelmina ein Söhnlein beschert, dem legten sie in der Taufe die Namen Carl Ferdinand Wilhelm bei. Wie seine Geschwister, so erfuhr auch der kleine Ferdinand neben der mütterlichen Pflege des Vaters strenge Zucht; denn der Hausvater war ein ernster Mann, vor dem die Kinder solche Ehrfurcht hatten, daß sie kaum wagten, ihn anzusehen. Doch konnte er auch freundlich sein. Als einst an einem Weihnachtsabend der dreijährige Ferdinand das Sprüchlein hergesagt hatte:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd' eingehn,

da schenkte ihm der Vater einen Dreier. Der Dreier aber hat reiche Zinsen getragen; denn der Knabe schloß daraus, es sei gewiß ein Sprüchlein guter Art, das dem Vater so wohl gefiel, und er hat dies Gebetlein lieb behalten, auch als er das Vaterhaus verlassen hatte.

Acht Jahre war Ferdinand alt, da nahm ihn der Vater aus der Schule seines Heimatdorfs und brachte ihn nach Hohenstein in die Stadtschule; zwei Jahre später trat er in die lateinische Schule zu Schneeberg ein. Dort wuchs bei fleißigem Studieren der Knabe zum Jüngling heran, bis er im Jahre 1829 mit einem ehrenvollen Abgangszeugnis auch diese Schule verließ.

Es war aber damals in Deutschland eine gar traurige Zeit; denn die reine Katechismuslehre war allermeist aus Kirchen und Schulen verschwunden. So

hatte auch der junge Walther auf den Schulen in der Fremde wenig von Christo, dem Heiland der Sünder, und vom Glauben an ihn gehört; einen Katechismus und eine Bibel besaß er nicht. Er hatte zwar ein vor Menschen tadelloses Leben geführt; aber im lebendigen Glauben stand er nicht. So hatte er denn auch damals nicht den Wunsch, andere zu diesem Glauben zu bringen oder in demselben zu stärken durch die Predigt des Evangeliums. Er wollte nicht Pastor werden, sondern Tonkünstler. „Ich fühle mich für nichts geboren als für die Musik", hatte er in sein Tagebuch geschrieben, als er noch in Schneeberg war.

Anders als der Sohn dachte der Vater. „Wenn Du Musikant werden willst", sprach er, „so sieh' Du zu, wie Du durchkommst; wenn Du aber Theologie studieren willst, gebe ich dir wöchentlich einen Thaler." Da ihm hiernach der Vater das Studium der Musik nicht geradezu verbot, so hätte vielleicht der Sohn doch noch auf den Thaler verzichtet und es mit der Musik und dem Durchkommen versucht; aber der Vater im Himmel hatte es auch anders mit ihm vor, und der wußte ihn auf andere Gedanken zu bringen. Er ließ ihm nämlich ein Buch in die Hände fallen; das war die Lebensbeschreibung eines Predigers, die sein älterer Bruder Hermann von der Universität gebracht hatte, und durch dies Buch, sowie durch Unterredungen mit seinem Bruder reifte in Ferdinand Walther der freudige Entschluß, Pastor zu werden.

II.

Im Oktober 1829 zog der achtzehnjährige Jüngling nach Leipzig auf die Universität. Da sah es freilich nicht viel besser aus als zu Schneeberg; denn auch da war der Unglaube zu Hause und die seligmachende Wahrheit wenig bekannt und wenig geachtet. Ein Häuflein frommer Studenten, die nicht nur fleißig studierten, sondern auch an gewissen Tagen sich zu gemeinsamem Gebet und gegenseitiger Erbauung aus Gottes Wort versammelten, mußten viel Spott und Hohn von seiten der ungläubigen Kameraden erfahren. Aber in diesem Kreis, dem auch sein Bruder angehörte, fand Ferdinand Walther, was er zuvor nicht gefunden hatte, die Erkenntnis des Heils in Christo JEsu. Jetzt wollte er auch gerne eine eigene Bibel haben. Womit sollte er aber eine kaufen? Der Vater hielt zwar Wort und gab ihm wöchentlich seinen Thaler; aber der reichte kaum zu für den nötigsten Unterhalt. Dennoch gab Walther eines Tages die letzten Groschen her und kaufte sich die langbegehrte Bibel, in der guten Zuversicht, daß Gott schon für ihn sorgen werde. Und wirklich, am nächsten Tage trat ein Bauer bei ihm ein, der brachte ihm einen Brief, und in dem Briefe war ein Thaler, den ihm sein Vater ausnahmsweise zu dem Thaler geschickt hatte, den er regelmäßig empfing.

Wie aber der Student Martin Luther zu Erfurt, so geriet auch der Student Ferdinand Walther zu Leipzig in schwere geistliche Anfechtung. Und wie einst

zu Eisenach die edle Frau Cotta sich des jungen Luther mütterlich annahm, so fand jetzt der junge Walther in dem Hause eines christlichen Steuerbeamten an dessen frommer Gemahlin eine Pflegemutter, die ihn oftmals mit evangelischen Trostworten aufrichtete, wenn er in seiner Seelennot der Verzweiflung nahe war.

Doch während so das geistliche Leben in unserm Walther erstarkte, gewann es den Anschein, als ob sein leibliches Leben bald sollte zu Ende gehen. Eine schwere Brustkrankheit zwang ihn, die Universität zu verlassen und heimzukehren ins Vaterhaus. In dieser Zeit aber kam er zu einem Lehrer in die Schule, bei dem er dann zeitlebens studiert hat; das war Doktor Luther, dessen Schriften er unter seines Vaters Büchern fand. Darin las er mit Fleiß, und nun ging ihm ein Licht der Erkenntnis nach dem andern auf. Als ein Schüler Luthers kehrte er, noch immer kränklich, nach Leipzig zurück. Ein Schüler Luthers ist er geblieben, auch nachdem er 1833 seine Studien auf der Universität vollendet und auch nachdem er 1837 als ein frommer lutherischer Prediger sein erstes Pfarramt angetreten hatte. Hier in Amerika aber, wo er später als Prediger und Professor lange Jahre gewirkt hat, und wo vornehmlich durch seine treue und gesegnete Arbeit die größte lutherische Synode dieses Landes als eine neue Heimat der reinen lutherischen Lehre emporgewachsen ist, hat Walther diese Worte geschrieben: „Ein Schüler Luthers, und wie ich zu Gott hoffe, ein treuer Schüler desselben, habe ich alles, was ich bisher öffentlich geredet und geschrieben habe, nur diesem Propheten der letzten Welt nachgestammelt."

F. M.

6. Unsere Regierung.

Die civilisierten Völker der Erde haben zwei sehr verschiedene Regierungsformen: die monarchische und die republikanische. Eine republikanische Regierungsform nennt man eine solche, in der die höchste Gewalt von Vertretern des Volkes ausgeübt wird, gemäß einer Verfassung (Constitution), welche das Grundgesetz des Landes bildet.

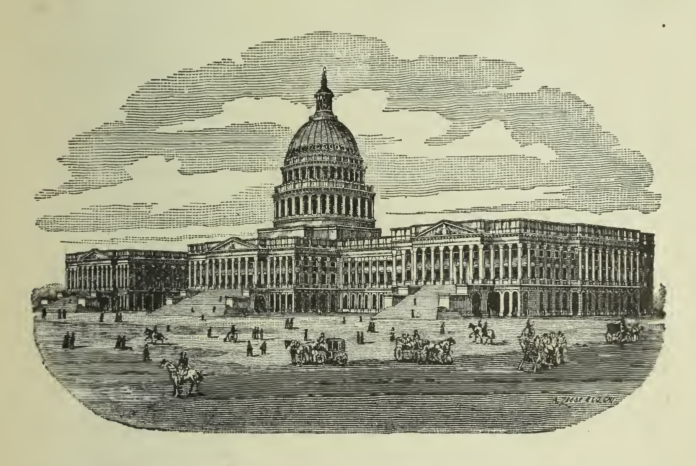
Unsere Regierung ist eine republikanische. Der Regierungssitz ist die Stadt Washington im District of Columbia. Letzterer umfaßt etwa 60 Quadratmeilen und wurde vor mehr als neunzig Jahren vom Staate Maryland den Vereinigten Staaten geschenkt, um die Hauptstadt darin zu gründen, welche dann nach dem ersten Präsidenten Washington genannt wurde.

Das Hauptgebäude in Washington ist das Kapitol. In diesem befindet sich der Saal, in welchem sich der Senat der Vereinigten Staaten versammelt (Senate Chamber), ebenso das Sitzungslokal des Repräsentantenhauses (Hall of Representatives), und des Bundes-Obergerichts (Supreme Court Room).

In einiger Entfernung vom Kapitol steht ein anderes dem Lande gehörendes Gebäude, genannt The White House. Dieses ist die Amts- und Familienwohnung des jedesmaligen Präsidenten.

Die Regierung der Vereinigten Staaten zerfällt in drei Zweige: The Executive, The Legislative, und The Judicial.

Die ausübende Gewalt liegt in den Händen des Präsidenten, welchem ein Kabinet und zahlreiche Unterbeamte zur Seite stehen. Der Präsident wird in der Weise vom Volke gewählt, daß dieses am ersten Dienstage im November eines jeden vierten Jahres sogenannte Electors wählt, die dann ihrerseits den Präsidenten aus den bereits vor der Volkswahl aufgestellten Kandidaten



auf vier Jahre wählen. Der Präsident ernennt die Mitglieder des Kabinets, welche Ernennung dann vom Senate zu bestätigen ist. Dieselben sind 1. Secretary of State, 2. Secretary of the Interior, 3. Secretary of the Treasury, 4. Secretary of War, 5. Secretary of the Navy, 6. Postmaster-General, 7. Attorney-General, 8. Chief of the Agricultural Department.

Der gesetzgebende Zweig der Regierung wird Congress genannt und besteht aus dem Senate und House of Representatives. Zum Senate gehören zwei Senatoren aus jedem Staate, welche von der Legislatur ihres Staates auf sechs Jahre gewählt werden. Zum Repräsentantenhause gehören jetzt 356 Mitglieder, welche von den Wählern der 356 Congressional Districts, in welche die Staaten nach der Bevölkerungszahl eingeteilt sind, gewählt werden. Ihre Amtszeit beträgt zwei Jahre, jedoch können sie nach

Belieben wiedergewählt werden. Je 174,000 Einwohner sind dermalen zu einem Repräsentanten berechtigt.

Der richterliche Zweig der Regierung besteht aus United States Supreme Court und United States Circuit Courts. Mitglieder des Obergerichtes heißen Supreme Judges und werden vom Präsidenten ernannt und vom Senate bestätigt. Ihre Anstellung gilt auf Lebenszeit. Der Vorsitzende des Ober-Bundesgerichtes heißt Chief Justice, die übrigen acht Associate Justices.

Der ausübende Zweig der Regierung hat darauf zu sehen, daß die Gesetze des Landes von allen befolgt werden. Der gesetzgebende Zweig erläßt die nötigen Gesetze. Eine Gesetzvorlage heißt eine Bill. Eine Bill wird entweder vom Senat angenommen (passed) und dann dem Repräsentantenhause zur Besprechung und Annahme vorgelegt, oder umgekehrt. Solche Bills aber, welche Geldbewilligungen betreffen, müssen vom Repräsentantenhause ausgehen. Jede so angenommene Bill wird dem Präsidenten behufs Unterzeichnung vorgelegt. Hält er sie nicht für gut und verweigert daher seine Unterschrift, so nennt man das Veto, und die Bill ist null und nichtig. Wird aber eine solche Bill nochmals vom Senat und Repräsentantenhause vorgenommen und mit einer Zweidrittelsmajorität angenommen, so wird sie trotz dem Veto Gesetz. Dieses Verfahren heißt "Passing a Bill over the President's Veto."

Der richterliche Zweig der Regierung hat die Gesetze zu prüfen, wenn Zweifel über ihre Verfassungsmäßigkeit (constitutionality) entstehen, und gewisse Rechtsfälle zu entscheiden.

Zur Zeit zerfällt unser Land in 44 Staaten und mehrere Territorien. Die Staatsregierungen sind nach dem Vorbilde der Bundesregierung eingerichtet. Jede Staatsregierung zerfällt ebenfalls in die genannten drei Abteilungen.

Wie der Präsident der höchste Bundesbeamte, so ist der Governor der höchste Beamte des Staates. Aber nicht in allen Staaten hat der Governor das Veto-Recht. Ihm zur Seite stehen Secretary of State, Treasurer, Attorney-General, Superintendent of Education, etc.

Der gesetzgebende Teil der Staatsregierung heißt gewöhnlich Legislature. Diese besteht aus State Senate und State House of Representatives. State Senators und Representatives werden vom Volke gewählt.

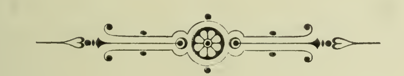
Der richterliche Zweig der Staatsregierung besteht aus State Supreme Court und Circuit Courts.

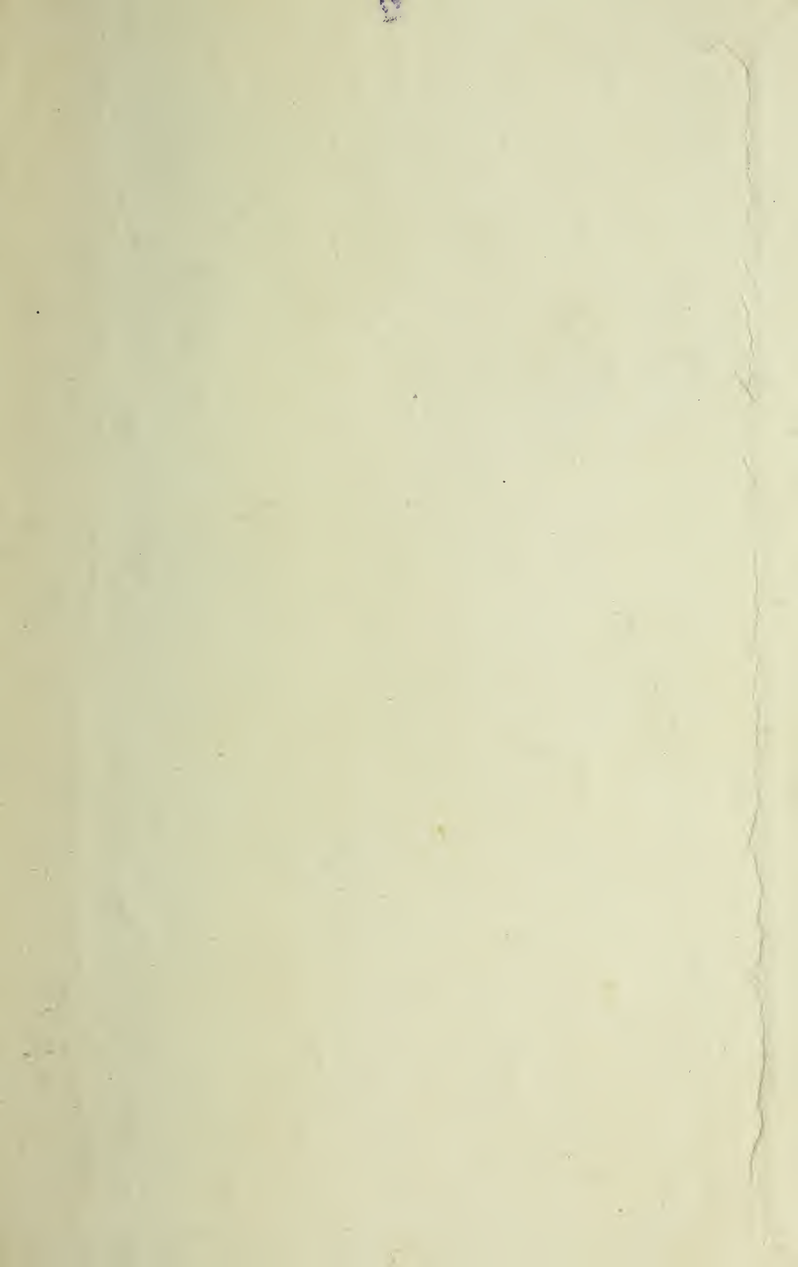
Jeder Staat ist eingeteilt in eine Anzahl Counties (in Louisiana nennt man sie Parishes). Die Beamten des County sind: Judge, Prosecuting Attorney, Clerk, Sheriff, Coroner, Treasurer, Commissioners, Surveyor, in manchen Staaten Superintendent of Public Schools, etc.

Die Counties sind eingeteilt in Townships. Die Beamten des Township sind: Trustees, Justice of the Peace, Constable, Clerk, Road-master, Assessor, und Collector of Taxes.

Townships werden je nach Bedürfnis eingeteilt in School-Districts, deren Beamte School-Trustees und Directors genannt werden.

Besondere Verwaltung haben die Städte, wozu sie durch von der Legislature ihnen gewährte sogenannte Charters ermächtigt sind. Wesentliche nicht durch den Charter vorgesehene Veränderungen können nur infolge besonderer Erlasse der Legislature eingeführt werden.







UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 108037505